

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXIV / 2011



Billingen.



Jahresheft XXXIV

Beiträge

zu Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Hasko Froese, Schatzmeister
Helga Echle, Schriftführerin

Beirat:

Klemens Auberle
Werner Echle
Barbara Eichholtz
Dr. Hans-Georg Enzenroß
Andreas Flöß
Elvira Hellebrand
Gunnar Mecke
Kurt Müller
Adolf Schleicher
Hermann Schuhbauer
Ute Schulze
Michael Tocha
Karl-Heinz Weißer
Claudia Wildi

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Kanzleigasse 30, 78050 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 40 70 999
mail@ghv-villingen.de, www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Schwarzwald-Baar
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 15,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2010

Redaktion:

Helmut Bublies, Hermann Colli, Dr. Hans-Georg Enzenroß, Dr. Helmut Kury, Günter Rath

Verantwortlich für Text und Abbildungen: die Verfasser. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

Layout / Grafische Gestaltung:

Helmut Bublies, Hermann Colli, Dr. Hans-Georg Enzenroß, Dr. Helmut Kury, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

Druckerei Leute GmbH, VS-Villingen
info@druckerei-leute.de

Zum Titelbild:

Hinter buntem Herbstlaub versteckt ist ein Gebäude zu finden, das sich wahrlich nicht verstecken muss: Das Abt-Gaissler-Haus, auch Alte Prälatur genannt. Der bekannte Villingener Künstler Albert Säger hat das wunderschöne Bild 1916 gemalt. Das 777 Jahre alte Haus, das nach fast 30-jährigem Dornröschenschlaf neu erwacht ist, präsentiert sich nach einer umfassenden Sanierung wieder als kostbares Kleinod Villingener Stadt-, Kirchen- und Klostergeschichte. Einen ausführlichen Bericht finden Sie ab Seite 28.

Bild: Jochen Hahne

Inhalt

Impressum	3	<i>Michael Hütt</i>	
Vorwort	5	Neu bemalt blau-rot	68
<i>Lambert Hermle</i>		<i>Rüdiger Schell</i>	
Villingens alte Bier- und Weinstuben	6	Das Kloster Auf Hof bei Neudingen	71
<i>Werner Huger</i>		<i>Christina Nack / Hermann Colli</i>	
Die Stadtmauer	13	Wichtiges Stück Stadtgeschichte aus der Versenkung geholt	85
<i>Ursula Köhler</i>		<i>Edith Boewe-Koob</i>	
Heckel und Arkadien	15	Die Vetttersammlung in Villingen	94
<i>Sebastian Berweck</i>		<i>Sabine Streck</i>	
Musik gab es immer zuhause	19	Die Verbindung ist geschaffen	111
<i>Rupert Kubon</i>		<i>Werner Echle</i>	
Grünanlagen in Villingen	21	Der Geschichts- u. Naturlehrpfad Villingen .	114
<i>Werner Echle</i>		<i>Verena Ströbele-Hoer</i>	
725 Jahre Heilig-Geist-Spital	24	Palliativzentrum VS e.V.	119
<i>Andreas Flöß</i>		<i>Michael Buhlmann</i>	
Dokumentation zur Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses	28	Die Zähringer in Villingen	122
<i>Werner Echle</i>		<i>Barbara Eichholtz</i>	
Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses	36	Johann Peter Hebel	132
<i>Heinrich Maulhardt</i>		<i>Hermann Colli</i>	
Das mittelalterliche Villingener Straßennetz ...	38	Hohe Auszeichnung für Altdekan Kurt Müller	135
<i>Claudia Hoffmann</i>		<i>Dominik Schaaß</i>	
100 Jahre Kendrion Binder Magnete	46	Einen alten Brauch mit Leben erfüllen	137
<i>Rupert Kubon</i>		<i>Helga Echle</i>	
Festakt „200 Jahre Stadt- und Bürgerwehr- musik Villingen und Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe“	51	Jahresrückblick 2010	140
<i>Heinrich Maulhardt</i>		<i>Redaktion</i>	
Flucht aus Villingen	54	Jahresprogramm 2011	144
<i>Werner Huger</i>		Autoren	146
Du warst einmal und bist nicht mehr	66		

Verbunden mit allen guten Wünschen für ein gesundes und friedvolles Jahr 2011 überreicht Ihnen der Geschichts- und Heimatverein Villingen sein neues Jahrbuch „Villingen im Wandel der Zeit“.

Die Gegenwart ist eine Folge der Vergangenheit, und gerade in einer sich immer mehr globalisierenden Welt ist das Wissen um die eigenen Wurzeln notwendig, um einen festen Stand in den sich schnell verändernden Lebensbedingungen zu behalten.

Zahlreiche Autoren haben auch in diesem Jahr wieder eine Fülle von Informationen zusammengetragen. Ihnen allen gilt zusammen mit dem Redaktionsteam, den Gestaltern des Layouts, den Inserenten und Sponsoren mein herzlicher Dank.

Mit seinen Jahresheften „Villingen im Wandel der Zeit“ will der Geschichts- und Heimatverein viele verschiedene Zugänge zu dieser Vergangenheit und deren Verbindung mit unserer Gegenwart chronologisch, thematisch, aber auch heiter-ironisch vermitteln. Damit sollen Interesse geweckt, Diskussionen gefördert und vertiefte Auseinandersetzungen angestoßen werden. Wir wollen zum Dialog über die Vergangenheit anregen und damit zum Verständnis der Gegenwart beitragen. Vor allem jedoch soll die Beschäftigung mit unserer Geschichte, mit den Erfahrungen der Menschen in der alten Stadt Villingen und der Region Spaß machen, begeistern, hin und wieder auch Betroffenheit auslösen. Man muss die Geschichte kennen, um die Gegenwart verstehen und seine Zukunft sinnvoll planen zu können. Die Beschäftigung mit unseren Jahrbüchern soll daher auch helfen, aktuelle Ereignisse in einen größeren Zusammenhang einzuordnen, Tagesaufregtheiten als solche zu erkennen und einen Blick für historische Dimensionen zu bekommen.

Am Ende eines Jahrbuchs sollen weniger abschließende und vermeintlich endgültige Antwor-

ten stehen als vielfältige Anregungen und neue Fragen. Denn die Forschung, die von der Gegenwart aus Vorstellungen von Vorgängen und Zuständen der Vergangenheit zu gewinnen weiß, ist beides zugleich: Bereicherung und Vertiefung der Gegenwart durch Aufklärung ihrer Vergangenheit und Aufklärung über die Vergangenheit durch Erschließung und Entfaltung dessen, was davon oft latent genug noch in der Gegenwart vorhanden ist. Über die Aufgabe hinausgehend, historische Fakten zu sammeln, zu bewahren und deren Inhalte zu vermitteln, hoffen wir, dass die Beschäftigung mit „Villingen im Wandel der Zeit“ Anlass zur Beschäftigung mit der eigenen städtischen und regionalen Geschichte bieten kann und der bisherigen Vorgehensweise verbunden bleibt, dieses Kulturgut immer wieder neu und der Gegenwart angemessen zu präsentieren, um ein Ort der Begegnung zu bleiben.

In den letzten zwanzig Jahren haben uns viele Menschen Mut gemacht und geholfen. Zahlreiche Autoren, Referenten und Vorstands- sowie Beiratsmitglieder arbeiten mit außergewöhnlichem Engagement und Einsatz für die vielen Projekte in unserem Verein. Dafür danke ich allen herzlich.

Weltoffen und heimatliebend, auf die Zukunft orientiert und der Vergangenheit verbunden, zwischen diesen vermeintlich gegensätzlichen Polen will sich auch der Geschichts- und Heimatverein bewegen.

Wir wünschen uns, dass auch das Jahresheft 34 von „Villingen im Wandel der Zeit“ für Sie wieder eine kleine Fundgrube ist und Sie dem Geschichts- und Heimatverein auch im neuen Jahr treu bleiben. Lassen Sie sich von unserer gemeinsamen Geschichte begeistern und anstecken.



Villingen's alte Bier- und Weinstuben

„Von A bis Z“

Vom Antoniuskeller bis zum Zähringer-Hof

Lambert Hermle

Noch heute spricht man von einer großen Anzahl von Bier- und Weinstuben in Villingen, darunter von solchen, die einst weithin einen renommierten Namen hatten. So war vor dem Riettor das Gasthaus „Engel“, das schon vor dem 30jährigen Krieg erstmals erwähnt wurde, aber auch in der Zeit der großen Unruhen und Belagerungen. 1890 kaufte der kath. Gesellenverein dies Anwesen und führte es bis 1917. Der „Engel“ war beliebt für Vereinsveranstaltungen und Theateraufführungen wegen seines Saalanbaues (spätere „Jahnturnhalle“). Nach dem 1. Weltkrieg zog dort das Maschinenunternehmen „Hollerith“ ein (heute Dresdner Bank / Wohn- und Geschäftshaus).

Am Riettor lädt uns das „Torstüble“ und die einstige Torbrauerei ein. Der Bierbrauer Josef Sorg gründete die Brauerei Ende des 18. Jahrhunderts. Sorg gehörte neben dem „Wildmannwirt“ Heizmann, „Löwenwirt“ Höld und „Sonnenwirt“ Cammerer zu den Chargierten des 1830 neu aufgestellten Bürgermilitärs Villingens. Willibald Rieger übernimmt 1887 die Torbrauerei und im Jahre 1911 geht die Torbrauerei mit 9 Eigenwirtschaften in der Stadt an die „Fürstlich Fürstenbergische“ Brauerei Donaueschingen über. In den Jahren 1921 und 1928 wurden die beiden Torbogen seitlich des Riettores gebrochen. Ab 1928 übernimmt Robert Hoffmann das allzeit beliebte „Torstüble“.

Eine fast historisch legendäre Wirtsstube war das „Bad“ in der Badgasse (*später Fahrrad-Fleig*), auf welchem schon der Villingener Lokalheld „Romäus“ gewirtschaftet haben soll. Ein Heilbad, dessen hölzerne Badezuber bis Anfangs des 20. Jahrhunderts zuletzt noch zu Solebädern benützt wurden. *„Außen Wasser, innen Wein, lasst uns alle fröhlich sein. Schwefel und Alaun und doch nicht warm“*. So schrieb schon der Villingener Gelehrte Georgius Pictorius in seinem Badebüchlein um 1560 über das Bad und der Quelle am Hubenloch.

In der Rietstraße 24 war seit 1912 bis 1984 die Gaststätte „Antoniuskeller“, im Volksmund „AK“ genannt. Sein Name ist auf die einstige Bruderschaft „St. Antoni Eremitae“, die seit 1503 hier bis zu ihrer Aufhebung ihren Sitz hatte, zurück zu führen. Karl und Klaus Faller waren die Wirte.

Weiter dem Marktplatz zu war der Gasthof „Zum Falken“. Seit 1852 stand der „Falken“ an der Nordseite der Rietstraße. Noch heute erinnert das Barockportal mit der Hausnummer 450, das den Zugang zum Münster zierte, an diesen Gasthof.

Weit über die Grenzen Villingens bekannt war das Gasthaus „Lilie“, im Volksmund auch „Ilge“ genannt. Die Mitglieder der Bildhauersippe „Schupp“ waren dort zu Beginn des 18. Jahrhunderts neben ihrer künstlerischen Tätigkeit auch als Wirtsleute tätig. Anton Josef Schupp schuf die 12 Apostel, welche die Hochwand des Mittelschiffes im Villingener Münster zieren, anlässlich des 600jährigen Bestehens der Stadt auf der rechten Brigachseite. Sein Bruder Johann II. ebenfalls „Ilgenwirt“ und Bildhauer, fertigte den Hochaltar in der Triberger Wallfahrtskirche. Die „Lilie“ mit ihrem Saal bot für weit über 100 Personen Platz, hiesige Vereine wie Sängerkreis, Männerchor und die Angehörigen des Reiterregiments 40 waren Stammgäste. Auffallend groß war die Hofeinfahrt und die Hausfassade war bemalt. Im Jahre 1953 schloss der Gasthof „Lilie“ seine Pforten und das Kaufhaus „Erwege“ zog hier ein (*heute Müller-Markt*).

In der Oberen Straße hielten einst auch mehrere Gasthäuser ihren Einzug, was bestimmt auf das Korn- und Kaufhaus inmitten der Straße zurück zu führen ist. Es musste 1827 dem aufkommenden Verkehr weichen und wurde daraufhin abgerissen. Jedoch die einstige Thurn- und Taxi'sche Posthalterei, die „Sonne-Post“ mit ihrem Beobachtungsturm, bestimmt heute noch das Straßenbild. Der Sonnenwirt Cammerer kaufte 1738 das süd-



Das Gasthaus Lilie in der Rietstraße.

lich der Sonne (heute Stadtkasse) liegende Gebäude, das Gasthaus „Zum Schwert“ von Jodocus Beer auf, und somit dienten die beiden Häuser seit 1755 bis 1845 als die Posthalterei „Sonne-Post“. Über die Gaststube „Schwert“ machte sich schon Karl Friedrich Kaiser, „de Kaiser Karle“ seine Gedanken:

De Sebbl

*Isere Wirtschaft, die hoeßt Schwert,
drin ischt e Wirtin und en Wirt.
Au Sebbl saget hit no d'Liet,
des shtammt no us de alte Ziet.*

*Dä Obrischt Äscher und si Heer,
und au die tapfer Bürgerwehr,
sind dert scho g'sesse um's voll Faß,
hond g'labt sich a dem edle Naß.*

*Derfet mer au kon Sebbl hau,
ka mer do no in Sebbl gau,
und verfechte am runde Disch,
wa für is Manne wichtig isch.*

*Und wenn mer g'nueg vufochte hond,
mir no uff dem Standpunkt stond,
daß oni Sebbl, oni Schwert,
es Lebe ischt nu d'Helfti wert.*

*De Sebbl ischt jo isere Wehr,
jo oni Sebbl nit viel Ehr,
jo oni Sebbl kriegscht ko Recht,
häsch du kon Sebbl, bischt en Knecht.*

*Drum gond mir i de Sebbl ni,
do isches äbbl g'müetli gsi,
do giet es z'trinket fer de Dorscht,
und alles andere ischt is Worscht.*

Karl Friedrich Kaiser

Jodocus Beer war Wirt und auch Barockbaumeister, aus Vorarlberg stammend. Er baute das bei der „Tallard'schen Belagerung“ zerstörte Kloster der Franziskaner wieder auf, das „Heilig Geist Spital“ in der Rietstraße im Barockstil um und schuf den Verbindungsbau zwischen der Benediktinerkirche und dem Nordflügel der Benediktinerabtei (heute Karl-Brachat-Realschule).

Bei der „Sonne-Post“ wurden Pferde und Wagen gewechselt und sie bot Stallungen für 40 Pferde. 1845 schrieb der damalige Besitzer das Haus zum Verkauf aus und die Posthalterei ging zur „Blume“ über, dann „Blume-Post“. Die Posthalterei kam mit der Eröffnung der Bahnlinie Offenburg – Konstanz 1873 zum Erliegen. Doch während des Bahnbaues (1860–1875) erfreute sich die „Sonne“ eines großen Aufschwunges. Jedoch 1884 schrieben Badens Zeitungen: „In Villingen ging die Sonne unter“. Die Stadt kaufte die Gebäude auf und baute sie um, das Erdgeschoss zur städtischen Spar- und Waisenkasse.

Direkt neben der „Sonne-Post“ war, eine der ältesten Wirtsstuben, der „Wilde Mann“. Einst Zunftstube der Schmiede und Schlosser, seit 1379 bis 1968 Gaststätte. Das Stechschild am Haus mit

dem Wilden Mann ist so zu deuten: „Die wilden Leute, mit langen Haaren bedeckte Waldmenschen, spielten in den Sagen der Gebirgsländer schon immer eine große Rolle. Es waren fremdartige, unheimliche Wesen, die fernab von menschlichen Siedlungen lebten, als Symbole der Naturnähe deutbar.“

In der Fortsetzung der „Hug’schen Chronik“ wird berichtet:

1563 Am 28. März waren 6 Kameltiere hier samt einem Mohren.

1566 In der Tanzlaube zum Wilden Mann war eine schwarze Kalbin mit 6 Beinen und wer sie sehen wollte, musste einen „Fünfer“ geben.

1589 Taucht der Wildmann-Wirt Bartlin Speht bei einem Pferdediebstahl als Zeuge auf.

1632 Obrist Äscher steigt im „Wilden Mann“ ab.

1633 Laut Tagebuch von Abt Gaisser schlug eine Kugel durch die Stockwerke drein und riß der Wirtin in der Schankstube ein Bein ab, verletzte ein Kind und ein Mann kam zu Tode.

1658 Christian Bantlin, Wirt zum „Wilden Mann“. Seine Tochter Barbara war mit dem Hafner Jakob Kraut verheiratet, der als Hexer 1641 hingerichtet wurde.

1761/1762 Als sich der Magistrat mit den Zünften überwarf, griff der Wirt des „Wilden Mannes“ Ignaz Mayer in die Fehde ein. Zuerst auf der Seite der Mordiner (Rebellen), wechselte dann auf die Seite der Schnabuliner. (Magistratstreu)

1781 Wildmannwirt Ignaz Mayer geht wegen Wiedergenehmigung der Passionsspiele mit einer Deputation nach Freiburg.

1843 Wilder Mann mit 10 Zimmern, Tanzsaal und Stallungen für 70 Pferde.

1904 Das dreistöckige Ökonomiegebäude mit Durchfahrt von der Hans-Kraut-Gasse her brennt ab. Dort entstanden später die Camera-Lichtspiele.

In der Wirtsstube war eine Nische und darin ein Bild von Villingen, darüber hing eine Kanonenkugel. In der Gaststätte wurde Schlüsselbräu aus Spaichingen ausgeschenkt. Am 1. April 1968 schließt der „Wilde Mann“ unter dem Wirt „Seppel“ Kupferschmidt für immer seine Pforten.

Ein weiteres Gasthaus mit Geschichte ist der „Raben“. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts als „Rappen“ erstmals erwähnt. Meinrad Ummerhofer schrieb 1832 den Raben mit 3 Stockwerken, neu gebaut mit Bequemlichkeiten versehen, mit abgesehenem Ökonomiegebäude, mit Weinkeller, Stall für 30 Pferde, 30 Stück Rindvieh, Scheuer und Raum für’s Bierbrauen, zum Verkauf aus. Käufer war Josef Faißt, der 8.400 Gulden bezahlte. Nachfolger Johann Hall gab 1886 den „Raben“ nach Haustausch an Martin Storz ab. Storz war Metzger, aus Flözlingen stammend. Er trieb im Obergeschoss die Wirtschaft weiter und verkaufte im Erdgeschoss seine Wurst- und Fleischwaren. Martin Storz starb 45jährig an einer Blutvergiftung und war der Vater von Karl Storz, dem langjährigen Lilienwirt und war der Großvater „vom „Storze Ernst“, ehemaliger „Ott“-Wirt, der im Jahre 2002 im hohen Alter verstarb. Im Jahre 1896 wechselte der Raben an Metzgermeister Schuler, der später den Raben an August Rauß verkaufte. Dann im Jahre 1903 an Karl Ketterer für 46.000 Mark. 1910 wurde der Raben von Konditor Wilhelm Schlaich abgebrochen. Der Raben wurde Cafe und nach den Plänen des Architekten Nägele neu aufgebaut, die Hausfassade von Albert Säger neu gestaltet und 1932 an Stefan Hartmann verkauft.

Seit März 1997 ist die „Neue Eiszeit“ im Erdgeschoss Raben eingebrochen. Der Raben ist und war immer eine feste Größe in der Villingener Fasnet. Die „Alten Jungfer“, 1927 gegründet, feierten hier ihre ersten „Altjungfer Obende“, auf Initiative der Wirtin Schlaich, einer hochgeschätzten Trachtenträgerin. 1933 gründete sich hier die Glonki-Gilde.

Eine nette Geschichte ist hier noch zu erwähnen. Der Villingener Flaschnermeister „Pfundel“ Fischer, wohnhaft in der Oberen Straße, hatte 8 Kinder, die ersten vier Kinder waren Mädchen, das fünfte Kind war ein Sohn. „Pfundel“ brauchte 3 Tage, um die Geburt seines zu Hause geborenen Sohnes auf dem Rathaus zu melden. So groß war die Freude und er feierte dies vor allem hier im Gasthaus „Raben“. Später feierte man 3 Tage nach dem offiziellen Geburtsdatum seinen Geburtstag.

In nächster Nähe ist das Gasthaus „Löwen“, das erstmals 1514 im Bürgerbuch als „Roter Löwen“ nachweisbar ist. Lange Zeit war er auch Zunftherberge für die auf Wanderschaft befindlichen Mitglieder der Zunft der „Weber, Tucher, Metzger und Schuhmacher“. Johann Baptist Höld, Kavalerist der Bürgerwehr und sein Sohn Emil waren ein gutes Jahrzehnt lang Wirt des Löwen.

1881 kaufte ein Herr Burkhard dieses Haus, richtete im Obergeschoss ein Manufakturwarengeschäft ein und verpachtete die Gaststube.

1898-1912 wechselte der „Löwen“ an Johann Baptist Schilling.

1924 Gewerkschaftsbund

1928 Volksbank Löwen G.m.b.H.

1939 Deutsche Arbeitsfront

1954 Fam. Riesle

Der Eingang war durch eine torbogige Einfahrt auf der Seite der ehemaligen Bäckerei „Oberle“. Von dort war auch der Zugang zur Weinstube „Hecht“, die im Obergeschoss war. Der „Löwen“ ist heute das älteste Gasthaus in unserer Stadt.

Am Eck der Josef- und Kronengasse gibt es ein Stechschild mit einer „Krone“. Das ist heute ein Zeugnis der ehemaligen Großbrauerei „Krone“, die seit Mitte des 19. Jahrhundert hier im sogenannten „Hagenwinkel“ (*heute Feuerwehrhaus*) ihr „Kronenbräu“ braute. Zuvor war die Krone im „Hohlen Graben“, in der unteren Rosengasse nachweisbar. Die Brauerei hatte einige Gaststätten wie den „Löwen“, die „Germania“, den „Hohenstein“, das „Paradies“, sowie die „Sonne“ in Erdmannsweiler, den „Deutsche Kaiser“ in Niedereschach in Eigenbesitz und baute in Villingen das „Waldschlössle“, sowie den „Zähringer Hof“ auf. Die Gaststätte „Krone“ hat im Jahr 1959 ihre Pforte geschlossen (*heute Wohnhaus*).

Wer erinnert sich nicht gern an das weit über die Grenzen Villingens bekannte Hotel „Blume-Post“, am Marktplatz gelegen. Neben der Herrentrinkstube der „Ehrsamen Müßiggänger“ erwarb die „Blume“ einst unter dem Wirt Johann Grechtler Mitte des 18. Jahrhunderts hohes Ansehen. Johann Grechtler, aus Kippenheim bei Lahr stammend und Schwiegersohn von dem Villingener Bürgermeister Granser, erwies sich im „Österreichischen Erb-

folgekrieg“ um 1743 als genialer Proviantmeister für eine bei Breisach liegende ungarische Armee. Er erwarb sich solche Verdienste, dass er 1750 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und zum Generalfeldwachmeister der österreichischen Armee ernannt wurde. Grechtler starb 79-jährig in Wien. Seit dem Jahre 1855 war die „Blume-Post“ Gasthaus für die Postlinie Villingen – Wolfach – Offenburg. Prominenteste Gäste waren:

- Fürst Metternich 1845
- Prinz von Preußen
- Kaiser Wilhelm I,
- General von Moltke 1884

Im Jahre 1872 fand in der „Blume-Post“ der Festakt anlässlich der Fertigstellung der Schwarzwaldbahn Konstanz – Villingen – Offenburg statt. Um die Jahrhundertwende wurde die Fassade des Hotels im Jugendstil durch den Architekten Carl Nägele geschaffen. Auftraggeber war der Besitzer Florian Johs aus Flehingen. Sein Nachfolger war Markus Späth aus Urloffen, der vorher im heutigen Schuhhaus „Hässler“ als Pächter des „Cafe Central“ in der Niederen Straße tätig war. Unter ihm weiterer Umbau des Hauses mit fließendem Wasser. Er betrieb die „Blume-Post“ bis 1942. Weitere prominente Gäste waren:

- Luis Trenker
- Max Schmeling
- die Fußballhelden Fritz Walter und Sepp Herberger
- sowie Zara Leander.

Letzter Besitzer war bis 1968 Erwin Kaiser dann kam der Umbau zum Kaufhaus „Bilka“, Fertigstellung im Jahre 1970 (*heute Kleidergeschäft K&L, Filiale Volksbank usw.*).

Noch vor dem 30jährigen Krieg ist der Gasthof „Bären“ in der Bickenstraße anno 1602 erwähnt. Eine weitere Erwähnung gibt es im Jahre 1704 unter dem Zunftmeister der Wirtzunft Johann Riegger. Der „Bären“ hatte eine eigene Hausbrauerei, die an die Schwenninger Straße verlegt wurde und später zur „Bärenbrauerei“ Schwenningen kam. Seit dem Jahre 1920 befindet sich der „Bären“ im Besitz der Familie Hauser, Schwiegersohn Josef Kessler mit Anneliese und deren Kinder Gisela Jörgler und Peter Kessler. 1992 zog die

Geschäftsstelle des Südkuriers dort ein und der „Bären“ ist ein Hotel Garni.

Eine weitere Gaststätte ist das Gasthaus „Schlößle“, das im Jahre 1744 im Besitz von Josef Anton Vetter, Sohn vom Engelwirt mit gleichem Namen, war. Schlößlewirt J.A. Vetter wurde 1827 zum Bürgermeister und zum Landtagsabgeordneten gewählt. Die Narrozunft Villingen lädt am 28.2.1897 zur Generalversammlung um 14 Uhr ins Zunftlokal „Schlößle“ ein. Noch heute hält die NZV am Fastnachtssonntag am Nachmittag diese Versammlung ab. Ab 26. August 1961 übernimmt der Kronprinzenwirt Theo Kerber das Gasthaus, stirbt 1962 53jährig und seine Frau Gertrud mit den Söhnen Peter und Klaus führen das Lokal noch 23 Jahre lang weiter.

Mit einem Stechschild lud das Gasthaus „Zur Schnecke“ in der Niederen Straße seine Gäste ein. Dieses Stechschild ist im Franziskanermuseum bei den alten Wirtschaftsschildern zu sehen. Später war in dem Haus das Spielwarengeschäft „Abele“, das „Cafe Reinacher“ und heute an gleicher Stelle ein anderer Laden.

Wo heute das Schuhhaus „Hässler“ seine Schuhe verkauft, war einst das „Cafe Central“. Einst ein pompöses Cafe mit Konditorei von Markus Späth, dem späteren Wirt der „Blume-Post“ von 1927 bis 1942, war es außerdem das erste Eiscafe in Villingen. Im Jahre 1912, nach einem Brand, wurde es von der Baufirma Kistenfeger im Jugendstil neu aufgebaut, Besitzer war nun die „Riegeler-Brauerei“, Kaiserstuhl.

Gegenüber war das „bürgerliche Brauhaus“ und späterer „Meyerhof“. Den Meyerhof, wie wir ihn kannten, erbaute August Ummenhofer im Jahre 1899, der Großvater von Karl-Heinz „Schanko“ Ummenhofer. Der Meyerhof bot Platz für 140 Personen, Gaststübchenhöhe war 4,70 m. Dadurch kamen die Oelbilder von Albert Säger „Szenen der Villingener Geschichte“ gut zur Geltung. Dies waren:

- Tallard'sche Belagerung
- Ritterspiele vor dem Alten Rathaus
- Einzug Kaiser Maximilian 1499
- Raubüberfall auf Züricher Kaufleute im Kirnachtal.

Unter Wirt „Specker“ war eine Tanzkapelle die Attraktion, die im Windfang über dem Eingang

aufspielte. 1928 kaufte die „Riegeler-Brauerei“ das Bürgerliche Brauhaus auf und gab ihr den Namen „Meyerhof“. 1952 übernahm die Familie Hermann, der ehemalige „Flughafen-Wirt“, den Meyerhof. Die Gesangsgruppe „Rudolfos“ trat auf. Der Meyerhof schloss 1963 seine Pforten.

Schräg gegenüber befand sich das Gasthaus „Hirschen“. 1533 erstmals erwähnt, als dort ein Bäckersknecht wegen verbotenen Kartenspiel das Messer zückte. 1906 kaufte Josef Schmidt das Gasthaus „Hirschen“, welches gerne bis heute als Narrostube besucht wird. 1962 war das Ende des Gasthauses. Jeden Samstag wurde Spatenbier ausgetrennt. Werbespruch: „*Laß dir raten, trinke Spaten*“.

Im Erdgeschoss wurde später das Verkaufsgeschäft „Hanseatica“ eingerichtet (*heute Telefonladen*).

Beim Zugang in die Paradiesgasse war seit 1898 die Weinstube zur „Chinesischen Nachtigall“. Konditor Albert Cammerer war unter dem Bürgermeister Dr. Braunagel (1904–1912) Gemeinderat und stellvertretender Bürgermeister. War der Bürgermeister verreist, gab es stillschweigend eine Stunde Verlängerung. Wie diese Weinstube zu ihrem Namen kam erklärt das Gedicht:

Zur chinesische Nachtigall „Geburt und Taufe“

*A de letzschde Fasnet hond se scho im Albert
Cammerer g'träht,*

*dass er au kinnt Wii zapfe, aber d'Konzession hät
g'fehlt!*

*Er hät sich nit lumpe lau und hät g'reicht ä Bittschrift i,
doch w'è 's so goht bi dene Herre, vieli sin degege gsi!*

*Rum und num isch g'schriebe worre, endlich, endlich
kunnt de B'scheid,*

*und do drinne isch es g'stande, er hät d'Wirtschafts-
g'rechtigkeit!*

*Selmol no als Kaffeestüble hät es obni Namä dau,
aber der Ziet isches anderscht, di'e Wirtschaft mueß en*

Namä hau!

*De Albert hät en Vogel scho zehn Johr, Wi'e wärs ihr
Liet,*

*wenn mr dere Stub de Namä grad vu sellem Vogel giet?
Welleweg jo, 's isch kon so passend, als w'è s grad bi*

*dem de Fall,
und drum soll di'e Wistub hoafse: „Zur chinesische
Nachtigall“.*

Georg Rabenstein, gebürtig aus Offenburg

Meinem Freund Albert Cammerer zur Eröffnung seiner Weinstube „Zur chinesischen Nachtigall“



Gasträum der „Chinesischen Nachtigall“.

Die Weinstube wurde in den 1950er Jahren geschlossen.

Rechts der Paradiesgasse in Richtung Bahnhof war einst das Lokal „Paradies“ (heute Sparkasse), bekannt durch den Tanzsaal und die zünftigen Maskenbälle. 1763 wurde es erstmals erwähnt. Erster Wirt war Konrad Singer, „Zwölfer“ genannt. Er war auch Zunftmeister der Wirtezunft. 1766 beantragte er das Braurecht für sein Haus. 1845 war Johann Baptist Wittum Wirt des „Paradies“. Unter ihm fanden legendäre Maskenbälle mit Militärmusik statt. 1845 ging der Gasthof an Baptist Göth. Jener gründete später 1853 eine Uhrenfabrik, ohne den Wirtsbetrieb einzustellen. 5 Jahre später veranstaltete er eine Ausstellung mit Zugfederuhren. 1871 war im „Paradies“ großer Empfang für die Rückkehrer des 1870/71er Krieges. In den 20er Jahren schließt das Paradies seine Pforten.

Südlich vom Paradies in der Gerberstraße im „Krawazi“, war die Gaststätte „Zum Felsen“ von 1884–1971. Wirte waren: 1884 – Josef Ummenhofer, genannt „Brägel“. Er war Wirt und Bildhauer, auch Schemenschnitzer und Mitgründer der Narrozunft Villingen im Jahre 1882. Dem Geschlecht der „Guller“ zugehörig, eine inzwischen ausgestor-

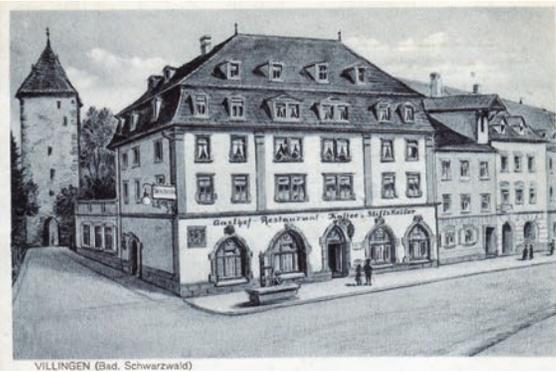
bene Linie der „Ummenhofer“. Seine Vorfahren ahmten bei den Passionsspielen gekonnt den Hahenschrei nach. Ihr Familienwappen zeigt einen Hahn. Josef Ummenhofer fertigte das Kriegerdenkmal, das heute im Kaiserring steht und an den deutsch-französischen Krieg 1870/71 erinnert. Dessen Sohn, ebenfalls Bildhauer, schuf das Denkmal von Graf Berthold anlässlich der 100jährigen Zugehörigkeit zu Baden 1905. Dieser Ummenhofer-Linie war auch der Töpfer

Dominikus Ummenhofer zugehörig, der die sogenannten „Gullerfiguren“ (Krippenfiguren) schuf.

Im Hinterhof war der Theater- und Tanzsaal des „Felsen“, in dem dann seit 1922 das Union-Kino war. Franz Burkewitz, im Volksmund „Prisewitz“ genannt, war dort der Filmvorführer.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts steht an der Ecke Gerberstraße / Schaffneigasse das Gasthaus „Stiftskeller“. Seit dem Jahre 1858 bestehend, trägt es im Jahre 1912 den Namen „Reichsapfel“. In dieser Zeit führte der Wirt Ludwig Schupp dieses Haus. Ab 1912 Emilie Schupp und als Pächter wird Albert Rosenfelder genannt. Von 1927 – 1930 führten Emil Riesterer und ab 1939 die Geschwister Riesterer das Gasthaus „Stiftskeller“. Pächter war Mathias Egle. Jedem Tanzfreudigen war das Gasthaus „Stiftskeller“ mit dessen Tanzveranstaltungen ein Begriff.

Im Jahre 1924 wurde der Stiftskeller Zeuge eines einzigartigen Aktes. Unter Federführung der Historischen Narrozunft Villingen wurde in diesem Hause die „Schwäbisch–Alemannische Narrenvereinigung“ gegründet. Erster Präsident war der Villingener Benjamin Grüninger und bis in die 50er Jahre führte Albert Fischer die Vereinigung über die Klippen der damals schwierigen Zeit.



VILLINGEN (Bad. Schwarzwald)
Gasthaus Stiftskeller in der Gerberstraße.

1914 neu erbaut, zierte heute noch eine Wappentafel von 1614 das Haus. Darstellend das Doppelwappen des Klosters Amtenhausen, von dem Bildhauer Hans Amann geschaffen, dessen Zeichen es trägt. Später zog in dieses Haus das Tanzlokal „Scotchclub“ ein.

Außerhalb des Bickentores steht das ehemalige „Bad-Hotel Zähringer Hof“.



VILLINGEN Bickentor mit Kloster u. Zähringer Hof
Hotel Zähringer Hof, heute Neckar-Verlag.

Zuerst war dort das Gasthaus „Deutsche Hof“, in Nachbarschaft zum „Deutschen Kaiser“. Pächter war Mathias Kammerer. Im Jahre 1903 abgebrannt. Neubau des „Zähringer Hofes“ durch

Brauereibesitzer Schilling (Kronebrauerei) in einem recht repräsentativen Stil. Lokalpatriotismus und doch auf neuestem Stand. Schilling gab der neuen Herberge den Namen „Badhotel zum Zähringer Hof“. Komfortabel eingerichtet mit großem schattigen Garten. In einer Anzeige war zu lesen: „Das Haus hat eine Badeanstalt mit zuverlässiger Bedienung“, was von manchem missverstanden wurde. Dabei handelte es sich um medizinische Bäder, von Ärzten verordnet. Für gute Küche zeichnete sich Karl Schnäbele verantwortlich.

1913 wurde Villingen Garnisonstadt, was der Gastronomie zugute kam, vor allem dem „Zähringer Hof“. Offiziere wurden dort einquartiert, da ihre Wohnungen noch nicht fertig gestellt waren. Nach dem 1. Weltkrieg wurde es ruhiger und im Einwohnerbuch von 1924 war vom „Zähringer Hof“ keine Anzeige mehr zu lesen.

Die „Rheinische Kreditbank“, später „Deutsche Bank“ hielt dort ihren Einzug. Das Kloster St. Ursula richtete ihre Nähsschule dort ein. In den 30er Jahren, auf höheren Befehl, wurde das „Schwarzwälder Tagblatt“ dort untergebracht. Heute ist der „Zähringer Hof“ die Heimstätte des Neckarverlages (*Ring-Druck*).

Und so gab es noch viele weitere Bier- und Weinstuben, die nicht in diesem Artikel Erwähnung fanden.

Um mit den Worten von Hermann Alexander Neugart zu enden, haben, weit mehr als Privathäuser, die vielen Bier- und Weinstuben Villingens ihre Schicksale, und oft genug sind diese irgendwie mit den Schicksalen bestimmter Bürgerkreise, ja des Heimatortes selbst, in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht eng verknüpft. Auch hier sind solche darunter. Ihre Namen sind in den Annalen der Heimatgeschichte Villingens vermerkt.

Und zum Schluss ein „Prosit“.

Die Stadtmauer

Wesen, Bestand und Zukunft

Werner Huger

Die hochaufragende steinerne Mauer gehört zum Bild einer jeden mittelalterlichen Stadt wie deren Wehr- und Tortürme, den Kirchtürmen, den Klöstern und Bürgerhäusern.

Sie stellt als Bauwerk äußerlich die Vollendung der Entwicklung vom Markttort zur Stadt dar. Mit ihrer statischen Festigkeit ist sie ein Wehrbau mit militärischer Funktion zum Schutz der Einwohner, d.h. der Bürger, Hintersassen und der vielen anderen. Sie ermöglicht es so, über die Wehrgänge der Innenseite, gewissermaßen „von oben herab“, sich aus eigener Kraft gegen Übergriffe von außen zu schützen. Gleichzeitig wird sie auch für Leute des Umlandes, die in die wirtschaftspolitischen Beziehungen der Stadt eingeschlossen sind, zum Sicherheitsraum bei feindlicher Bedrohung. Nicht zuletzt aber umschließt sie in ihrer architektonischen Erscheinung einen Rechtsraum, in dem sich Markt- und Kaufmannsrecht mit eigener städtischer Verfassung zur Sicherung des Rechtsfriedens und der Ächtung der Friedlosigkeit verbindet.

In seinen „Gedanken zur Villingener Stadtmauer“ hat sich das Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, Architekt Dipl. Ing. Paul Naegele, sachkundig und umfassend zur Baugeschichte der Funktion, Konstruktion Gestaltung etc. des zu rund 61 % erhaltenen Bestandes angenommen. Auf seinen fundamentalen Beitrag im Jahresheft XVI sei hier ausdrücklich verwiesen. An dieser Stelle dürfen lediglich zwei Baudaten nachgetragen werden, die Paul Naegele damals noch nicht zur Verfügung standen: Die dendrochronologische Datierung eines eichenen Balkens in der Tordurchfahrt des Rietorturms ergab das Fällungsdatum „Winter 1232/1233“. Ergänzend zu dem Beitrag¹ war später in einer persönlichen Mitteilung des städtischen Bauingenieurs Johann Fehrenbach an den Verfasser zu erfahren, dass ein Gerüstholz aus der östlichen Ringmauer beim Oberen Tor (in der

Nähe des im Dezember 2009 ausgebrochenen Mauerteils) mit seinem letzten datierbaren Jahresring das Fällungsdatum 1209 ausweist. Diese Auskunft wurde Fehrenbach von dem Dendrochronologen Burghard Lohrum, Ettenheimmünster, erteilt. Es ist das älteste bisher bekannt gewordene Datum für die Errichtung der heutigen, später inneren Ringmauer und belegt, dass der Bau der Mauerbefestigung auf jeden Fall noch zur Zeit des letzten zähringischen Stadtherrn Berthold V. begonnen worden war.

Die lokalhistorische kulturelle Bedeutung und Erhaltung des Geschichtszeugnisses „Ringmauer“ wurde wiederholt zum Anliegen des Geschichts- und Heimatvereins, der über seinen Vorstand, zuletzt vor zwei und vor drei Jahren, an die Stadtverwaltung und an die Fraktionsvorsitzenden geschrieben hat, man möge für die künftige Bestandssicherung Gelder im Haushalt einplanen. Es wurde dabei nicht übersehen, dass in Teilbereichen, z. B. im Benediktinerring zwischen Realschule und Matthäus-Hummel-Saal (Feuerwehr) neue Ziegelabdeckungen auf der Mauerkrone angebracht worden sind, die sich der scheidende Bauingenieur Johann Fehrenbach noch selbst zum Anliegen gemacht hatte.

Wie Architekt Naegele schreibt, ist die Innenstadtmauer als Zyklopenmauerwerk mit Bruchsteinen aus Buntsandstein gebaut. „Hierbei ergeben sich sehr unregelmäßige Fugen. Die in Steinbrüchen gewonnen Bruchsteine sind in der Regel nicht bearbeitet und wurden mehr oder weniger recht in teilweise grob lagerhaften Schichten verlegt. Die hierbei zahlreichen entstehenden Lücken wurden mit Zwickeln, teilweise auch mit Ziegelabfällen und Füllmörtel ausgefüllt. Dabei wurde auch an vielen Stellen eine größere Fläche außen einfach verputzt.“

Doch nun ist es passiert. Im Klosterring brach im Dezember 2009 ein mehrere Quadratmeter

großes, tonnenschweres Stück der äußeren Mauerwandung heraus. Auf dem einige Meter entfernten Fußweg kam wenigstens niemand zu Schaden.

Wie die Bauverwaltung über den Südkurier wissen ließ, habe die „Reparatur trotz der Finanzkrise absolute Priorität“. Inzwischen wurde der Schaden vom Städtischen Bauhof behoben.

Welche Erklärung ergibt sich für den Schaden? Die Mauerkrone der gesamten restlichen Ringmauer ist üblicherweise mit Dachziegeln abge-

deckt. Nichtsdestoweniger dürfte in Teilen seit Jahrzehnten offensichtlich eindringendes Niederschlagswasser das verbundene Mauerwerk, wie es Paul Naegele beschreibt, gelöst haben. Gefrierendes Wasser tat mit seiner Sprengkraft das Übrige.

Damit bleibt es ein Anliegen des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, sich mit dieser Dokumentation um die Bewahrung eines historischen Zeugnisses zu kümmern.



Benutzte und zitierte Literatur:

Naegele Paul, Gedanken zur Villingener Stadtmauer, in: Jahresheft Geschichts- und Heimatverein Villingen XVI, 1991/92, Seite 41 ff.

Huger Werner, Zur Geschichte der Villingener Stadt- und Tortürme, in: Jahresheft Geschichts- und Heimatverein Villingen XIX, 1994/95, Seite 28 ff.

Volkert Wilhelm, Kleines Lexikon des Mittelalters, Verlag C.H. Beck, 2000, Stichwort Wehrwesen.

Fußnote:

¹ Huger Werner, wie oben Seite 34 und Fußnote 18 S. 54, ferner mündliche Mitteilung des Bauingenieurs Fehrenbach.

Heckel und Arkadien

in der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen

Ursula Köhler

Mit „Erich Heckel – Der stille Expressionist“¹ sowie „Arkadien“² im Werk von Pablo Picasso und sieben zeitgenössischen Künstlern und Künstlerinnen besuchte der Geschichts- und Heimatverein in diesem Jahr zwei recht unterschiedliche Ausstellungen in der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen.

I. Erich Heckel

Der biografische Zufall führte Erich und Siddi Heckel aus dem zerbombten Berlin an den Bodensee und sorgte 1948 für einen Bezug zur Lovis-Presse in Schwenningen, wo Erich Heckel (1883–1970) erste Druck- und Publikationsmöglichkeiten nach dem Krieg fand.

Ein Konvolut mit 121 Aquarellen aus den Jahren 1909 bis 1967 wurde in der Ausstellung der Städtischen Galerie – ergänzt um einige Holzschnitte und Lithografien aus der Lovis-Presse – gezeigt. Diese Arbeiten aus dem Hemmenhofener Atelier hatte die Witwe, Siddi Heckel, 1970 dem Berliner Brücke-Museum geschenkt. Da nur ein kleiner Teil der Blätter aus der „Brücke-Zeit“ stammt, gelang eine in mehrfacher Hinsicht erkenntnisstiftende Blickverschiebung auf den Künstler und sein Werk.

Es ist der typische Themenkanon des Expressionismus, den Erich Heckel auf den Aquarellen notierte: Landschaftsstudien veranschaulichen Heckels Reiselust, die ihn von Skandinavien bis zum Mittelmeer oder in Deutschland von den Städten aufs Land, vom Meer bis ins Gebirge führte. Zu seinen Sujets gehörten auch Akte, Artisten, Freundesdarstellungen und Stilleben. Untypisch ist allerdings, dass Heckel während seines gesamten Schaffens weder die Themen noch die Farb- und Formsprache wesentlich veränderte. Dies brachte ihm schon in der Weimarer Republik den Vorwurf der Kunstkritiker ein, er habe die Verve und Kraft

der Jugendjahre eingebüßt, ungeachtet dieser Kritik gehörte er zu den meist gekauften Expressionisten. Seither wird er als „stiller Expressionist“ apostrophiert, Persönlichkeit und Werk werden in der kunstgeschichtlichen Wahrnehmung zunehmend gleichgesetzt³. Die Fixierung auf die frühen Jahre verdeutlicht darüber hinaus, dass die eigentliche Schwierigkeit an Heckels Œuvre die Erwartungshaltung der Rezipienten beziehungsweise Kunsthistoriker ist.

Bei den großformatigen Aquarellen fällt auf, dass sie dennoch nicht als eigenständige Werke konzipiert waren, sondern Vorarbeiten zu oftmals nicht mehr existierenden Gemälden sind. Fast alle „Bildnotizen“ wurden über dem Liniengerüst einer Vorzeichnung entwickelt, manchen sind sogar Bleistiftangaben zur Farbe eingeschrieben und etliche Farbformen werden von dunklen Konturlinien umfassen. Gelegentlich wurde das Bildfeld nachträglich mit energischem Strich verkleinert oder die Darstellung seitenverkehrt zum Ölgemälde angelegt. Die farbliche, kompositorische und motivische Diskrepanz zwischen Aquarellen und Gemälden lässt auf einen höchst reflektierten Arbeitsstil schließen, der die spontanen Möglichkeiten dieser Technik bewusst ignoriert.

Ähnliches gilt für die Motivwahl, bei der eine zu offensichtliche Metaphernsprache vielleicht den Blick verstellt. Landschaften, wie Heckel sie ins Bild setzt, aus der Vogelperspektive und mit mehreren Blickpunkten, umfassend, zwischen porträthaft genau und allgemeinem Ort changierend, legen die Vermutung nahe, er zeige hier nicht Landschafts- oder Städteansichten, sondern eher Weltlandschaften. Das Thema Zirkus ist nach beiden Weltkriegen ein bevorzugter Darstellungsgegenstand von Heckel. Und tatsächlich bietet sich die Manege als moderne Variante des Welttheaters an. Hier kommen die Wechselfälle des Lebens mal

als komische, mal als gefährvolle oder tragische Nummern, aber immer kunstvoll zur Aufführung und können unterhaltsam betrachtet werden. Selbst bei seinen Porträts und Akten scheint er eher Stellvertreter eines überindividuellen Menschseins darzustellen. In den Stillleben schließlich erkennt man – mit einer anderen Erwartungshaltung als der nach aufgewühlter Emotionalität und expressiver Farbigkeit –, dass es sich wohl um formale Studien zwischen Ornament, Fläche und Gegenstand handelt. Erich Heckel nutzte seine Bildgestaltung zur Darstellung in der Motivsprache des Expressionismus, aber mit einer starken Rückbindung an die kunstgeschichtliche Tradition. Aus ihr heraus beharrte er auf einer Bildwirklichkeit und auf künstlerischen Mitteln, die nicht an der Fragestellung „figurativ – abstrakt“ orientiert sind. Der konsequente Weg zur Ungegenständlichkeit, wie ihn die westliche Kunstöffentlichkeit in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts als alleinige Möglichkeit festschrieb⁴, war Heckel kein Problemfeld. Abstraktion und Figuration waren für ihn keine Gegensätze, sondern gehörten vielmehr unabding-

bar zum Bildschaffen. Pointiert ausgedrückt: Heckel arbeitete schon nach dem Ersten Weltkrieg an Fragestellung, die erst in den späten 1960er Jahren in der BRD relevant wurden, und blieb beharrlich unzeitgemäß bei seinen in der „Brücke-Zeit“ angelegten eigenen Ideen. Wie Ironie mutet es daher an, dass er in den 1950er und 1960er Jahren mit Preisen für sein Frühwerk der Dresdner und Berliner Jahre geehrt wurde. Von seinem Werk, das in 65 Jahren einer höchst unruhigen Zeit entstand, wurde etwa ein Jahrzehnt als relevant angesehen. Es scheint, als passten nur die Werkauschnitte des „Brücke-Mitbegründers“ in das Rezeptionsschema der jungen Bundesrepublik, die als frei, missverstanden und als positiver Gegenentwurf zur historischen Erfahrung gelesen werden konnten. Da zudem ein Großteil des Œuvres sowohl durch die Kulturpolitik der Nationalsozialisten als auch während und nach dem Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, steht die an Innovationen orientierte Beurteilung seines malerischen Werks auf wackligem Fundament. Die im Nachlass enthaltenen 121 Aquarelle geben, gerade



Rund 30 Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen (GHV) ließen sich von Ursula Köhler (links) in der städtischen Galerie in Schwenningen durch die Ausstellung „Erich Heckel – der stille Expressionist“ führen. Sie waren begeistert von den Werken, aber auch von der kompetenten und lebendigen Präsentation durch die promovierte Kunsthistorikerin. Foto: Colli

weil es sich um Arbeitsmaterialien handelt, über die individuelle Intention Erich Heckels Auskunft.

II. Arkadien

Mit „Arkadien“⁵ führte die zweite Ausstellung an einen Sehnsuchtsort der abendländischen Kulturgeschichte⁶, der im 20. Jahrhundert ein wenig außer Kurs geriet.⁷ Pablo Picasso (1881–1973) jedoch nutzte die Mythologie noch für seine Bilderfindungen. Besonders reizvoll war für ihn die Überblendung der aus der Antike bekannten Handelnden und Orte mit seinen eigenen biografisch künstlerischen Bezügen. Arkadien war für Picasso, wie die Lithografien, Linolschnitte und Radierungen zeigen, eine lebendige Größe, deren Bedeutungsreichtum ein geeignetes Kostüm für aktuelle Themen (Frieden, Erotik, Leidenschaft, Fest, Ekstase, Geschlechterkampf, die Einheit von Natur und Kultur) bot. Kann man Picasso als einen der letzten Vertreter eines nicht mehr gänzlich zeitgemäßen Themas bezeichnen, so ist der künstlerische Ansatz bei Daniel Bräg (* 1964), Anke Grams (* 1974), Vincent Kohler (* 1977), Olaf Nicolai (* 1962), Pietro Sanguineti (* 1965), Jörg Sasse (* 1962), Yvonne Trapp (* 1964) ein anderer. Sie greifen nur noch einzelne Aspekte des Begriffs heraus und melden Skepsis gegenüber einer als Idylle vorstellbaren Welt an.

Für Pablo Picasso war der utopische Gehalt des Begriffs ein glaubwürdiges Versprechen. Seine Hinwendung zum Thema Arkadien ist genau datierbar: am 24. August 1944, am Tag der Befreiung von Paris, gab er seiner Hoffnung auf Frieden in einer Deckfarbzeichnung „Bacchanal“ Ausdruck.⁸ Als Vorlage für diese Zeichnung diente ihm eine Reproduktion von Nicolas Poussins „Triumph des Pan“, 1636. In Komposition und Personal folgte Picasso Poussin, aber das dionysische Fest gewinnt in Picassos Darstellung an ekstatischer, rauschhafter Ausdruckskraft und wird zu einem Freudentanz aller Sinne. Auf das „Bacchanal“ von 1944 griff Picasso in späteren Jahrzehnten immer wieder zurück. Hier sind die Figuren und Motive angelegt, die sein französisches Arkadien ausmachen: Mänaden werden zu Musen, Faune schließlich zu Ziegenböcken, Pan diente dem

Künstler zur Identifikationsfigur. Das Leben ist ein Fest, bei dem geliebt, getrunken, musiziert, getanzt wird, und der arkadische Ort kann ebenso eine Landschaft wie ein Strand, die Stierkampfarena oder die Umarmung einer jungen Frau in der Radierung „Schöne junge Frau bei der Toilette träumt, wie sie einen abgemagerten kleinen Waldmann besitzt, der einen Vogel trägt“, 1971, sein.

Unter einem veränderten Selbstverständnis funktioniert eine biografische Adaption des Themas für die junge Künstlergeneration nicht mehr. Olaf Nicolai und Pietro Sanguineti rechnen in ihren Arbeiten mit einem Alltagsverständnis, das Arkadien mit einem paradisischen, südlichen Ort gleichsetzt, der irgendwo zwischen Mythologie, touristischer Sehnsuchtslandschaft und Konsumwelt angesiedelt ist. Mit „Arcadia“, einem C-Print von 2004 im kunstgeschichtlich anspruchsvollen Tondoformat, fokussiert Olaf Nicolai auf einen Landschaftsausschnitt: Eine Schafherde – als Arkadienbeleg – grasst unter Palmen vor einer ruinösen antikisierenden Fassade. Irreal wirkt der menschenleere Landschaftsgarten, obwohl er identifizierbar zur römischen Villa Aldobrandini gehört. Das runde Bildformat rückt die Szene in zeitliche Ferne und verstärkt den Eindruck einer unzeitgemäßen, gebrochenen Idylle.

Die Installation „paradise“, 2006, von Pietro Sanguineti schreibt das Paradies begrifflich fest. Rosa leuchtende Neonröhren geben den grünen Aluminiumlettern einen trivial verheißungsvollen Schein. Der Schriftzug verortet das Paradies weniger in unschuldig erkenntnisfreien Gefilden, sondern bezeichnet es als einen Ort der Warenwelt, in der alles – auch Liebe und Sexualität – zum Konsumartikel gerät.

Liebe und ihre Symbole sind auch in der Arbeit „Rosenraum“, 2005, von Anke Grams die Bezugsgrößen. Ihre Installation verdichtet optisch und akustisch die gängigen Klischees der Liebe. Mit Leuchtstoffröhren ist ein 410 x 410 cm großer Bezirk, einem klösterlichen Paradiesgarten gleich, eingezäunt. Hinter dem Lichtzaun drehen sich von Motoren angetriebene Kunststoffrosen zu Tschaikowskys Blumenwalzerklängen vom Band.

Ein heiteres Bild, das durch die unausweichliche Wiederholung ins Unerträgliche und Bedrohliche kippt. Ist hier die Unehrllichkeit und Fiktion hinter der trivialen Symbolik und den Klängen spürbar, so benennt Daniel Bräg eine andere Facette des arkadischen Motivkreises. In seiner Installation „4 Kühlschränke“, 2005, und auf 2 Großfotos „Stillleben RVI und RVII“, 2009, konserviert er den Eindruck der Vergänglichkeit mit verschiedenen Methoden der Haltbarmachung. Blütenzweige und Früchte sind nicht allein in Einweckgläsern präserviert, sondern zusätzlich in Kühlschränke gestellt, hinter deren Glastüren sich der unterschiedlich lange Zersetzungsprozess von gekühlten und eingeweckten Früchten abspielt. Die Fotos fixieren einen momentanen Zustand und verhindern scheinbar den Verfall. Kühlschränke und Fotos werden zu modernen Sarkophagen, die wie Nicolas Poussin in seinem Gemälde „Et in Arcadia ego“, 1630, auf die Anwesenheit des Todes verweisen.

Ironisch spielt Yvonne Trapp mit den Vorstellungen von Geschlechterrollen in ihrer Videoarbeit „Auf der Wiese“, 1999/2000, indem sie die kunstgeschichtliche Tradition eines bürgerlichen Arkadiens zitiert. Wie schon Edouard Manet in „Le Déjeuner sur l'herbe“ von 1863 und Picasso in seiner Adaption „Das Frühstück im Freien“, 1961, auf mythologische Verbrämung verzichteten, reicht ein Picknick im Park, um die zeitgenössische Naturverbundenheit zu belegen. In ihrem Video treffen sich Persönlichkeiten der Stuttgarter Kunstszene auf der Solitude-Wiese zum Gespräch, das von Musen, zwei männlichen Aktmodellen, begleitet wird.

Gegenentwürfe zum Arkadischen repräsentieren die Arbeiten von Vincent Kohler und Jörg Sasse. Schreck, Schaudern und Irritation löst Vincent Kohlers Installation „Spinnen“, 2003, aus. Seine Natur ist zum unproportionierten Schutthaufen geworden, auf dem artifizielle Insekten die Selbstverständlichkeit zu wissen, was vor den Augen ist, verunklären. Jörg Sasse begegnet der Welt mit einem distanziernten und zugleich verstörenden Blick auf ihre Oberfläche. Seine C-Prints

mit den titelgebenden Nummern „5433“, „4596“, „5960“, „6570“ von 2005–2008 bilden keine benennbaren Orte ab, sondern führen unwirtliche, wüste Gegenden und Landschaften vor, aus denen sich der Menschen selbst vertrieben hat. Arkadien ist dieser Welt abhanden gekommen, es ist in ihr nicht mehr vorstellbar.

Anmerkungen:

- ¹ Erich Heckel: Der stille Expressionist; Aquarelle als Vorstudien zu Gemälden. Hrsg. v. Magdalena Möller. [Ausstellungskatalog; Ausstellung in Villingen-Schwenningen 24. Januar – 25. April 2010]. München 2009.
- ² Picasso: Arkadien; Daniel Bräg, Anke Grams, Vincent Kohler, Olaf Nicolai, Pietro Sanguineti, Jörg Sasse und Yvonne Trapp. Hrsg. v. Wendelin Renn. [Ausstellungskatalog; Ausstellung in Villingen-Schwenningen 13. Juni – 29. August 2010]. Villingen-Schwenningen 2010.
- ³ „Heckels sanfte, zurückhaltende Persönlichkeit, der alles Laute und Wuchtige fremd war, zeigt sich in allen Entwicklungsstufen ... mit weich gerundeten Linien und einer zarten, oft transparenten Farbgebung ...“ Janina Dahlmanns: Erich Heckel und das Wesen der Landschaft – Innenschau und Naturerlebnis; in: (wie Anm.1), S.26; „Heckel sei eigentlich eine sanfte Natur >und es zeugt für die Blindheit ..., daß man ihm die künstliche Wüstheit ... der Brücke ... geglaubt hat.<“ Max Osborn, in: Vossische Zeitung, 1927, zit. n.: Christian Saehrendt: „Die Brücke“ zwischen Staatskunst und Verfeinerung. 2005, S. 24.
- ⁴ Vgl. u.a. Willi Baumeister: Über das Unsichtbare in der Kunst. Stuttgart 1945/47 und Werner Haftmann: Eine Entwicklungsgeschichte. 2 Bde. 6. Auflage 1979.
- ⁵ Petra Maisak beschreibt Arkadien als „ein pastorales Land. Seine Bewohner gehören dem Hirtenstand an, einer vorkulturellen Sphäre, in der das Individuum noch als Teil einer kosmischen, Natur und Gottheit umfassenden Ordnung begriffen wird... Der arkadische Hirte wird allerdings nicht als primitiver Naturbursche aufgefasst, sondern zu einer poetischen Figur stilisiert, die vom realen Alltag und den Härten des Landlebens weit entfernt ist... Die Sorge um die Herde lässt ihm genügend Zeit zur Muße... Damit ist die ... Voraussetzung für Liebe, Spiel und musische Betätigung geschaffen. Die Hirten widmen sich mit Hingabe dem Gesang, spielen - von Pan unterwiesen – auf der Syrinx und stiften so die Urform von Musik und Dichtung... Der Gott der Hirtensänger ist Pan. (...) Sein eigentlicher Charakter ist der einer wilden, chthonischen Gottheit, die zum Gefolge des Dionysos zählt, >panischen< Schrecken verbreitet und ungezügelter animalische Sinnlichkeit ausstrahlt.“, zit. n. (wie Anm.2), S. 57.
- ⁶ Siehe auch Bruno Snell: Arkadien, die Entdeckung einer geistigen Landschaft. Zürich 1967.
- ⁷ Jörg Becker: Arkadien im Horizont der Moderne: Über die Herkunft arkadischer Motive, ihren erotischen Gehalt und die Transformierung in der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Picassos Arkadien: Friedens- und Paradiesdarstellungen in Pablo Picassos Plakatkunst. Hrsg. v. Kunstmuseum Heidenheim. [Ausstellungskatalog]. Heidenheim 1993, S. 27–46.
- ⁸ Vgl. Rene Hirner: Picassos Arkadien, in: (wie Anm.2), S. 53.

Aus dem Zimmer meines Vaters scholl Wagner in Heavy Metal- Lautstärke, die Geschwister haben Musik gemacht, einmal die Woche gab es Hausmusik von Erwachsenen und an Weihnachten wurde das Quempas-Heft durchexerziert. Den ersten Ton habe ich dann im Sommer auf dem „Freisitz“ gemacht, wie unsere Terasse hieß. Auf einer dünnen Matratze und vermittels einer Blockflöte. Die Logik der Noten war einfach, und das Flötenspiel anscheinend leicht. Der Hinweis der Mutter, dass man jedes Stück dreimal schneller können muss als es in den Noten steht, wurde ernst genommen – naja, vielleicht wird man so zum Virtuosen.

Aber eigentlich wollte ich ja Klavier spielen. Aber ich bekam nicht gleich Unterricht und musste ziemlich lange warten. Wahrscheinlich war es nur ein halbes Jahr, für den Siebenjährigen also ein paar Jahrhunderte. Und so habe ich erst mit acht Jahren angefangen, Klavier zu spielen. Es hat mich über zwei Jahrzehnte gekostet, diesen Rückstand aufzuholen¹. Aber Klavierspielen, das war es. Von da an wurde Klavier gespielt, Klavier geträumt, Klavier getrommelt, mit den Fingern auf Tischen und Bänken. Tonleitern auf der Schulbank – meine armen Sitznachbarn.

Weil ich mich alleine zu Hause gefürchtet habe, war es immer das größte Grauen, wenn die Familie die Meisterkonzerte besuchte und ich alleine daheim blieb. Und so wurde ich ziemlich früh in die Konzerte mitgenommen, allerdings ohne Karte, weshalb ich jahrelang die Meisterkonzerte auf Treppen sitzend angehört habe. Erst im Theater am Romäusring auf der Treppe zum Rang links und später im Franziskaner Konzerthaus auf der Treppe zur Empore links. Es war immer ein bißchen peinlich, am Einlass vorbei geschleust zu werden. Seither aber weiß ich: auf Treppen schläft man nicht ein, egal wie langweilig das Konzert ist.

Das einzige Konzert, an das ich mich aus dem Theater am Romäusring erinnere, ist tatsächlich eine Aufführung von Beethovens 5. Sinfonie. Die kannte ich schon und ich glaube, als Kind findet

man diesen Anfang sehr aufregend: der Tod klopft an die Tür! Vielleicht ist es ja Dracula?

Im Franziskaner Konzerthaus gab es dann viele eindringliche Konzerterlebnisse. Ich erinnere mich besonders an die „Bilder einer Ausstellung“, vorgelesen durch einen, wenn ich mich recht entsinne, englischen Pianisten. Wie der im Alleingang den ganzen Saal in seinen Bann zog – das wollte ich auch. Als ich letztes Jahr zum 150-jährigen Jubiläum der Zinzendorf-Schulen in Königfeld eingeladen worden bin, einen Klavierabend zu gestalten, bin ich zu dieser Erinnerung zurückgekehrt und habe das Stück an einen meiner beiden „Heimat-Konzertorte“ zurück getragen. Das war das größte Vergnügen! Zum Klavierüben musste ich kaum ermahnt werden, zum Flöte spielen immer. Wieso ich das bis zum 16. Lebensjahr gemacht habe, ist mir bis heute ein Rätsel. Und wieso ich von meiner Mutter dafür wöchentlich nach Trossingen gefahren wurde, auch. Vielleicht waren wir einfach nicht gut darin, Altes zu beenden.

Währenddessen wurde es langsam Zeit, aus den Händen von Frau Eppinger, die mich viele Jahre in ihrer Wohnung auf dem Klavier unterwies, in andere zu wechseln. Zu oft hatte ich inzwischen angezweifelt, ob man es wirklich so machen müsse und ob es anders nicht auch und besser ginge und ob sie es denn, wenn sie ihre Augen schlosse, wirklich hören würde, wenn ich so und nicht anders spielte. So kam ich zu einem jungen Studenten nach Trossingen, bei dem ich aber schnell das gleiche Spielchen anfang. Er hat dann auch ziemlich schnell gemerkt, dass das so nicht geht und das einzig richtige gemacht: er hat mich an Tomislav Baynov vermittelt². Hier wurde die Technik auf solide Beine gestellt und es war wie ein Rausch, zu sehen, was man mit einem Klavier machen kann. Außerdem konnte ich beobachten, wie die Arbeit eines Pianisten eigentlich aussieht. Tomislav Baynov hat mir gezeigt, was Klavierspielen und was Klaviertechnik eigentlich bedeuten und es mir systematisch beigebracht. Und da die Situation in

der Familie und in der Schule nicht gerade einfach war, wurde geübt was das Zeug hält. Zum ersten Mal Brahms zu spielen war ein ungeheures Erlebnis. Wie die Finger, die vorher das Klavier gefragt haben, ob es jetzt bitte mal einen Ton spielen wolle, jetzt in die Tastatur hineingelangt haben als wäre sie Teig und mit einer Gewalt das Klavier beherrschten, dass die gewaltig brausenden Rhapsodien op. 79 im Fortissimo nur so in den Raum klangen. Mein Vater saß derweil in der Sauna, die im Überzimmer untergebracht war und hörte zu. Der Rausch der Musik und des Hervorbringens von Musik hat die Technik beeinflusst und anders herum. Mit Lisztscher Technik dann wurde das Klavier, dieser riesige, schwarze und schwere Holzkasten endgültig zum Diener. Ich saß nicht mehr vor dem Klavier, ich ritt es. Dass ich in der Neuen Musik mich auch darauf spezialisierte, den Innenraum des Klaviers zu bespielen, ist vielleicht nur ein weiterer Grad der Inbesitznahme.

Derweil kam nämlich genau diese erste Begegnung mit Neuer Musik, der ich äußerst skeptisch gegenüber stand. Wie kam ein Komponist überhaupt dazu, sich in die Riege der großen Namen einreihen zu wollen? Das ist doch Anmaßung, geradezu eine Frechheit, und hören, ob es richtig ist, kann man auch nicht. Als ich dann den ersten Komponisten traf und er überhaupt nicht daran dachte, sich irgendwohin einzureihen, sondern einfach nur Musik zu schreiben, und als er mir dann bei einem Stück von ihm³ genau zeigen konnte, wieso welche Note eigentlich wo stand, wurde ein Teil der Vorurteile schon mal ausgeräumt. Gut, schlimm angehört hat es sich immer noch, aber die Neugier war doch geweckt und Simon Kühn⁴, eben der Komponist, und ich machten uns daran, ein Programm mit Neuer Musik für Cello und Klavier einzustudieren. Beim Proben haben wir dann tatsächlich oft an unterschiedlichen Stellen angefangen und es erst ein paar Takte später gemerkt, aber tatsächlich war mein erster Kammermusikabend unerwarteterweise ein Kammermusikabend mit Neuer Musik. Dass ich in viel früheren Jahren, beim Flötenunterricht bei Ulrich Dalm, schon dutzendfach Neue Musik gespielt hatte, war mir da schon lange nicht mehr bewusst und

ist mir erst viele Jahre später wieder eingefallen. Für das zwölfjährige Kind war Neue Musik auch nichts anderes als Telemann, vielleicht ein bisschen ungewohnt notiert, dafür aber leichter zu spielen. Für den Siebzehnjährigen war Neue Musik dann schon das Fremde, das man erkämpfen musste.

Zum Abschluss meiner Villingener Zeit habe ich dann die Schule gewechselt und bin nach Königsfeld gegangen. Dort wurde im Wohnzimmer von Peter Glitsch der Musik-Leistungskurs abgehalten. Im Gegensatz zu den Treppen, auf denen ich viel früher die Meisterkonzerte gehört habe, konnte man auf den Königsfelder Wohnzimmersesseln allerdings sehr gut schlafen, was dann oft zu stummen, aber ausgesprochen heroischen Kämpfen gegen den Schlaf geführt hat. Ich habe mehr als einmal verloren, was aber beileibe nicht am Unterricht von Peter Glitsch lag.

Durch die Zeit in Königsfeld wurde der Kirchensaal der Brüdergemeinde mein zweiter Heimat-Konzertort – nach dem Franziskaner Konzerthaus, das ich mir schon viel früher eroberte und in dem ich als Jugendlicher einige Male vom Hausmeister zum Üben eingeschlossen wurde.

Wenn ich jetzt in der Heimat, die mir allerdings nie als solche erschien und zu der ich bis heute kein Verhältnis gefunden habe, ein Konzert gebe, ist das Zurückkommen in einen der beiden Konzertsäle die eigentliche Heimkunft. Beides sind wunderschöne Säle mit sehr guten Flügeln – im Franziskaner ein Bösendorfer Imperial, im Kirchensaal ein Steinway D. Und da gehe ich hin und nehme die riesige Decke vom Flügel, stemme den Deckel auf und setze mich an die Tastatur und freue mich. Und dann fange ich an zu spielen, Bach höchstwahrscheinlich, und die Töne fliegen in die weiten Säle und ich höre dem Nachklang zu. Bis ich den ersten Fehler mache und ich erinnere mich: noch zwei Tage bis zum Konzert. Ich muss üben.

Anmerkungen:

- ¹ Um eine anständige Pianistenkarriere hinlegen zu können sollte man schon mit vier Jahren anfangen.
- ² Tomislav Nedelkovic-Baynov ist inzwischen Professor für Klavier an der Hochschule für Musik Trossingen.
- ³ Bezeichnenderweise ein Klavierkonzert.
- ⁴ Simon hat übrigens in einem der vorhergehenden Hefte einen Artikel geschrieben.

Auszug aus dem Vortrag „Von öffentlichen Parks bis Gartenschauen. Geschichtliche Hintergründe und Instrumente der Stadtentwicklung“ vom 24. 3. 2010 beim Geschichts- und Heimatverein.

Die Tallardsche Belagerung war die letzte, in denen die mittelalterlichen Mauern und Wehranlagen der Stadt Villingen zum Einsatz kamen. 40 Jahre später musste die Stadt ihre Tore dem anrückenden Feind öffnen, um nicht zerstört zu werden. Die waffentechnische Entwicklung hatte die alten Mauern der Stadt als Verteidigungsanlagen wertlos gemacht.

Damit aber verlor die Stadt nicht nur jede militärstrategische Bedeutung. Es veränderte sich vor allen Dingen das Verhältnis zwischen Stadt und Umland. Die Stadtmauer war nicht mehr Schutzwall vor dem äußeren Feind sondern wurde zunehmend zum Hindernis auf dem Weg nach draußen. Denn eines war offensichtlich, so groß der Freiraum um Villingen herum auch war, so beengt waren die Verhältnisse in der Stadt selbst.

Diese Bedingungen fanden sich natürlich nicht nur in Villingen. An zahlreichen Orten in Deutschland vollzog sich ähnliches. Es war nichts außergewöhnliches, dass ehemalige Festungs- und Wallanlagen zu Grünanlagen wurden. Hierzu einige Beispiele:

So wurden die 1602-1604 errichteten Wallanlagen der Hansestadt Bremen seit 1803 zurückgebaut und zur ersten von einem bürgerschaftlichen Parlament in Deutschland beschlossenen öffentlichen Grünanlage. Frankfurt am Main riss seine Wälle zwischen 1806 und 1812 ab, um sie in Grünzüge umzuwandeln, teilweise zu einem öffentlichen Landschaftsgarten in englischem Stil. Zahlreiche große Städte in Deutschland waren für diese Veränderungen bekannt. Es entstanden völlig neue Strukturen, neben den genannten beispiels-

weise auch in Hamburg, Lübeck, Münster oder Wien. Doch auch kleinere Städte gingen diesen Weg. In Villingen wurden zumindest die äußeren Stadtmauern Zug um Zug ab 1813 beseitigt. Ratsprotokolle deuten immer wieder darauf hin, dass Bürger darauf drängen, Mauerteile abzubrechen, Mauerdurchbrüche zu schaffen, Wälle einzuebnen und Gräben zuzuschütten. Und in einem Brief des großherzoglichen Direktoriums des Seekreises von 1816 an den Gemeinderat werden die Vorteile genannt, neben dem Recycling des Abbruchmaterials und der Einsparung von Unterhaltskosten wollte man auch mehr Sauberkeit in der Stadt und eine Luftverbesserung erreichen.

Der Abbruch der äußeren und von Teilen der inneren Stadtmauer erfolgte, wenn man die Akten liest, nicht nach Plan sondern eher nach Bedarf, denn die Mauern wurden als Baumaterial genutzt, Die frei gewordenen Flächen wurden eingeebnet und zum Teil verpachtet. Das was wir heute als schön gestaltete Ringanlage genießen können, ist zunächst nicht das Ergebnis eines Projektes aus einem Guss. Noch 1882 waren nicht alle Gräben gefüllt.

Doch langsam veränderte sich die Einstellung. Romantisierende Vorstellungen prägten die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und 1873 stellt der Gemeinderat Rudolf Kienzler erstmals den Antrag, die städtische (innere) Ringmauer auszubessern, „damit das Äußere der Stadt ein solideres Aussehen erhalte“. Ab diesem Zeitpunkt wurde dann auch damit begonnen, auf Teilen der ehemaligen Stadtgräben eine Grünanlage zu errichten.

Im Gegensatz dazu beginnt das neue Jahrhundert jedoch mit einer besonderen Geschichte einer Villingener Grünanlage, und ich wage fast zu behaupten, hier ging es um die erste Gartenschau dieser Stadt. Zwar konnte ich einige Fakten zu diesem Ereignis zusammentragen, doch bin ich davon



Bei der Gewerbe- und Industrieausstellung 1907 entsteht der spätere Stadtgarten. Bild SAVS, Best. 1.42.3 Nr. 411.

überzeugt, dass sich hier ein noch mehr zu beakkerndes heimatgeschichtliches Forschungsfeld auf-tut.

Über jene Episode der Stadtgeschichte will ich ein wenig mehr berichten. Am Anfang stand ein Bericht im Schwarzwälder, dem Villingener Tageblatt. Da hieß es am Montag, den 5. März 1906:

„Auf Einladung des hiesigen Gewerbe- und Handwerkervereins fand sich am Samstag eine ziemliche Anzahl Interessenten im Paradiessaal zusammen, um die Ansichten über die anlässlich des nächstjährigen fünfzigjährigen Jubiläums des Gewerbevereins geplante große Schwarzwald-Ausstellung auszutauschen. Herr Bürgermeister Dr. Braunagel betont, dass die Stadtverwaltung ein hohes Interesse an der Ausstellung habe und diese mit allen Mitteln fördern wolle; aus den Sparkassenüberschüssen ließe sich hierfür eine beträchtliche Summe zurückstellen. ... Der Herr Bürgermeister versprach, seine ganze Kraft in den Dienst dieser Sache zu stellen, auch der Gemeinderat habe sich einstimmig für das Projekt ausgesprochen. Herr Landtagsabg. Görlacher hält die Stimmung

für günstig und die Kosten für nicht bedenklich. Für die Stadt und die Geschäftsleute werde der Nutzen nicht ausbleiben. ... Herr Bürgermeister Dr. Braunagel weist darauf hin, dass die Herstellung des Platzes die Stadt übernehme; da die Amtmannswiese später als Park angelegt werde, so sollen jetzt gleich die Auffüllungen, Weganlagen und Baumpflanzungen begonnen werden.“

Der Artikel führte noch einiges zum nachhaltigen Nutzen des Vorhabens aus und beschrieb, dass es weitgehende Unterstützung finden werde.

Ich muss gestehen, bislang hatte ich die Gewerbeausstellung von 1907 lediglich unter dem gewerblichen Gesichtspunkt betrachtet. Dieser Aspekt stand ja auch im Mittelpunkt der Ausstellungen vor drei Jahren. Doch das Aktenstudium führte auf einen anderen Schwerpunkt dieser Veranstaltung. Verstärkt wird dies noch, wenn man bedenkt, dass ja die vorangegangenen Gewerbeausstellungen in festen Gebäuden, vor allem in der ehemaligen Benediktinerkirche stattgefunden hatten.

Der Aspekt diese Gewerbeausstellung auch zum Vehikel für eine dauerhafte Parkanlage an dieser

Stelle nutzen zu wollen scheint in der Tat eine zentrale Rolle gespielt zu haben. Die Tatsache wird noch dadurch unterstrichen, dass sich, kaum da die Angelegenheit bekannt geworden war, zwei große Facharchitekten für den Garten- und Landschaftsbau in Villingen melden, das Büro Brake aus Mannheim und das Büro Berz & Schwede aus Stuttgart. Beide Büros waren zur damaligen Zeit überregional bekannt und renommiert. Auf Berz & Schwede beispielsweise gehen zahlreiche große Garten- und Parkanlagen im Großraum Stuttgart zurück.

Kaum war die Farbe der Zeitungsmeldungen trocken, reisten die Architekten nach Villingen. Am 8. März befand sich Herr Brake in der Stadt, am 13. März Herr Berz. Die Architekten erhielten Lagepläne und begannen umgehend für das 22.740 m² große Areal Pläne zu erarbeiten. Man gewinnt den Eindruck, dass es schnell gehen musste, und schon einen Monat später lagen konkrete Planungen und Konzepte vor.

Aber die Villingen zierten sich. Man spielte auf Zeit und die Büros wurden langsam skeptisch. Berz teilte im Gegensatz zu seinem Mannheimer Kollegen mit, dass man die Planungen erst nach Vorkasse liefern würde, Brake hingegen schickte ein interessantes Konzept, dessen Realisierung 32.252,- Mark kosten sollte. Der Jahreslohn eines Arbeiters im landwirtschaftlichen Bereich betrug damals ungefähr 300 Mk.

Die Zeit verstrich, die Ausstellung sollte ja im Sommer 1907 eröffnet werden. Aber erst am 22. November beschloss der Gemeinderat, die Sache für 12.000,- Mk selbst zu machen.

Ob die Entscheidung so gut war lässt sich bei weiterer Lektüre der Akten eher bezweifeln.

Einerseits kam es zum Rechtsstreit mit den beiden Büros, die jeweils die Urheberschaft für sich

beanspruchten. In wie weit dies richtig war, lässt sich, da ich die Pläne der Büros bislang noch nicht finden konnte, nicht mit Sicherheit sagen. Aber positiv war die Entwicklung nicht unbedingt, denn die Ausführung, mit der ja erst im Frühjahr 1907 begonnen werden konnte scheint nicht in dem Umfang nachhaltig gewesen zu sein, wie das ursprünglich gedacht war. Das Bassin des Teiches war sehr bald undicht, die Toilettenanlage musste wenig später grundsätzlich erneuert werden, da die Wasserleitungen nicht tief genug verlegt worden waren, und 1910 brach sogar im Juli die Decke eines ehemaligen Ausstellungsgebäudes ein.

Dennoch diese erste als solche wirklich konsequent geplante und zu einem Fixtermin verwirklichte städtische Parkanlage wurde als Stadtgarten letztlich doch zum Erfolg. Zwischen Brigach, Mönchweilerstraße, Kriegstaße und Forsthausstraße erfüllte der Park bis Anfang der sechziger Jahre, als er einer großen Industrieerweiterung weichen muss eine zentrale Funktion als innerstädtischer Erholungsraum. Wie die weniger systematisch geplanten Ringanlagen war er die zentrale grüne Lunge der Stadt.

Und die Anlage erfreute sich auch sehr großer Beliebtheit. Denn was 1960 einem Industriebetrieb gelang, wollten 1910 bereits einige Privatleute. Nur mit knapper Mehrheit lehnte es der Gemeinderat ab, unmittelbar in das Gelände hineinreichende Grundstücke für private Wohngebäude auszuweisen.

Natürlich kennen wir heute weitere wichtige Grünanlagen der Stadt, das Hubenloch, den Eisweiher, den Kurgarten. Der Stadtpark war jedoch der erste Park, der wirklich im Ganzen für die Bürgerinnen und Bürger ausschließlich als allgemeine Grünanlage geschaffen wurde.

725 Jahre Heilig-Geist-Spital

Geschichtliches über die Gründung

Werner Echle

Die älteste und bedeutendste soziale Stiftung Villingens ist das Heilig-Geist-Spital.

Wann seine Gründung erfolgte, ist nicht genau bekannt. Eine Gründungs- oder Stiftungsurkunde liegt nicht vor. Stifterin war Gräfin Agnes von Fürstenberg vermutlich zwischen den Jahren 1284 und 1286.

Der älteste, völlig gesicherte Beleg für ein Heilig-Geist-Spital in Villingen datiert vom 15. April 1286. Der Erzbischof Renaldus von Messina und dreizehn weitere, namentlich genannte Bischöfe stellten an diesem Tag in Rom einen Ablassbrief aus, in dem sie zur Mithilfe bei der Vollendung des Heilig-Geist-Spitals in Villingen aufriefen.

Besitztum erhielt das Spital durch Schenkungen des Grafen Friedrich von Fürstenberg – Wiese zwischen Fürstenberg und Sumpfohren, Eigenhof in Bräunlingen – sowie ein weiteres Gut von Agnes von Fürstenberg. Durch einen Bittbrief von Gräfin Agnes von Fürstenberg an alle Kirchherren in der Umgebung wurde versucht, Geld für das Spital zu bekommen, damit dieses seinen vielfältigen Aufgaben gerecht werden konnte.

Die Gründung des Spitals fiel in die Zeit größter Blüte der Stadt. Klöster wurden gegründet, die Stadt wurde ummauert und das Münster ausgebaut.

Das Spital lag zwischen dem Münsterkirchhof – dem heutigen Münsterplatz – und der Rietstraße (heute: Altes Kaufhaus).

Im 15. Jahrhundert erfolgte ein Neubau. Dabei handelte es sich um ein – im Vergleich zu den verschiedenen Klöstern der Stadt – verhältnismäßig kleines längliches Gebäude. An der dem Riettor zugelegenen Seite befand sich die mit einem Zwiebeltürmchen gezierte Spitalkapelle. Ein weiterer Umbau erfolgte 1727 mit einem großzügigen, hufeisenförmigen, dreiflügeligen Grundriss.

1825 wurde das Spital in das ehemalige Franziskanerkloster verlegt und das Gebäude zum Kaufhaus für den damals blühenden Getreidehandel umgebaut.

Aufgaben des Heilig-Geist-Spitals

Die primäre Aufgabe blieb über die Jahrhunderte hinweg immer die Fürsorge für Arme, Alte, Kranke und Waisen im Heilig-Geist-Spital. Noch Jahrzehnte nach seiner Gründung hatten die von den Spitalorganen vorgenommenen Rechtsgeschäfte ausschließlich den Zweck, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Spitals so zu stärken, dass es die Last der städtischen Fürsorge ständig tragen konnte.

Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts suchten auch Wohlhabende ihren Unterhalt zu sichern, indem sie mit dem Spital Leibrenten- und später auch Pfründverträge abschlossen. Begab man sich bei der Verpfründung völlig in den Bereich des Spitals und seiner Anstaltsordnung, so hatten die Leibrentenverträge den Zweck, sich im Spital einen Schuldner zu verschaffen, von dem man auch in unruhigen und teuren Zeiten eine pünktliche und vollständige Einhaltung eingegangener Verpflichtungen erhoffte. Der früheste noch erhaltene Vertrag dieser Art wurde im Jahre 1316 geschlossen. Auch in den folgenden Jahrhunderten finden sich solche Verträge immer wieder.

Derzeit besteht noch ein Pfründvertrag.

Wesentliche Teile des im Laufe der Zeit angewachsenen Stiftungsvermögens begründen sich auf Schenkungen und Vermächtnisse sowie auf das Vermögen und die Erträge verschiedener kleinerer Fonds und Stiftungen, die alle zwischenzeitlich aufgelöst und dem Spitalfonds übereignet wurden.

1854 wurden Elendjahrzeitpflege, Gutleuthaus, Armensäckel und Spital zur „vereinigten Spital- und Armenstiftung“ zusammengefasst. 1949 kamen auch die privaten Stiftungen zum Spitalfonds dazu.



Das Heilig-Geist-Spital im ehem. Franziskanerkloster (1825-1978) Foto: Stadtarchiv

Entwicklung und Aufgaben des Spitalfonds Villingen nach dem 2. Weltkrieg

Der Zweck des Spitalfonds Villingen hat sich seit Jahrhunderten grundsätzlich nie geändert. Gemäß der heute gültigen Satzung vom 17.07.1979 sind die zentrale Aufgabe der Unterhalt und Betrieb des Alten- und Pflegeheims Heilig-Geist-Spital sowie die „Betreuung und Unterstützung hilfsbedürftiger und pflegebedürftiger Personen“.

Das Altenheim in der ehemaligen Stadt Villingen bestand im Jahre 1966 aus dem Hauptgebäude des ehemaligen Franziskanerklosters mit Kreuzgang, Rietgasse 2 (60 Bewohner), Osianderhaus, Rietstraße 37 (16 Bewohner), Hämmerlehaus, Rietgasse 1 (5 Bewohner), Storzenhaus, Brunnenstraße 48 (8 Bewohner). Die beiden letztgenannten Gebäude Brunnenstraße 48 und Rietgasse 1 wurden erst zu Beginn der 60-er Jahre wegen des großen Bedarfs an Heimplätzen für die Unterbringung von Heimbewohnern eingerichtet.

Man war sich schon damals im Klaren, dass dies nur ein Provisorium sein konnte.

Nach über elfjähriger Vorbereitungs- und Bauzeit wurde am 28.09.1978 das heutige Alten- und Pflegeheim „Heilig-Geist-Spital“, Schertlestraße 2, mit 172 Plätzen eröffnet

In Anbetracht der sich inzwischen veränderten Bedürfnisse der Senioren hat der Spitalfonds Villingen in den Jahren 1986–1987 die Seniorenwohnanlage „Wohnpark Hammerhalde“, Am Affenberg mit 52 alten- und behindertengerechten Wohnungen erstellt.

Aufgrund der großen Nachfrage nach dieser Wohnform, entschied der Stiftungsrat, auf der ehemaligen Kaiserwiese in der Bleichestraße weitere Wohnungen zu bauen. Im Februar 2000 konnte die betreute Seniorenwohnanlage „Wohnen am Warenbach“ mit 62 Wohnungen in Betrieb genommen werden.

Beide Anlagen erfreuen sich nach wie vor einer

großen Beliebtheit, was die große Anzahl von Nachfragen und Anmeldungen bestätigt.

In der Südstadt, einer sehr beliebten Wohngegend, hat der Spitalfonds Villingen in der Friedensstraße 2009/2010 eine Wohnanlage mit 12 Service-Wohnungen (Zwei- und Dreizimmer) für Senioren und Behinderte gebaut, deren Bezug ab Oktober 2010 möglich war.

Ziel des Spitalfonds Villingen ist es, älteren Menschen ein selbständiges und selbstbestimmtes Leben in Eigenverantwortung zu ermöglichen, aber auch darauf hinzuwirken, dass eine bedarfsgerechte Unterstützung, Betreuung und Versorgung für ältere und pflegebedürftige Menschen bereitgestellt wird. Hierdurch können die Potentiale der älteren Menschen erkannt und genutzt werden.

Rechtliche Stellung des Spitalfonds Villingen

Der Spitalfonds Villingen ist nach der im Jahre 1979 aufgrund des neuen Stiftungsgesetzes vom

Gemeinderat beschlossenen Stiftungssatzung eine rechtsfähige örtliche Stiftung des öffentlichen Rechts im Sinne vom § 101 Gemeindeordnung für Baden-Württemberg. Sie hat ihren Sitz in Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Villingen. Die Stiftung ist völlig selbständig.

Die Stiftung dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen und mildtätigen Zwecken.

Organe der Stiftung sind der Stiftungsrat und der Vorsitzende des Stiftungsrates.

Der Stiftungsrat besteht aus dem Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen als Vorsitzendem und acht Stadträten die im Stadtbezirk Villingen ihren Wohnsitz haben müssen.

Feier 725 Jahre Heilig-Geist-Spital

Das Jubiläum „725 Jahre Heilig-Geist-Spital“ wird am 15. April 2011, genau 725 Jahre nach der erstmaligen Erwähnung des Heilig-Geist-Spital gefeiert.



Alten- und Pflegeheim Heilig-Geist-Spital an der Schertlestraße seit 1978.

Foto: Spitalfonds Villingen



Seniorenwohnanlage Wohnpark Hammerhalde seit 1987.

Foto: Jochen Habne

Geplant ist ein Festakt auf gemeinsame Einladung des Spitalfonds Villingen und des Geschichts- und Heimatvereins Villingen im Franziskaner.

Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins werden dazu herzlich eingeladen.

Begleitend wird im Jahr 2011 auch das Franziskanermuseum dieses Jubiläum zum Thema machen und es werden Veranstaltungen im Heilig-Geist-Spital wie Festgottesdienst, Sommerfest und eine Vortragsreihe über Fragen der Altenpflege für Angehörige und Pflegekräfte stattfinden. In Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv wird der Spitalfonds Villingen eine neue Publikation über geschichtliche Aspekte des Heilig-Geist-Spitals im 18. und 19. Jahrhundert veröffentlichen.

Der Geschichts- und Heimatvereins wird dieses Thema im Jahresprogramm 2011 ebenfalls berücksichtigen.

Benutzte und zitierte Literatur:

WOLFGANG BERWECK: „Das Heilig-Geist-Spital zu Villingen im Schwarzwald von der Gründung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts“, Villingen 1963, (Schriftenreihe der Stadt Villingen, Bd. 39.

UTE STRÖBELE: „Armut, Alter und Krankheit“. Aspekte des Villingen Armenwesens in der früheren Neuzeit in Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v. der Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlass des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen, Villingen-Schwenningen: Kuhn, 1999, S. 267-286.

UTE SCHULZE: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen Findbuch Bestand 2.3 Vorwort: Das Heilig-Geist-Spital und die Stiftungen. Ein kurzer Abriss, Typoskript, Stadtarchiv 2001.

Dokumentation zur Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses, Schulgasse 23, in Villingen

Andreas Flöß

Das Abt-Gaisser-Haus ist am Tag seiner feierlichen Eröffnung ein Gebäude, bei welchem es selbst mir als Architekt aus heutiger Sicht schwerfällt, es mit den üblichen technischen, wirtschaftlichen und funktionalen Aspekten zu beschreiben.

Sie erleben hier ein Gebäude, das Emotionen weckt und das voll von Geschichten und wertvollen Details auf eine lange Vergangenheit zurückblicken kann. Eine Vergangenheit, die seit ca. 1200 n. Chr. untrennbar mit der Villingener Stadtgeschichte verwoben ist – denn bereits beim Bau der Villingener Stadtmauer wurde der „Grundstein“ für das Abt-Gaisser-Haus gelegt. Besser gesagt waren es gleich mehrere Grundsteine, die hier als Basis für das Gebäude rund dreißig Jahre später, im Jahre 1233/34, als Nordfassade dienen sollten.

Heute sind diese bis zu zwei Meter dicken Wände freigelegt und man sieht, wie notwendig dieses solide Fundament war, um die Jahrhunderte wechselvoller Geschichte, wenn auch stark angegriffen, zu überstehen.

1. Vorgeschichte

Seit 1981 haben zahlreiche bauhistorische



Abb. 1: Umbaumaßnahmen im Lauf der Zeit: Blick auf den im Jahre 1568 zwischen Alt- und Anbau ausgebrochenen Durchgang im Keller des Gebäudes.

Untersuchungen nur allmählich die lange Historie des Abt-Gaisser-Hauses rekonstruieren können. Fest steht, dass es als eines der ältesten Häuser unserer Stadt, erst als St. Georgener Pflegehof („Niederlassung“ des Klosters St. Georgen) und als Amtssitz / Wohnung der Äbte des in Villingen ansässigen Benediktinerkonventes genutzt wurde (von 1538 bis 1806).

Als Zeugen dieser glanzvollen Zeit sind uns unter anderem Renaissance-Malereien erhalten geblieben, die 1981 unter mehreren Tapeten und Gipsputzschichten gefunden wurden (Abb. 2).

Diese fragmentarischen Wand- und Deckenbemalungen, die man an verschiedenen Stellen im Haus entdeckte, waren es auch, die das Gebäude zu Beginn der 80er Jahre davor bewahrten, durch Zweckumbauten völlig entstellt zu werden.

Weiteren Ausbaumaßnahmen konnte somit Einhalt geboten werden – dem allmählich fortschreitenden Verfall der Bausubstanz allerdings nicht. Denn was sich als wertvolle und bauhistorisch schützenswerte Besonderheit herausstellte, führte zugleich zu einem Stillstand in allen Instanzen.



Abb. 2: Raum 1.17: Fachwerkkonstruktion mit aufwändigen Dekorationsbemalungen aus dem 16. Jahrhundert.

Alle Umbauarbeiten wurden sofort eingestellt und mit dem Wissen, hier ein Juwel der Stadt Villingen wiederentdeckt zu haben, begann eine jahrzehntelange Kosten-Nutzen-Diskussion, die das Gebäude in einen wahren „Dornröschenschlaf“ versetzte. Eine dicke Staubschicht legte sich über die verwinkelten und heruntergekommenen Räumlichkeiten, die zuvor jahrzehntelang als Einfachwohnungen gedient hatten.

2. Planung

2008 kamen mit der Entwurfsvorplanung für die Unterbringung der Stiftungsverwaltung des Spitalfonds und diversen Räumlichkeiten für die Seniorenbetreuung die ersten Ansätze der heute vollendeten Sanierung ins Gespräch.

Durch den Kauf des Abt-Gaissner-Hauses und die damit verbundenen Sanierungsabsichten durch den Spitalfonds Villingen wurde die Hoffnung geweckt, den zunehmenden Verfall des Gebäudes endlich aufhalten zu können.

Die vorgefundene Bausubstanz befand sich in einem äußerst schlechten Zustand. Unschwer war zu erkennen, dass die Räume durch Umbaumaßnahmen mit mehreren übereinander aufgetragenen Bodenbelägen und vielschichtigen Wand- und Deckenverkleidungen in ihrer ursprünglichen Anordnung kaum noch nachvollziehbar waren.

Mit den Jahren war der Bausubstanz ausschließlich hinzugefügt worden – wodurch die Räume kleiner, verwinkelter und niedriger geworden waren.

Auf den zweiten Blick wurde ersichtlich, dass das tragende Gebälk dem Zahn der Zeit nicht hatte standhalten können und „nachgegeben“ hatte (Abb. 3).

Obwohl für die neue Nutzung die minimalste Verkehrslast angesetzt wurde, war schnell klar, dass dieses Gebäude von Grund auf stabilisiert werden musste. Innen senkten sich Decken und Fußböden von den Außenwänden ins Gebäudeinnere um bis zu 70 cm ab.

Sämtliche Räume und die Treppenhäuser waren mit Höhenunterschieden und Absätzen von bis zu 100 cm verbaut (Abb. 4).



Abb. 3: Durchblick durch die freigelegten, südlich gelegenen Räume im 2. Obergeschoss.

Die neue Umbauplanung beinhaltete als wichtigsten Punkt den Erhalt sämtlicher historischer Bausubstanzen. Hierbei handelte es sich nicht nur um die Wände mit Wandmalereien und die Räume mit Holzdecken, sondern um sämtliche noch verwendbaren oder restaurierbaren Bauteile im gesamten Haus. Durch eine konsequente Verwendung hochwertiger und naturbelassener Baustoffe sollte es gelingen, die alte Bausubstanz zu erhalten um sie in ihrer Einmaligkeit herauszuheben. Das Konzept sah vor, die neuen Bauteile als Kontrast im historischen Baukern zu betrachten.

Um nach der Sanierung eine sinnvolle Nutzung möglich zu machen, wurde durch bauhistorische Untersuchungen bestätigt, dass teilweise in einem bestimmten Bereich des Hauses Wände entfernt werden konnten. Dieser Bereich ist im 1. Obergeschoss des 1536/37 angebauten Ostbaus zugunsten eines Saales (Abb. 5). Die Zustimmung hierzu



Abb. 4: Raum 1.10: Höhenunterschiede im 1. Obergeschoss.

Abb. 5: Blick in den jetzigen Saal vor der Entkernung aller Räume in diesem Bereich.



gab es unter anderem deshalb, weil in diesem Gebäudeteil starke Störungen der Baustruktur durch rege Bautätigkeit vor ca. 180 Jahren erfolgte.

Die Entwurfsplanung der zukünftigen Räume sieht in den weniger gut belichteten Nordbereichen Funktionsräume und Erschließungszonen vor. Die Büroräume und der Saal befinden sich in der

Abb. 6: Übergabe der Baufreigabe im Mai 2009 (v. l.) Stadtbau-
direktor Henning Keune, Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon,
Architekt Andreas Flöß, Geschäftsführer Spitalfonds Villingen
Werner Echle.



ausreichend gut belichteten Südzone des Gebäudes.

Nach der umfangreichen Planungsphase und der Vorlage eines stimmigen, in enger Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege ausgearbeiteten Nutzungskonzeptes, wurde Ende Mai 2009 die Baugenehmigung durch die Stadt Villingen-Schwenningen erteilt (Abb. 6).

3. Baubeginn

Die Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses wurde in der folgenden 12-monatigen Bauzeit zu einem ständigen Balanceakt zwischen der Bewahrung dieser alten Gebäudesubstanz und den realen Anforderungen der Gegenwart.

Es galt, Aspekte wie z.B. Brandschutz, Technik oder Schalldämmung mit den Anforderungen des Denkmalschutzes in Einklang zu bringen.

Die Barrierefreiheit des Gebäudes erforderte beispielsweise einen Aufzug und einen zentralen Zugangsbereich, der durch einen modernen Anbau aus Sichtbeton und Glas realisiert werden konnte.

Eine weitere große Herausforderung stellte das notwendige statische Konzept des gesamten Gebäudes dar. Eine optimale Lastverteilung sieht normalerweise die direkte Lastabtragung in die Fundamente vor.

Bei der vorherrschenden Raumstruktur im Abt-Gaisser-Haus saß – mit Ausnahme der Außenwände – keine Wand auf der anderen. Dieser Umstand erforderte teilweise hochkomplizierte statische Antworten, welche im Gebäude bewusst sichtbar und erlebbar gemacht wurden.

So mussten die Deckenbalken mit jeweils unterschiedlichen statischen Maßnahmen gesichert werden. Für nahezu jeden einzelnen der insgesamt über 100 Balken wurde ein eigenes Trag- und Stützkorsett entwickelt und angewendet.



Abb. 7: Durchbruch der Außenmauer für den neuen Anbau des Fahrstuhls.

Zur Stabilisierung der sich absenkenden Innenbereiche wurden zusätzliche Stahlträger in die Decken eingelassen und verankert. Das bestehende Holzgebälk wurde ebenfalls durch Stahlträger und neue Unterkonstruktionen aus Holz verstärkt (Abb. 8 und 9).

Nach der Sanierung verdeckt, liegen in der Geschossdecke des 2. Obergeschosses 12 Stahlträger mit einer Bauteillänge von je 11 m, welche über den Dachstuhl in die entkernte Decke eingelassen wurden.

Sichtbar bleiben diese Maßnahmen hingegen im Saal und in den angrenzenden Räumen im 1. Obergeschoss: die stabilisierenden Stahlträger verlaufen längs unter den historischen Unterzügen und passen sich diesen an (Abb. 10).



Abb. 8: Verstärkung der Böden durch Stahlträger.



Abb. 9: Einbringen der Stahlträger über den Dachstuhl.



Abb. 10: Stahlträger im Saal und die sichtbaren Spuren der vor Ort zusammenschweißten Trägerelemente.



Abb. 11: Raum 2.01: Sondageöffnung im Bodenbelag.



Abb. 12: Flurbereich im 2. Obergeschoss: Entkernung des Fußbodens.



Abb. 13: Flurbereich im 1. Obergeschoss: Einbringen der Schüttung auf die verlegten Rohrleitungen.

4. Freilegung der Bausubstanz

Im Inneren des Gebäudes galt es, die jüngere Bausubstanz (bis in die 1950er Jahre) des Gebäudes Schicht für Schicht freizulegen (Abb. 11).

So wurde beispielsweise im Gewölbe des 2. Obergeschosses unter drei Schichten verschiedenster Bodenbeläge ein aus dem 13. Jahrhundert stammender Sandsteinboden freigelegt und für die heutige Nutzung teilweise ergänzt.

Im 1. Obergeschoss wurden auf die gleiche Art und Weise Teile des alten Dielenbodens aus dem 16. Jahrhundert sichtbar.

Anschließend galt es, die alten Böden, Türen, Treppen, Decken und Wandvertäferungen zu sanieren und das neue Gebäudekonzept behutsam daran anzulehnen. Der Gedanke, die alten Elemente in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren, war das ständige Motiv aller Maßnahmen und

Umbauten. Jetzt, nach der Sanierung, wird dieser Leitgedanke überall im Gebäude sichtbar.

Gänzlich unsichtbar hingegen ist die neue Heizungsverteilung, die in der teilweise abgehängten Decke verlegt wurde.

Die Elektro- und Datenleitungen befinden sich in Bodenkanälen und sind über bodenbündige Verteilerdosen erreichbar. Die Lichtschalter wurden, von den Wänden abgelöst, auf Edelstahlstelen montiert.

Diese Maßnahmen waren notwendig, um die Wände in ihrer historischen Struktur zu belassen und Eingriffe in die alte Bausubstanz zu vermeiden.

Diesem Prinzip folgen auch die neuen Decken- bzw. Fußbodenkonstruktionen, indem sie abgesetzt von den alten Wänden nicht direkt an historische Wandtäferungen und Lamperien angrenzen. Die

neu eingebrachten Decken wurden bewusst als leichte Elemente in die Räume eingehängt und scheinen zu „schweben“.

Die neuen Böden grenzen nie bündig an die bestehenden Wände an und somit konnten die Wandvertäferungen in vielen Räumen in ihrer ursprünglichen Lage, Höhe und Proportion erhalten werden. Bei den Böden wurde bewusst mit Abstand gearbeitet, so dass der neue Bodenbelag einerseits Raum bietet, um Versorgungsleitungen aufzunehmen und andererseits nicht an die Vertäferungen anstößt (Abb. 14).

Die im Gebäude neu verbauten Innentüren sind in ihren Maßen an die alten Türstürze angepasst.

Die neuen, unlackierten Zargenverkleidungen aus Kiefernholz geben den ursprünglichen Türrahmen eine neue Einfassung. Die drei markanten



Abb. 14: Abstand vom neuen Fußboden zur alten Wandvertäferung.



Abb. 15: Restaurierung und Nachbau des Gewölbes.

Außentüren wurden von einem Restaurator komplett überarbeitet und an ursprünglicher Stelle wieder verbaut.

Die bauhistorisch dagegen wenig bedeutsamen Fenster und Fensterläden des dreigeschossigen Massivbaus wurden komplett ersetzt. Eine Sanierung erschien weder aus denkmalpflegerischer, noch aus ökonomischer Sicht sinnvoll.

5. Gewölbe im 2. OG

Das unter einer Putzschicht verborgene Gewölbe im 2. Obergeschoss, welches direkt an die Stadtmauer angrenzt, konnte aufwändig freigelegt und gesichert werden. In einem zweiten Schritt wurde es teilweise mit einer originalen Gewölbeschalung neu aufgemauert (Abb. 15).

Nachdem ein historischer Durchgang zum Gewölbe wieder freigelegt wurde und eine weitere Zwischenetage bereinigt werden konnte, wurde das gesamte 2. Obergeschoss wieder als eine Ebene begehbar gemacht (Abb. 16).

6. Dachstuhl und Dachhaut

Der 1840 neu abgezimmert und auf die bestehenden Außenwände aufgesetzte Dachstuhl machte umfangreiche Sicherungsmaßnahmen vorwiegend an den Bundbalken notwendig. Auf der gesamten Nordseite waren die Schwellen, Balken und Sparrenköpfe abgefaut und mussten ersetzt werden (Abb. 17).



Abb. 16: Blick durch den neuen Teil des Gewölbes (vorne) auf den freigelegten Durchgang und das entkernte Treppenhaus.



Abb. 17: Abgedeckter Dachstuhl.



Abb. 19: Blick auf die Nordfassade während der Bauarbeiten.

Der sanierte Dachstuhl (Abb. 18) wurde mit einem Futterdach neu versehen und mit alten handgestrichenen Biberschwanzziegeln gedeckt. Hierbei konnten rund 2.000 Ziegel der alten Deckung wiederverwendet werden (dies entspricht 15% der alten Deckung). Die Ergänzungsziegel entstammen der Stadtkirche in Meßkirch. Aufgrund der einfachen statischen Ausführung des Dachstuhls war aus Ge-

wichtsgründen eine übliche Doppeldeckung nicht möglich. Die neuen „alten“ Ziegel wurden deshalb in einfacher Deckung mit Kupferschindeln verlegt.

Um eine bessere Belichtung des Dachstuhls zu erreichen, wurden die beiden Dachflächen mit neuen Schleppegauben versehen. Die Gauben wurden komplett in Lärchenholz, ohne Lasur oder Anstrich gefertigt.



Abb. 18: Dachstuhl während der Sanierung.



Abb. 20:
Ansicht der neuen Süd-
fassade nach der Sanierung.

Photos: Jochen Habne und
Andreas Fließ

7. Fassade und Außenbereich

Auf der Fassade des Gebäudes befanden sich mehrere Putzschichten. Bei der restauratorischen Untersuchung der Außenputze wurden keine Merkmale auf Außenwandmalereien entdeckt. Zudem waren die im letzten Jahrhundert aufgebrauchten Putze, insbesondere im Nordbereich, durch ständige Durchnässung stark beschädigt. In Folge dessen fiel die Entscheidung, die bestehenden Putzschichten bis auf das Bruchsteinmauerwerk abzunehmen und mit einem komplett neuen hochdiffusionsoffenen, reinen Kalkputz neu aufzubauen. Der Anstrich wurde als reiner Silikatanstrich ohne Zusatz von Lösungsmitteln aufgetragen.

Die Sandsteinleibungen, Stürze und Fensterbänke waren ebenfalls stark beschädigt und morsch. In mehreren unterschiedlichen Verfahren wurden diese Bauteile behutsam restauriert. Lediglich an vier Stellen musste die Altsubstanz durch Neuteile ersetzt werden.

Der Vorplatz wurde komplett umgestaltet, um die Barrierefreiheit zu erreichen. Die bestehenden Bordsteine wurden abgesenkt, der neue Pflasterbelag fügt sich nun direkt an das Gebäude an.

8. Fazit

Die Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses hatte immer das Ziel, sowohl der Geschichte als auch der Gegenwart gerecht zu werden. Heute gleicht in dem Gebäude kein Raum dem anderen und überall hat die Zeit ihre Spuren hinterlassen.

Es ist gelungen, diese Spuren zu bewahren und gleichzeitig eine Nutzung für die Öffentlichkeit zu schaffen.

Als „Sichtfenster in sieben Jahrhunderte Baugeschichte“ werden einige Boden- und Wandöffnungen im Inneren des Gebäudes in ihrem Originalzustand bestehen bleiben und die Blicke der Besucher auf sich ziehen.

Gemeinsam mit den Renaissance-Wandmalereien und unzähligen Details im gesamten Gebäude zeugen sie heute von einer abwechslungsreichen Vergangenheit, welche seit über 770 Jahren mit der Villingener Stadtgeschichte verwoben ist – und es dank dieser Sanierung auch in Zukunft bleiben wird.

Die Neueröffnung des Abt-Gaisser-Hauses am 11. Dezember 2010 beendet endlich den 30-jährigen „Dornröschenschlaf“ dieses für Villingen stadthistorisch sehr wertvollen Gebäudes, das als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Sinne des § 12 Denkmalschutzgesetz (eingetragen im Denkmalsbuch am 16.11.1978) eingestuft ist.

Nachdem die Bauarbeiten zum Einbau von Klassenzimmern für die Karl-Brachat-Realschule im Jahr 1980 eingestellt wurden, weil ornamentale Renaissance-Malereien entdeckt wurden, gab es immer wieder Initiativen und Vorschläge der Stadt Villingen-Schwenningen zu einer Sanierung des Hauses mit verschiedenen Nutzungsideen, die leider alle erfolglos blieben. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen hat sich ebenfalls daran beteiligt und wiederholt eine Sanierung angemahnt.

Im Jahr 2008 hat Herr Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon mit dem Amt für Familie, Jugend und Soziales ein Nutzungskonzept als „Bürgerhaus“ für Senioren erarbeitet und vorgeschlagen, dass der Spitalfonds Villingen, eine über 700 Jahre alte Stiftung, zu dessen Stiftungszweck u. a. „die Betreuung und Unterstützung hilfsbedürftiger und pflegebedürftiger Personen“ gehört, dieses Konzept umsetzen könnte.

Nachdem geklärt war, dass das Nutzungskonzept dem Stiftungszweck des Spitalfonds Villingen entspricht und auch die Finanzierung durch den Spitalfonds Villingen von der Stiftungsaufsicht akzeptiert wird, haben der Stiftungsrat des Spitalfonds Villingen am 22.07.2008 und der Gemeinderat am 24.09.2008 dem Vorhaben zugestimmt und das Gebäude zu einem symbolischen Preis an den Spitalfonds Villingen übertragen.

Nutzungskonzept

Das Abt-Gaisser-Haus wird der Gesellschaft wieder zur Verfügung gestellt, um das Miteinander

der Generationen, der Nationen und der Menschen mit Behinderung unserer Stadt zu beleben. Das Netz des bürgerschaftlichen Engagements soll weiter ausgebaut werden. Hierzu steht ein heller, freundlicher Veranstaltungsraum als Begegnungsstätte bereit, in dem Möglichkeiten zum Austausch, für Veranstaltungen, Kurse, Projekte oder zur Freizeitgestaltung bestehen.

Durch vielfältige und nachhaltige Beratungsangebote der freien Wohlfahrtsverbände und des Pflegestützpunktes des Landkreises können sich Seniorinnen und Senioren, sowie deren Angehörige über die Möglichkeiten im Bereich der Betreuung, der Pflege, des Wohnraums und der Leistungen der Pflegekassen informieren bei:

- Pflegestützpunkt des Schwarzwald-Baar-Kreises
- Demenzberatung des Caritasverbandes für den Schwarzwald-Baar-Kreis
- Beratungsbüro des Diakonischen Werkes im Schwarzwald-Baar-Kreis
- Beratungsbüro der Arbeiterwohlfahrt
- Beratungsbüro des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisverband Villingen-Schwenningen e.V.

Im Haus werden außerdem, neben der Stiftungsverwaltung des Spitalfonds, die Geschäftsstellen der Behindertenbeauftragten und des städtischen Seniorenrats sowie der BürgerTreff einziehen.

Architekt Andreas Flöß, der sich schon zu früherer Zeit Gedanken zur Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses gemacht hatte, bekam den Auftrag zur Planung. Vorgabe für diese große Herausforderung war das Nutzungskonzept, welches eine senioren-, behinderten- und rollstuhlgerechte Sanierung erforderte.

Mit den Verantwortlichen für den Denkmalschutz im Land wurden gemeinsam Wege gefunden, die die Umsetzung des Konzeptes ermöglichten.



Scheckübergabe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Photo: Jochen Hahne

Finanzierung

Die Finanzierung der vom Architekten ermittelten Gesamtkosten von ca. 2,3 Mio. Euro erfolgte neben den Eigenmitteln mit 450.000 Euro und Grundstückserlösen des Spitalfonds Villingen mit 1,162 Mio. Euro vor allem mit erfreulich hohen Zuschüssen von Bund, Land und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz aus Mitteln der Glückspirale. Diese Zuschüsse erhöhten sich gegenüber dem ursprünglichen Finanzierungsplan von 350.000 Euro auf 660.000 Euro.

Dies ist ein Zeichen der Wertschätzung sowie der hohen Bedeutung und Wichtigkeit des Abt-Gaisser-Hauses als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung.

Es ist erfreulich, dass die ermittelten Kosten auf jeden Fall eingehalten werden.

Der Spitalfonds Villingen wird zur Eröffnung einen Bildband herausbringen, in dem fotografisch und mit Erläuterungen des Architekten die einzelnen Abschnitte vom Sanierungsbeginn bis zur Fertigstellung dokumentiert wird.

Die gesamte Stadt und auch die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen können sich freuen, dass nach Abschluss der Sanierung des Abt-Gaisser-Hauses dieses Schmuckstück wieder der Öffentlichkeit zur Verfügung steht.

Der im Jahre 2010 stattgefundenene Tag des offenen Denkmals stand unter dem Thema „Kultur in Bewegung – Reisen, Handel und Verkehr“. An diesem Tag bot ich zum Thema „Das mittelalterliche Villingener Straßennetz“ eine Präsentation im Alten Rathaus in Villingen und anschließend eine Führung im Stadtgebiet innerhalb der Stadtmauer an. Zeitlich erstreckte sich die Darstellung über das eigentliche Mittelalter hinaus bis zur Epochen­grenze 1800 und räumlich sollte Villingen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Stadtmauer in den Blick genommen werden.

Folgende Fragestellungen standen im Vordergrund: Wer hat das Villingener Straßensystem ange-

legt und auf welche Weise? Welche Funktionen hatten die Straßen und wie sahen sie aus? Aber zunächst stellt sich die Frage: Was ist überhaupt eine Straße und wie hat man sich eine solche im Mittelalter vorzustellen?

Nach Wikipedia ist eine Straße „ein Verkehrs­bauwerk, welches als Grundlage für radgebundene Fahrzeuge vorwiegend dem Transport derer Nutzlasten von einem Ort zum andern dient“¹. In den mittelalterlichen Bürgerbüchern der Stadt Villingen werden nur die beiden Hauptachsen – Rietstraße und Bickenstraße, Obere- und Niedere Straße – als „Straßen“ bezeichnet, alle anderen werden Gasse oder Gässli genannt. Damit ist bereits



Tag des offenen Denkmals am 12. September 2010, Führung Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt.

Foto: Klaus-Peter Frieze

eine Hierarchie von Wegeverbindungen innerhalb der Stadtmauer beschrieben, ein Straßennetz. Auf den „Straßen“ gelangte man in die Stadt und aus der Stadt heraus. Auf ihnen fand der größte Teil des innerstädtischen Verkehrs statt.

Die Entstehung der Stadt und ihres Straßennetzes

Die Idee, der Anstoß und der Bau des Villingener Straßennetzes sind eng verbunden mit der Entstehung der Stadt Villingen auf der rechten Seite der Brigach. Ausgangspunkt der Stadtwerdung war die Verleihung des Münz-, Markt- und Zollrechtes durch Kaiser Otto an Graf Berthold im Jahre 999 für seinen Ort Villingen. Diese Privilegierung machte Villingen damals nicht über Nacht zu einer Stadt, aber sie gab den Stadtherren und den Bewohnern eine Reihe von Möglichkeiten eine Stadt zu werden. Es verging eine ganze Weile bis die Zähringer Stadtherren zu Beginn des 12. Jahr-

hunderts den Entschluss fassten, den bisherigen Standort des 999 mit Privilegien versehenen Villingens aufzugeben und in der Nachbarschaft, auf der anderen Seite der Brigach, ihre Idee vom neuen Villingen planmäßig zu verwirklichen. Diesen Prozess der Stadtwerdung hat Bertram Jenisch in seiner 1999 erschienenen Dissertation auf der Grundlage archäologischer Zeugnisse und schriftlicher Quellen detailliert beschrieben². Den Aspekt der Stadtplanung, der aus der Stadtidee logischerweise folgt, untersuchte Klaus Humpert³.

Die Errichtung des sog. Bau I, des ersten Vorgängerbaus der heutigen Münsterkirche⁴, signalisiert den Beginn des Vorhabens, hinter dem die Zähringer als Stadtherren standen (Abb. 2). Datiert wird dieser Bau von den Archäologen in die Jahrzehnte nach 1120. Diese Kirche wies annähernd die Ausmaße der heutigen Kirche auf, wobei es im Mittelalter keine Bestuhlung in der Kirche gab. Sie ist von ihrer Grundfläche her mindestens dreimal so groß wie die Altstadtkirche⁵, deren Turm auf 1100 datiert wird. Bei den archäologischen Grabungen in der Kirche am Ende der 1970er Jahre fanden sich Siedlungsspuren aus der Zeit vor dem ersten Kirchenbau. Der Bereich des heutigen Villingen auf der rechten Seite der Brigach war also weder unbewohnt noch lag er brach, als mit dem Bau der Kirche der Startschuss für das neue, viel größere Villingen gemacht wurde. Dass bereits 100 Jahre später ein noch größerer Neubau der Kirche an Stelle von Bau I trat, zeigt, dass der Bedarf gewachsen war und die Stadtentwicklung auch demographisch die kühnen Erwartungen zu Beginn noch übertroffen hatte. In diesen 100 Jahren zwischen 1120 und 1220 sind zumindest baulich die Grundlagen für die Villingener Stadtwerdung geschaffen worden.

Jenisch weist aufgrund archäologischer Grabungsauswertungen und Geländeuntersuchungen darauf hin, dass im Brigachbogen bereits vor der späteren Stadt sich eine mittelalterliche Siedlung befand. Deren Kern bildeten zwei Motten, adlige Wohnsitze auf künstlich aufgeschütteten Hügeln, das Keferbergle und die Motte beim Oberen Tor. „Sie bilden mit zwei historisch erschließbaren Mühlen, einem im Bereich des späteren Münsters

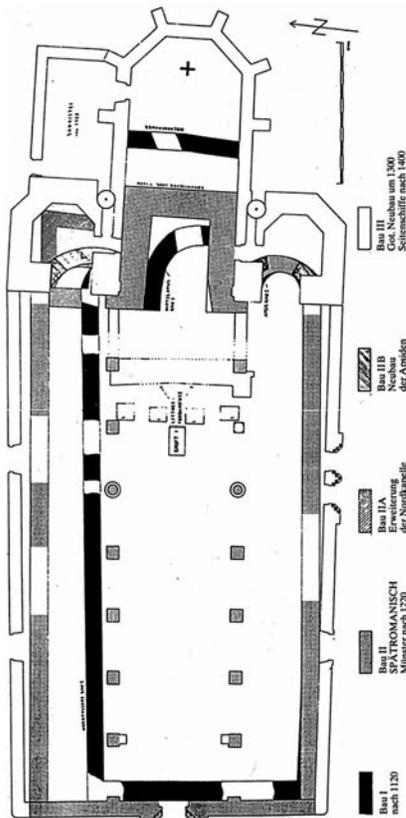


Abbildung 2: Villingen Münster „Unserer Lieben Frau“, Bauphasen I-II (nach Keilhack), Quelle: Jenisch, Weber: Kirchen und Klöster im mittelalterlichen Villingen und Schweningen, S. 97.

GRVNDRISS von VILLINGEN.

Münster Viertel

1. Cronen Gasse
2. Hagen Markt
3. Benedictiner Gasse
4. Gymnasii Gasse
5. Hilfsberg
6. Ranzengasse
- 7.
8. Postgasse
9. Spitzgasse
- 10.
11. Rappeneck

St. Clara Viertel.

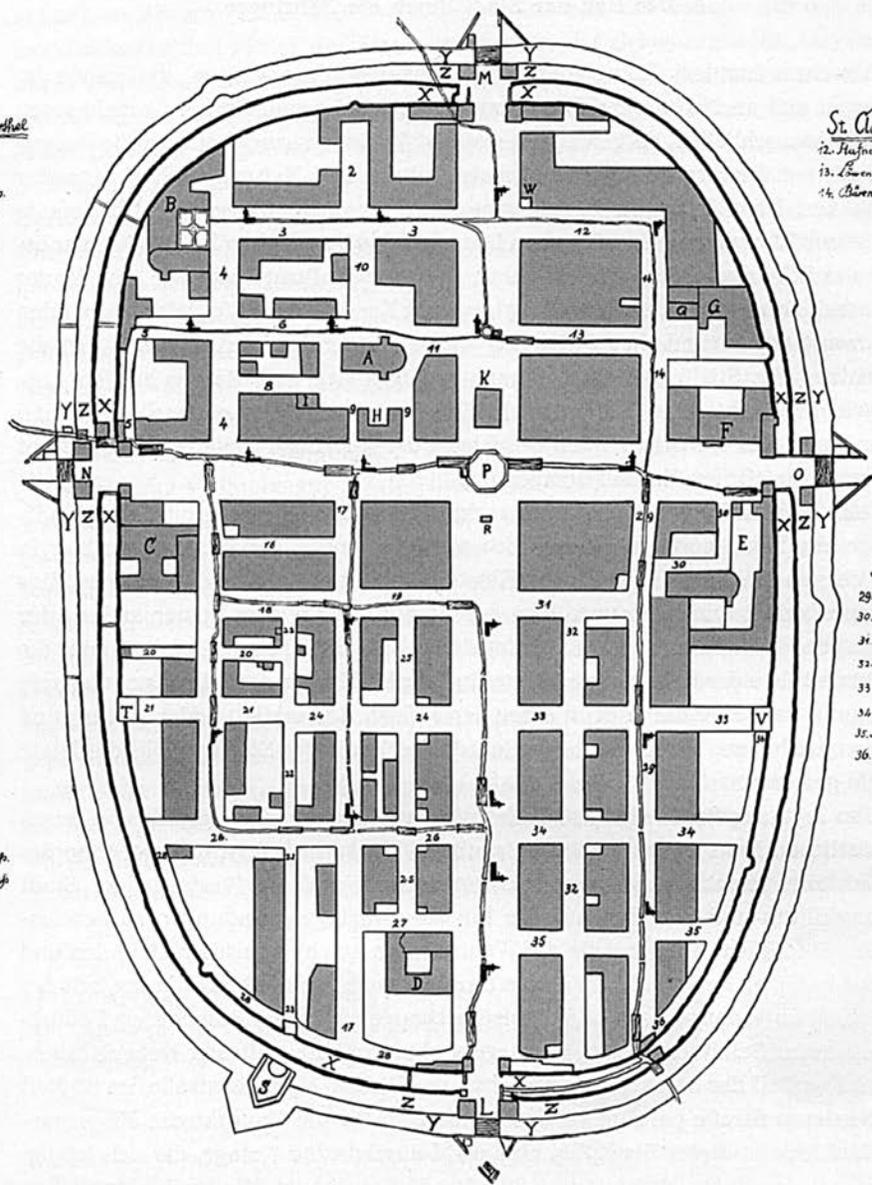
12. Hafner Gasse
13. Löwen Gasse
14. Bären Gasse

Riet Viertel.

15. Rietgasse
16. Muckgasse
17. Säbengasse
18. Brunnenengasse
19. Riefgasse
20. Riedgasse
21. Frauenstadt
22. guben
23. Linsengasse
- 24.
25. Röhrgasse
26. Hofstadt
27. Capuciner Gasse
28. Harnthurngasse

St. Johan Viertel.

29. Gerbergasse
30. das Gemälde
31. Schiffschlaggasse
32. Ochsenengasse
33. Wachtelgasse
34. Oberer Graben
35. Niederer Graben
36. Maurergasse



Villingen liegt am Schwarzwald in einem angenehmen und ebenem Thale. Im tiefen Brunn hat doppelte Mauern und Gräben, kan ungehindert umgangen werden von außen und dem Rampen. Die Gassen sind regulär aber nicht ganz mathematisch, die Häuser sind zu 3 der 4 Stockwerk. Es hat in der äusseren Länge 764 in seiner Breite 325 und in der Umfassung 2582 grosse Manschüre, 675 Hofställe, 609 Ställen, 390 gezeichnete Häuser, 5 Mlöter, eine Commerc, und mehrere öffentliche Gebäude, ist 104 Schritt länger und 65 breiter als Nollwil. Man in $\frac{1}{2}$ Stunde umgangen werden.

A. Münster. B. Benedictiner. C. Franciscaner. D. Capuciner. E. St. Johan. F. St. Clara. G. St. Catharina. H. Hospital. I. Rathaus. K. Kaufhaus. L. Niedere Straß und Thor. M. Obere. N. Riet. O. Siken. P. Haupt Brun. Q. Stadttheater. R. Statue St. Nopsomuk. S. Rondell. T. Michaels. V. Wachtel. und W. Seidenthurm. X. Frier und. Y. Aufferer Stadtgraben. Z. Frierer Rampen.

Stadtplan von Martin Blessing 1806

Abbildung 3: Stadtplan von Martin Blessing, Quelle: Revellio, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, S. 68.

archäologisch erfaßten Fachwerkhaus und diesem benachbarten Grubenhaus einen 1,5 km nordwestlich des Dorfes Villingen-Altstadt liegenden eigenständigen Siedlungskomplex, der vermutlich im 11. Jahrhundert entstand.“⁶ Jenisch betrachtet den Siedlungskomplex als „Hofgut der Zähringer“. Jedenfalls verschwanden diese Bauten, als das neue Villingen in kurzer Zeit realisiert wurde. Da das Abräumen der vorhandenen Bauten offenbar lautlos ablief, liegt der Schluss nahe, dass diese Siedlung sich bereits in der Hand des Stadtherrn befand wie auch Jenisch vermutet. Ihm ist auch in der Annahme zuzustimmen, dass der Grundriss und das Straßensystem der späteren Stadt sich an den „Motten und topographischen Marken“⁷ orientierte. Jenisch fasst zusammen: „In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts muß in einem vorausschauenden Konzept die Grundlage des Straßen- und des damit verbundenen Stadtbachsystems festgelegt worden sein, das sich deutlich an der bestehenden Siedlungsstruktur und Geländesituation orientierte.“⁸ M. E. ist die erste Planfassung sogar in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu datieren und zeitlich mit dem Bau der ersten Kirche zu verbinden. Grundbedingungen des explosionsartigen Städtebaus, wie er in Mitteleuropa im Zeitraum 1030-1348 vorstatten ging – um 1000 gibt es ca. 150 Städte, um 1200 bestehen bereits ca. 1000 Städte, deren Zahl bis 1350 auf ca. 3000 ansteigt⁹ – waren ein potenter Geldgeber, die seelsorgerliche Betreuung der Bewohner und insbesondere die Wasserversorgung, die bei der Stadtplanung von Anfang an zu berücksichtigen war und auch im Falle Villingens beachtet wurde.

Der im heutigen Villingen Kurgebiet von der Brigach abzweigende Mühlenkanal dürfte spätestens mit dem Beginn der Verwirklichung der neuen Stadt gebaut worden sein. Der Kanal versorgte die Stadt mit Brauchwasser, das an drei Stellen im Nordwesten des Stadtgebietes in die Stadt floss und ohne künstliche Hebung das Stadtgebiet entlang der Straßen durchfloss. Das Straßennetz und das Stadtbachsystem (Abb. 4) wurden planerisch aufeinander abgestimmt und belegen, dass beim neuen Villingen nichts dem Zufall überlassen und ein komplexer durchdachter Lebensraum für die

Bewohner der Stadt geschaffen wurde. Diese offene Wasserführung ohne künstliche Hebung des Wassers ist auf den ältesten Villingen Stadtansichten zu sehen und wurde erst ab 1866 durch unterirdische Kanäle ersetzt. Für das Trinkwasser standen im Stadtgebiet nur wenige Brunnen zur Verfügung. Dafür gab es ein getrenntes System von Laufbrunnen, die von Deichelleitungen aus dem Umland gespeist wurden. Auch die mittelalterliche Trinkwasserversorgung wurde erst zum Ende des 19. Jahrhunderts grundlegend modernisiert¹⁰ und befriedigte demnach über 800 Jahre die Bedürfnisse der Bevölkerung.

Zum Bau der Stadtmauer, die das innere Straßensystem der Stadt einschloss und deren Tore die Stadt nach außen öffnete, gibt es keine schriftlichen Quellen. Die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen am Ende des vorigen Jahrhunderts haben ergeben, dass die innere Mauer um das Jahr 1200 in einem Zug gebaut wurde.¹¹ „Die außen 1899 m lange innere Stadtmauer erreichte, von der Grabensohle gemessen, eine Höhe von ca. 10 m und war etwa 1,7 m mächtig. Das Volumen der darin verbauten Steine und des Mörtels beträgt ca. 32 000 Kubikmeter. Der Graben ist

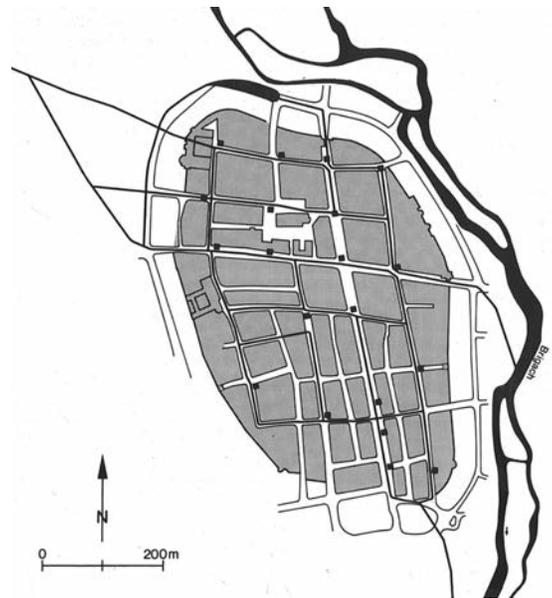


Abbildung 4: Villingen. Stadtbachsystem und Laufbrunnen (Quadrate) im Mauerbering. Quelle: Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 163.

15 m breit und 2,5 m tief, der Aushub hat demnach ein Volumen von 71 259 Kubikmeter.¹² Die Errichtung der vier Stadttore wird in die Zeit zwischen 1220 und 1250 datiert, also zeitlich nach dem Bau der inneren Mauer. Der Bau der steinernen Mauer und der Tore bildete den Abschluss bei der Realisierung des innerstädtischen Straßennetzes. Das Straßen- und Wasserversorgungsnetz wurden vermutlich mindestens 50 Jahre früher als die innere Mauer in Angriff genommen, wobei auch baulich von einer Stadtgrenze m. E. in Form einer Befestigung aus Holz und Erde auszugehen ist. Es ist kaum vorstellbar, dass die werdende Stadt Mitte des 12. Jahrhunderts, als es bereits eine große Kirche gab sowie ein Wege- und ein Wasserversorgungsnetz, ohne provisorische Wehranlage und damit ungeschützt existierte.¹³ Jedenfalls brachte die Stadtmauer das Straßennetz im Stadtgebiet zum Abschluss. Es hat sich bis heute fast unverändert erhalten.

Die Straßen und Wege innerhalb der Stadtmauer. Erkenntnisse aus den Vermessungsanalysen von Klaus Humpert

Klaus Humpert widmete sich in seinen Arbeiten zur mittelalterlichen Stadtplanung, die vergleichend angelegt sind, in erster Linie den Arbeitsmethoden und der Technik der mittelalterlichen Fachleute bei der Vermessung und Stadtplanung. Zu Beginn der Einmessung einer Stadtanlage – so auch im Falle Villingens – wird eine Achse festgelegt und ein darauf liegender Startpunkt¹⁴ (Abb. 5). Anschließend und das bezeichnet er als seine entscheidende Entdeckung findet sich im Zentrum ein Rechteck, mit dessen Hilfe alle folgenden Konstruktionen errichtet werden. Dieses Rechteck nennt er Campus Initialis. Es hat vor allem die Aufgabe, den rechten Winkel in das geometrische System einzubringen. Für die Villinginger Konstruktion findet er als Längenmaß das Fußmaß 0,324 Meter. Nicht nur in Villingen verwenden die mittelalterlichen Planer ein begrenztes Repertoire an Längenmaßen, in der Regel runde Maße, die durch 100 teilbar sind.

Nach Festlegung der Gründungsachse a und des Startpunktes M 1 im annähernd ebenen Gelände

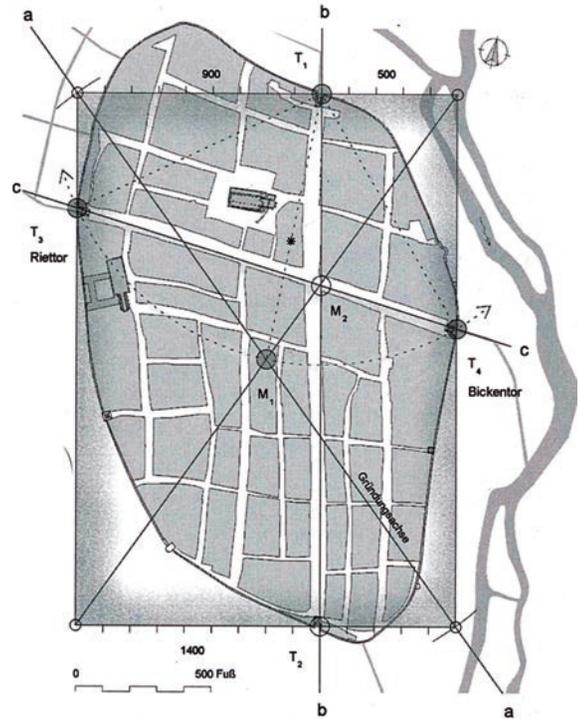


Abbildung 5: Konstruktion des Basisrechtecks und der vier Stadttore von Villingen nach Klaus Humpert, Quelle: Villingen 999-1218, S. 256.

wird das Gründungsrechteck mit Hilfe der Thaleskonstruktion erstellt. „Die praktische Umsetzung erfolgt über ein gleichschenkliges Dreieck mit Seitenkanten von 1200 Fuß (= Radius des Thaleskreises) und einer Basis von 1400 Fuß. Die Verlängerung der Dreieckschenkel von 1200 Fuß um weitere 1200 Fuß ergibt die Eckpunkte des Campus Initialis. Seine Seitenlängen sind durch das Basismaß des gleichschenkligen Dreiecks mit 1400 Fuß und durch die sich aus den Diagonalen ergebende Maß von 1949,35 Fuß bestimmt (...) Das Basisrechteck wird in Nord-Süd-Richtung durch eine Achse b in einen 900 Fuß und einen 500 Fuß breiten Streifen aufgeteilt. Die Achse b definiert die Obere- und Niedere Straße. Die Schnittpunkte der Achse legen die Standorte der beiden Stadttore T 1 (Oberes Tor) und T 2 (Niederes Tor) fest. Durch die Achse b wird auf eine Länge von 800 Fuß (ca. 260 Meter) die östliche Bauflucht der Oberen Straße bestimmt.“¹⁵ Die Konstruktion des Riettores und des Bickentores geschieht auf folgende Weise: Mit einem Seil, dem

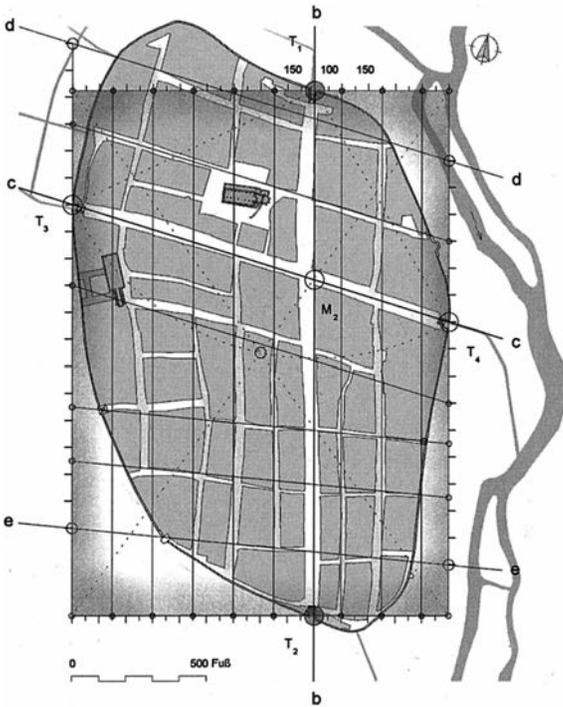


Abbildung 6: Konstruktion der Gitterstruktur des Stadtgrundrisses Villingen mit ihren Ostwest- und Nordsüdstreifen nach Klaus Humpert, Quelle: Villingen 999-1218, S. 259.

Werkzeug der mittelalterlichen Vermesser, und einem einzigen Seilschlag werden die zweite Hauptachse *c* und damit die letzten beiden Stadttore T3 (Riettor) und T4 (Bickentor) bestimmt. „Die Vermesser schlagen einen Kreisbogen um T1 (Oberes Tor). Als Radius wird die Strecke T1-M1 abgegriffen. Der Kreisbogen wird mit dem Basisrechteck zum Schnitt gebracht und erzeugt die Torstandorte T3 und T4.“¹⁶ Im dritten Arbeitsschritt dieser einer Geometriaufgabe der Mittelstufe ähnelnden Arbeit wird das Basisrechteck in sechs Querstreifen aufgeteilt (Abb. 6). Es ist eine Maßreihung von 300 Fuß zu beobachten. Auf der Westseite wird 6 x 300 Fuß, auf der Ostseite 5 x 300 Fuß abgetragen. Mit dieser Aktion haben die Vermesser die Grundrissgeometrie des zukünftigen Straßennetzes vorstrukturiert.“¹⁷ Anschließend wird analog der vorhergehenden Konstruktion dann eine Streifeneinteilung in Nord-Süd-Richtung vorgenommen. Die Streifen haben eine Länge von 150 Fuß mit Ausnahme des ersten Streifens östlich der Achse *b*, der eine Breite von

100 Fuß aufweist. Humpert kommt zu dem Schluss: „Das Basisrechteck ist durch das innere Gitter, das dem zukünftigen Straßennetz entspricht, im Rohbau fertig gestellt. Diese schrittweise Annäherung an die endgültige Form ist ein Prinzip der mittelalterlichen Arbeitsweise.“¹⁸ Die Untersuchungen von Humpert sind vor dem Hintergrund zu verstehen, dass es keine schriftlichen Quellen zur Stadtplanung und zum Stadtgrundriss gibt. Er versucht, ausgehend vom vorhandenen Straßennetz, den Toren sowie der inneren Stadtmauer induktiv die mittelalterliche Konstruktion und ihre Methode aufzudecken.

Die von Klaus Humpert erzielten Erkenntnisse, die Entdeckung des Basisrechtecks als Grundkonstruktion und die durch 100 teilbaren Längenmaße hat er auch in anderen Städten festgestellt¹⁹, ebenso die Bögen in den Hauptstraßen (Abb. 7), in der Oberen- und Niederen Straße, aber auch in der Rietstraße. Jeder Abschnitt besteht auf einer Seite

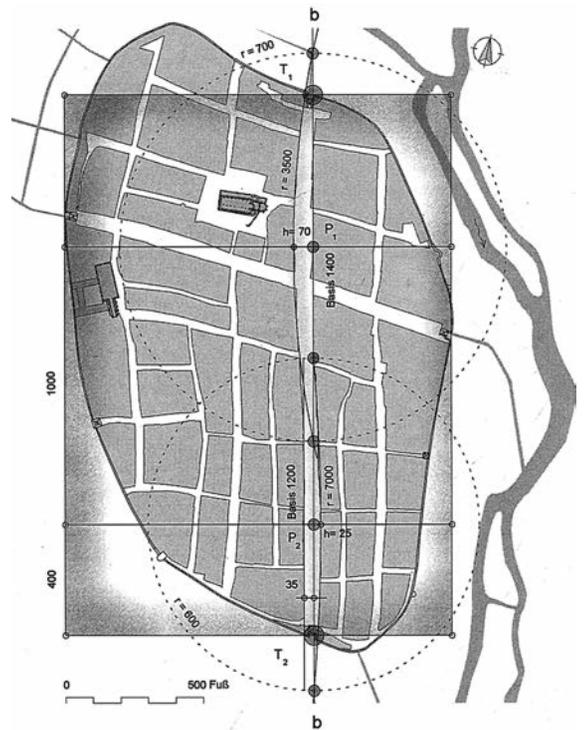


Abbildung 7: Konstruktion der Baufluchten der großen Marktstraße, Obere- und Niedere Straße, nach Klaus Humpert: Mit möglichst flachen Bögen, am liebsten in S-Form, werden die Baufluchten der Hauptstraßen überformt. Quelle: Villingen 999-1218, S. 266.

aus einem flachen Bogen und auf der anderen Seite aus einer geraden Straßenkante. „Straßenzüge mit ähnlicher Linienführung wurden in Freiburg, Offenburg und Speyer gefunden. Man kann davon ausgehen, dass kein zufälliger Selbstbildungsprozess vorliegt, sondern ein gezielter Planungswille.“²⁰ Dieses Ausgestalten von Baufluchten mit flachen Bögen ist typisch für Straßenabschnitte, auf denen der Markt stattfand. Wie in Villingen liegen in allen von Humpert untersuchten Städten, so in Offenburg, Rottweil, Speyer und Esslingen, die Stadttore auf dem Basisrechteck. In allen Städten gehören die Wasserbauprojekte zur Erstvermessung. Die Standorte der Laufbrunnen sind mit dem geometrischen Gerüst der Stadt verknüpft und stehen zueinander in geometrischer Beziehung.²¹ Die Einteilung des Basisrechtecks in Streifen, mit deren Hilfe die Konstruktion von Straßen und die Hofstätteneinteilung unterstützt wird, stellt er auch in anderen Städten fest.

Straßen von und nach Villingen

Ein weiteres Ergebnis von Humperts Arbeit besagt, dass die Ausrichtung der Stadttore sich an dem Altwegesystem orientieren, d. h. sie stehen auf den wichtigsten, schon bestehenden Altstraßen.²² Vom Riettor aus führte der Weg im Mittelalter durch die Rote Gasse an Herzogenweiler vorbei über das Urachtal, den Turner nach Freiburg.²³ Das Obere Tor öffnete den Weg über Nordstetten zum Brogen und dann in das Kinzigtal nach Offenburg und Straßburg. Durch dieses Tor gelangte man auch, wenn man von Rottweil nach Villingen ging, ritt oder fuhr. Das Bickentor stellte die Verbindung zu Altvillingen her.

Funktionen, Zustand und Aussehen der Straßen

Die Hauptstraßen im Villingen Stadtgebiet, die in den zeitgenössischen Quellen auch als „Straße“ bezeichnet werden, sind die Hauptachsen, welche die vier Tore verbinden. Hier bündelte sich der innerstädtische und der Villingen einbeziehende regionale und überregionale Verkehr. In der Kategorie der Gassen gibt es noch weitere Abstufungen. So werden die Gassen mit Personenverkehr unterschieden von den Wirtschaftsgassen, auf denen das

Vieh, landwirtschaftliche Produkte und der Mist der Ackerbürgerhaushalte transportiert wurden. Die zur Brunnengasse gehörende Wirtschaftsgasse war beispielsweise die im Stadtplan von Martin Blessing aus dem Jahre 1806²⁴ (Abb. 3) genannte „Mistgasse“, heute heißt sie Webergasse. Aber auch die heutige Goldgrubengasse war früher eine Wirtschaftsgasse, die 1806 „Ochsen-gasse“ genannt wurde.

Die Straßen waren der Ort, auf dem der Villingen Markt stattfand²⁵: das Straßenkreuz sowie Teile der unmittelbar anschließenden Riet-, Oberen- und Niederen Straße mit den Gebäuden im Straßenraum. Dazu gehörten das städtische Kaufhaus in der Oberen Straße, die Korn- und Brotlaube und die Obere Metzsig in der Rietstraße sowie die Niedere Metzsig in der Niederen Straße. Wie oben bereits dargelegt wurden die Marktstraßen bereits von Beginn an geplant. Ihre Baufluchten weisen flache Bögen auf, die den Straßenraum vergrößern. Auch die Zuleitung von Brauchwasser ist an diesen Orten mit Marktverkehr verstärkt worden.

Was den Straßenbelag im Stadtgebiet anbetrifft, so gibt es für das Mittelalter so gut wie keine Hinweise. Berichte über ein Straßenpflaster auf den Hauptstraßen finden sich im Tagebuch von Abt Gaisser für das 17. Jahrhundert und in einer Notiz im Ratsprotokoll von 1785²⁶: „Bei der Verteidigung Villingens liessen sie die Steine, mit denen die städtischen Straßen gepflastert sind herausreissen und auf der Mauer zusammentragen, von wo sie gegen die anrückenden Gegner hinabgeschleudert werden können. Hier waren eine große Menge Frauen zusammengeströmt, die Steine beitrugen und auf die Köpfe der Feinde warfen, wodurch diese sehr viele Verletzungen erlitten.“ Die Hauptstraßen waren primitiv gepflastert, während die Gassen und Gässli wenn überhaupt dann nur mit Sand und Kies, das man bei Niedrigwasser aus der Brigach und Kirnach gewann, nach Bedarf abgedeckt wurden. Der im Vergleich zu heute einfache Straßenbelag war auch für die Straßen von und nach Villingen bis ins 19. Jahrhundert hinein kennzeichnend. Indirekte Belege dafür sind die immer wieder in den Quellen auftretenden Klagen über den schlechten Straßenzustand.

Zusammenfassung

Das heutige Villingener Straßennetz innerhalb der Stadtmauer hat sich von seiner ursprünglichen Planung und Ausführung im 12. Jahrhundert her fast unverändert erhalten. Es ist Ausdruck des Entschlusses der Zähringer Stadtherren einen für damalige Verhältnisse großen Wurf zu wagen und das neue Villingen, eine große Stadt zu schaffen. Die Grundelemente der städtischen Infrastruktur und damit auch die Wegeverbindungen unterlagen vor ihrer Ausführung einer durchdachten und aufeinander abgestimmten Planung. Insbesondere wurden die Straßen mit der Versorgung von Trink-

und Brauchwasser sorgfältig im Voraus festgelegt. Dass die Konstruktion des Stadtgrundrisses und damit des Straßensystems in relativ kurzer Zeit und mit den von Klaus Humpert angegebenen Werkzeugen möglich war, hat ein Feldversuch im Jahre 2001 demonstriert, der von Humpert und dem Stadtarchiv zwischen Nordstetten und dem Fachmarktzentrum unternommen wurde. Die Entstehung und die Funktion des Villingener Straßennetzes belegen, dass im Mittelalter bei der Gestaltung der städtischen Infrastruktur zum Wohle der später dort lebenden Bürger nichts dem Zufall überlassen wurde.

Anmerkungen:

¹ Wikipedia, Artikel „Straße“, Abfrage vom 17.09.2010.

² Bertram Jenisch: Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung. Mit Beiträgen von Burghard Lohrum und Manfred Rösch. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999, insbesondere S. 189-196. Ders.: Stadtentwicklung und Alltagsgeschichte im Mittelalter auf der Grundlage archäologischer Quellen, in: Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Villingen-Schwenningen 1998, S. 60-73.

³ Klaus Humpert und Martin Schenk: Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der „gewachsenen Stadt“. Stuttgart 2001, insbesondere S. 78-93. Klaus Humpert: Rekonstruktion des Stadtgrundrisses der Stadt Villingen, in: Villingen 999-1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich. Herausgegeben von Heinrich Maulhardt und Thomas Zotz. Freiburg 2003, S. 235-267.

⁴ Vgl. Bertram Jenisch und Karl Weber: Kirchen und Klöster im mittelalterlichen Villingen und Schwenningen. Baugeschichte und archäologische Aspekte, in: Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Villingen-Schwenningen 1998, S. 90-118, hier: S. 95 ff.

⁵ Die Grundmaße der Altstadtkirche ohne Chor im Jahre 1925, nach der Vergrößerung im 19. Jahrhundert, betragen: 13 m x 8 m; diejenigen von Bau I der Münsterkirche 33,5 m x 13,5 m bzw. 14,5 m.

⁶ Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 189.

⁷ Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 190.

⁸ Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 190.

⁹ Humpert, Entdeckung, S. 58, nach: P.-H. Seraphim: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1962, S. 42.

¹⁰ Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 164.

¹¹ Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 166 ff.

¹² Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 166.

¹³ Jenisch ist hier anderer Meinung und hält eine Wall-Graben-Anlage vor dem Bau der steinernen Stadtmauer für unwahrscheinlich, vgl. Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 166. Klaus Humpert geht davon aus, dass der spätere Mauerzug zunächst mit einem Palisadenring befestigt wurde, vgl. Humpert, Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, S. 81.

¹⁴ Vgl. Humpert, Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, S. 254 ff.

¹⁵ Humpert, Entdeckung, S. 79 f.

¹⁶ Humpert, Entdeckung, S. 81.

¹⁷ Humpert, Entdeckung, S. 82.

¹⁸ Humpert, Entdeckung, S. 83.

¹⁹ Vgl. Humpert, Entdeckung, S. 254-257.

²⁰ Humpert, Entdeckung, S. 88. Die flachen Bogenradien wurden nach Humpert wahrscheinlich nicht mit einem Messseil, sondern mit der Viertelmethode konstruiert, bei der ein Bogenradius über die Festlegung der Basisstrecke und der mittigen Höhe bestimmt wird.

²¹ Vgl. Humpert, Entdeckung, S. 256.

²² Vgl. Humpert, Entdeckung, S. 257.

²³ Vgl. Jenisch, Die Entstehung, S. 29 f., Paul Revellio, Die Anfänge der Stadt Villingen, Villingen 1964, S. 41 f.; Ulrich Rodenwaldt, Das Leben im Alten Villingen, Band I, 3. Auflage, Villingen-Schwenningen 1992, S. 144.

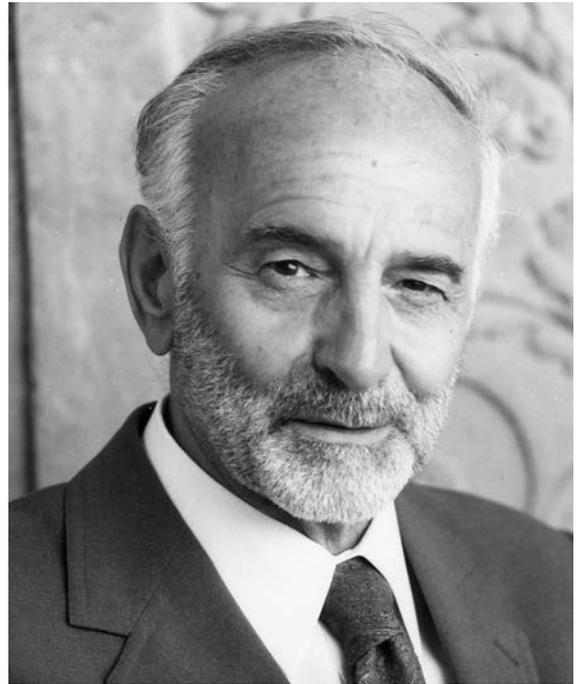
²⁴ Siehe Paul Revellio, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, S. 68.

²⁵ Vgl. Heinrich Maulhardt, Der Villingener Markt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Jahresheft XXXI, 2007, Geschichts- und Heimatverein Villingen, S. 107-111; vgl. Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen, S. 164 f.

²⁶ Vgl. Tagebuch des Abt Michael Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen, Band 1, 1621-1635. Villingen o. J., nach: Ulrich Rodenwaldt, Das Leben im Alten Villingen, Band I, S. 147.

Der Erfindergeist und der Ideenreichtum Dr. Wilhelm Binders hat das Unternehmen, das sein Vater Wilhelm Binder 1911 gegründet hatte, wachsen und gedeihen lassen und auch heute noch, 100 Jahre nach der Firmengründung und dem Wandel von einem Familienunternehmen hin zu einem international tätigen, gut aufgestellten Konzern beflügelt dieser Erfindergeist die Kendrion Binder Magnete GmbH. Bestes Beispiel: Sieben Jahre nach dem Tod von Wilhelm Binder lud der Konzern im Oktober 2010 zum „Dr.-Wilhelm-Binder-Day“ ein, dem ersten Kendrion-Innovations-Event mit international bekannten Referenten in Amsterdam und Villingen-Schwenningen. Ein besseres Signal, wie hoch das Ansehen des Villingener Erfinders noch heute im Konzern ist, kann es wohl nicht geben.

Während einstige Vorzeigeunternehmen wie SABA oder Kienzle nach dem Verkauf an einen Konzern zerschlagen wurden und heute nichts mehr vorhanden ist von den einst großen Namen, ist Binder Magnete der Übergang gelungen: Das Unternehmen behauptet sich am Markt und hat auch die weltweite Finanzkrise 2009 überstanden, mit Blessuren und Auftragsrückgängen zwar, aber deutlich besser als viele andere Firmen. Bevor das Familienunternehmen 1997 an den damaligen Konzern Schutterveld (heute Kendrion) verkauft wurde, machte es ein hartes Sanierungsprogramm durch. Die Tochter von Dr. Wilhelm Binder, Gudrun Becker-Binder, seit 1980 in der Geschäftsführung, hatte gemeinsam mit Heinz Freitag, der heute als Chief Operating Officer (COO) für das operative Geschäft der gesamten Kendrion-Gruppe verantwortlich ist, allen Ballast über Bord geworfen und sich ausschließlich auf die Kernkompetenz der Firma konzentriert. Grundstücke, Werkswohnungen wurden verkauft, Mitarbeiter mussten entlassen werden, das Unternehmen schrumpfte von einst 1200 Mitarbeitern auf rund die Hälfte. Heute



Dr. Wilhelm Binder – mehr als 40 Jahre lang der innovative Motor des Unternehmens.

sind 300 meist hochqualifizierte Ingenieure, Kaufleute und Facharbeiter am Standort in Villingen-Schwenningen tätig. Um effizienter arbeiten zu können, wurde das Unternehmen in vier Geschäftsfelder aufgeteilt: Die Antriebs-, Magnet- und Fahrzeugtechnik und die Elektronischen Systeme. Außer der Magnettechnik sind drei von diesen vier Standbeinen noch heute am Standort Villingen angesiedelt.

Gudrun Becker-Binder, die nach ihrem Großvater und Vater in dritter Generation das Unternehmen führte, machte sich rechtzeitig Gedanken über den Fortbestand des Unternehmens und sucht nach einem geeigneten Käufer. Nie kam für die Firmenchefin ein Verkauf an den „meistbietenden“ Interessenten in Frage, Becker-Binder wollte die



Das Führungsteam in den 80er Jahren, von links: Ludwig Dufner (Finanzen), Rudolf Hauer (Entwicklung/Vertrieb), Dr. Wilhelm Binder (Aufsichtsratsvorsitzender), Dr. Gudrun Becker-Binder (Controlling/PR), Horst Meier (Produktion/Materialwirtschaft).

Zukunft des Traditionsbetriebs, das Lebenswerk ihres Großvaters und Vaters, gesichert wissen. Sie hatte mit der Auswahl des niederländischen Schuttersveld-Konzerns (heute Kendrion) ein gutes Händchen. Der Konzern passt gut zu der Binder Magnete GmbH, die schnell Herzstück der neuen Gruppe wurde. So war 86 Jahre, nachdem Wilhelm Binder mit seinem Freund Rudolf Moog die Firma Binder und Moog Werkzeuge und Maschinen gegründet hatte, der Fortbestand des Traditionsbetriebs gesichert. Gudrun Becker-Binder blieb noch ein Jahr in der Geschäftsführung tätig, um einen reibungslosen Übergang zu gewährleisten. Heute hat die Familie formal zwar nichts mehr mit dem Unternehmen zu tun, verfolgt aber die Geschehnisse rund um die Kendrion-Gruppe mit Interesse.

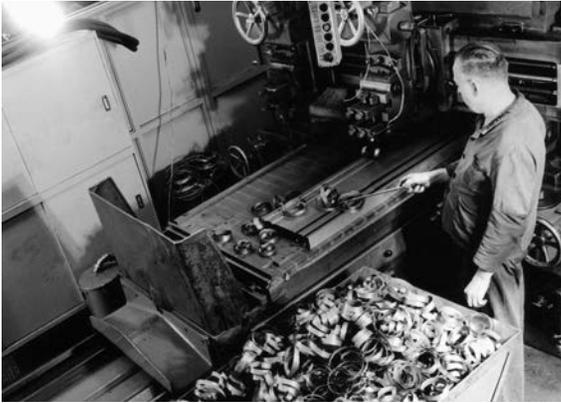
So hatte 1911 alles begonnen:

Der Firmengründer Wilhelm Binder hat eine Vision: Kaum zwanzigjährig will er eine eigene Firma. Er hat auf der damals noch üblichen Wanderschaft viel Erfahrungen gesammelt und

nutzt den Optimismus der Gründerzeit. Da das Geld knapp war, überredet Wilhelm Binder seinen Freund Rudolf Moog, mit ihm das Wagnis einer Firmengründung einzugehen. Ganze 8500 Mark beträgt das Betriebsvermögen und besteht aus einer Universal-Fräsmaschine, einer Leitspindel-Drehbank, einer Schleifmaschine und einigen Schraubstöcken. Es ist das Beste, was es auf dem Markt gab, denn die junge Firma bietet einer verwöhnten



Der Firmengründer Wilhelm Binder mit seiner Frau Ursula.



Eine Schleifmaschine des Unternehmens in den 40er-Jahren.



Ein Kupplungsprüfstand in den 50er-Jahren.

Kundschaft Uhren-Präzisionsteile von höchster Qualität. Der Betrieb vergrößert sich ständig und nach einem Jahr werden bereits einige tausend Mark Umsatz erwirtschaftet. Binder steckt jeden Pfennig wieder in den Betrieb und kauft auch die Anteile seines Freundes Moog, dem alles zuviel wurde. Wilhelm Binder verkauft seine Wiesen und Felder, veräußert das Wohnhaus in der Niederwiesenstraße. 1913 unterschreibt er einen Mietvertrag für Fabrikräume am Benediktinerring 9. Als der Erste Weltkrieg ausbricht, muss Wilhelm Binder mit seinem Regiment ausrücken, während dieser Zeit übernimmt seine Frau Ursula unter schwierigsten Bedingungen die Leitung der Firma. Als der Krieg vorbei ist und Wilhelm Binder zurückkehrt hört er von einer Erfindung, die in Amerika gemacht worden ist: Dort baue man Elektromagnetvorrichtungen, die auf Schleifmaschinen zum Festhalten der Werkstücke verwendet werden. Im Selbststudium und Abendkursen arbeitet sich Binder in die Wissenschaft des Elektromagnetismus ein und konstruiert 1920 das Binder-Elektromagnet-Aufspanngerät, das die rationelle Bearbeitung von Präzisionsteilen auf Schleifmaschinen möglich macht. Magnetismus wird für Wilhelm Binder zur Faszination, der Tüftler entwickelt sich zum Erfinder und kann 1921 das Patent für einen „Drehschalter zum Reihen- und Parallelschalten der Magnetspulen für Aufspannvorrichtungen“ erwerben. Binder war nicht zu bremsen: Beflügelt vom Erfolg seiner Erfindung bringt er immer neue Patente auf den Markt,

erweitert die Firma. Hubmagnete zur Betätigung von Ventilen werden für immer neue technische Aufgaben entwickelt und eingesetzt. Straßenbahnen und Schnellzug-Lokomotiven bremsen mit Binder-Magneten. Schnelligkeit, Präzision und höchste Schalthäufigkeit machen Binder-Magnete weltweit so anziehend, dass für die Fertigung ein neues Fabrikgebäude gekauft werden muss. Wilhelm Binder hat in einem Vierteljahrhundert aus dem Nichts ein Unternehmen mit 400 Mitarbeitern geschaffen, die auf einer Fläche von 2000 Quadratmetern fertigen.

Die Beziehung zwischen Wilhelm Binder senior und seinem Sohn ist eng, seit 1938 ist der findige Diplom-Ingenieur im väterlichen Betrieb tätig. Nach dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges wird Wilhelm Binder junior schnell von der Wehrmacht freigestellt mit dem Auftrag, einen Magneten für die Flugzeughydraulik zu entwickeln. Ihm gelingt eine revolutionäre Erfindung: Das „Konuspatent“, das in die technische Literatur eingeht. Mit ihm wird es möglich, den Magnetkraftverlauf dem jeweiligen Kraftbedarf anzupassen und Gewicht, Abmessung und Leistungsverbrauch zu optimieren. Ein Patent, das in Friedenszeiten einer Goldgrube gliche, 1940 aber durch Befehl enteignet wird, sodass Binder die Lizenz zum Nachbau an sechs deutsche und österreichische Firmen ohne Entschädigung vergeben muss. Als die Franzosen Villingen besetzen, demontiert die Besatzungsmacht etwa 80 Prozent des Maschinenparks und Wilhelm Binder gelingt es nur mit viel Überzeu-



Modernste Technologie und Produktionstechnik in Reinräumen für Diesel Common Rail Systeme sichert auch in Zukunft den Standort VS.

gungskraft, wenigstens von jeder Maschine einen Prototyp behalten zu dürfen. Binder junior rekonstruiert die Produktpalette und erweitert sie stetig. Schon 1951 plant der Firmengründer einen Neubau und 1953 erfüllt sich für Wilhelm Binder ein Traum: Seine Firma kann sich auf der Hannover-Messe präsentieren und der erste Messe-Auftritt ist ein voller Erfolg – mit allerdings tragischen Folgen: Wilhelm Binder stirbt am vorletzten Messttag an einem Herzschlag.

Sein Sohn führt die Firma im Sinne seines Vaters fort und sein enormer Erfindergeist wird der Firma zu weiterer Blüte verhelfen. Er vervierfacht das Volumen des Unternehmens, was eine Erweiterung der Produktionsfläche erfordert. Gibt es überhaupt noch Baugrund? Oder muss die Firma nach Mönchweiler ausweichen? Der Stadt liegt an einem ihrer großen Steuerzahler und Arbeitgeber, sie verkauft ihm 25000 Quadratmeter Grund und Bauherr Dr. Wilhelm Binder bebaut mehr als 23000 Quadratmeter Nutzfläche. Um als Unternehmer die

Sachkenntnis abzurunden und zu erweitern, entschließt er sich 1964 im Alter von 50 Jahren an der Universität Graz Betriebswirtschaft zu studieren.

Mehr als vierzig Patente und Gebrauchsmuster werden im Laufe der Jahre angemeldet, Nebenprodukte entwickeln eine gewisse Eigendynamik: So entsteht 1970 aus der Beschäftigung mit der



Ein Druckregelventil von Kendrion Binder Magnete.

Elektronik in Kombination mit der Magnettechnik ein Matrix-Drucker als Computer-Terminal, für den 1978 eine eigene Firma gegründet wird: Die Binder Datentechnik. Bereits 1959 gründet Dr. Wilhelm Binder die Binder Aviatik, da er schon während des Kriegs Spezialhubmagnete zur hydraulischen Steuerung von Einziehfahrwerken an Flugzeugen entwickelte, sich mit der Regelung der Kühlertemperaturen in Flugzeugmotoren beschäftigte und sogar die Vision eines Senkrechtstarters hatte. Sein kreatives Potenzial ist schier unerschöpflich: In allen Bereichen forscht, entwickelt und konstruiert er: Eine Kamera und sogar ein Elektrofahrrad ersinnt der Erfinder, das später von Hercules hergestellt wird.

Später schwächt die einst große Stärke von Binder Magnete, die Produktentwicklung, das Unternehmen, das Programm „wuchert“ und muss radikal gestrafft werden. Aber der Wandel zu einem modernen weltweit tätigen Konzern gelingt und 100 Jahre nach der Gründung ist das Unternehmen gut gerüstet für die Herausforderungen der Zukunft. Immer noch steht der Name Binder Magnete für höchste Qualität, Innovation und Präzision und darauf wären Dr. Wilhelm Binder und sein Vater Wilhelm Binder stolz.

Daten und Fakten:

Die Kendrion Binder Magnete GmbH mit rund 300 Mitarbeitern ist Kern der Kendrion NV, die einen Umsatz von 200 Millionen Euro macht und weltweit 1100 Mitarbeiter beschäftigt. Das Unter-

nehmen entwickelt, produziert und vertreibt hochwertige elektromagnetische Systeme und Komponenten. Die Produkte werden weltweit eingesetzt z. B. in Aufzügen, Türschließsystemen, Industrierobotern, Medizinausrüstung, Postverteilungssystemen, Dieselmotoren, Klimaanlageanlagen, Motorkühlsystemen, Getränkeautomaten. Kendrions Hauptkunden sind u.a. Bosch, Siemens, Daimler, Continental, ZF, Evobus, Hyundai und Yutong. Kendrion N. V. ist organisiert in vier Geschäftsbereiche (Passenger Car Systems, Industrial Magnetic Systems, Industrial Drive Systems und Commercial Vehicle Systems) und hat Standorte in Deutschland (Villingen-Schwenningen, Donaueschingen, Engelswies, Markdorf und Aerzen), Österreich, Tschechien, Rumänien, USA, Brasilien, Mexico, Schweiz, China und England. Heinz Freitag, der von 1979 bis 1984 bei Binder beschäftigt war, kam nach einem Wechsel 1991 wieder zurück. Freitag ist als Chief Operating Officer für das gesamte operative Geschäft der Kendrion-Gruppe verantwortlich, außerdem ist er Geschäftsführer in den Firmen der Kendrion NV Gruppe. Die weltweite Wirtschaftskrise 2009 hat das Unternehmen wie viele andere Betriebe hart getroffen, bis zu 35 Prozent Umsatzrückgang mussten verkraftet werden. Dennoch wurde der Weg aus der Krise dank der Entwicklung vieler neuer Produkte und der Konzentration auf das Thema Energiesparen fast ohne Entlassungen in Villingen-Schwenningen und Donaueschingen bewerkstelligt.

Festakt 200 Jahre Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe

Rupert Kubon

Am Samstag 24. April 2010 feierte die Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und die Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe in einem Festakt im Kulturzentrum Franziskaner ihr 200-jähriges Jubiläum. Nachfolgend dokumentieren wir in Auszügen die Festansprache von Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon.

... Es gilt heute einem herausragenden Jubiläum in der langen Geschichte unserer Stadt Referenz zu erweisen und es ist hier im Kulturzentrum Franziskaner ein wohl würdiger Ort, dieses Jubiläum festlich zu feiern: Die Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und die Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe feiern ihr 200-jähriges Bestehen.

Als Oberbürgermeister heiße ich sie alle zu diesem denkwürdigen Ereignis willkommen und gratuliere der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe sehr herzlich zu diesem Jubiläum. Als gelernter Historiker zolle ich ihnen, der Präsidentin, der Vorstandschaft, allen aktiven und passiven Mitgliedern der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe größten Respekt.

Was sie alle in den vergangenen Wochen und Monaten geleistet haben, um dieses 200-jährige Jubiläum gebührend zu feiern, ist überzeugender Ausdruck bürgerschaftlichen Engagements. Und ihr Einsatz mit all ihren Mitstreiterinnen und Mitstreitern hierfür ist ein herausragendes Beispiel dafür, wie die Mitarbeit vieler Menschen in der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und in der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe Ausdruck einer lebendigen und von vielen mitgestalteten Stadtkultur ist. Ein solches tatkräftiges Miteinander für ein gemeinsames Ziel ist aber auch ein bemerkenswertes Zeichen einer funktionierenden Bürgergesellschaft und trägt reiche Früchte für sie aber auch für uns alle in unserer Stadt.

Für all ihr Bemühen und für all ihre Arbeit rund um diese 200-Jahrfeier danke ich ihnen allen sehr herzlich und bin überzeugt, dass die Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und die Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe auch weiterhin die Festkultur für die Menschen in unserer Stadt verantwortlich mitgestalten und mit ihren musikalischen wie farbenprächtigen Auftritten bereichern wird. Sie haben Zukunft und mit ihnen hat unsere Stadt würdige Botschafter bei Gleichgesinnten hier in der Region und weit darüber hinaus. ...

Ich danke ihnen an dieser Stelle für ihre Grußworte, die sie an den Jubilar, die Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und die Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe, im Anschluss richten werden. ...

Dieser Ort hier, dieser ehemalige Kirchenraum der Franziskaner war über viele Jahrhunderte der wichtigste Versammlungsort der Villingener Bürger auch wenn der Sakralraum ab den 1790er Jahren für militärische Zwecke Verwendung fand und später als Spital benutzt wurde. Durch die Umgestaltung zum Kulturzentrum ist der Franziskaner seit über 30 Jahren wieder 'die gute Stube' für alle geworden und so für diesen Festakt der richtige Ort 200 Jahre Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe zu feiern.

Hohe Festversammlung, 200 Jahre Jubiläum, das umfasst die Geschichte, das umschreibt eine Zeitspanne von 10 Generationen. 200 Jahre Jubiläum, das beinhaltet auch die Erfahrungen, die Erlebnisse, das Leid und das Glück, das Menschen in ihrer jeweiligen Zeit erduldet, ertragen und auch verantwortlich mitgestaltet haben. 200 Jahre Jubiläum, das umfasst die Zeit totalitärer Feudalherrschaft über die bürgerliche Befreiung mit dem philosophischen Denken der Aufklärung ebenso, wie das romantische Bewusstsein der zu materiel-

lem Wohlstand gekommenen Bürger in den frühkapitalistischen Jahrzehnten einer aufbrechenden Industriegesellschaft, bis hin zu den Jahren nationalverblendeten Großmachtdenkens und einer nach schrecklichen Weltkriegen demokratisch organisierten freien Gesellschaft in einem friedlichen Europa unserer Tage.

Die Wurzeln der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe gründen in einer Zeit, als das durch den habsburgischen Kaiser in Wien repräsentierte Heilige Römische Reich Deutscher Nation durch den Franzosen-Kaiser Napoléon Bonaparte 1806 zerstört und der revolutionäre Ruf nach 'Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit' unter französischer Vorherrschaft mit militärischer Gewalt neu definiert wurde.

Manch eine Villingerin und manch ein Villingen hat wenige Jahre vorher sicherlich die Hand zur Faust in der Kittelschürze oder im Hosensack geballt, als die Truppen Napoléons auch hier in Villingen Station machten und der französische Kommandant am 7. Januar 1801 unmissverständliche Order gab, die Gewehre der freien Bürger zu beschlagnahmen. 'Fremde Herren' in den Mauern der eigenen Stadt, die sich jahrhundertlang in katholisch-habsburgischem Geiste selbstbewusst und mit Bürgerstolz entwickelt hatte, – der Kaiser in Wien war schließlich fern –, diese Erfahrung von Demütigung für die Villingen Bürgerinnen und Bürger ist auch heute noch sicherlich nachvollziehbar.

Als dann fünf Jahre später die Stadt für wenige Monate Württembergisch wird und der Stuttgarter Kommissar – obwohl die badische Zugehörigkeit längst beschlossen war – zu allem Übel auch noch das Benediktinerkloster mit seinem Kirchenschatz radikal plünderte, ist wieder Ohnmacht zu spüren und der folgende politische Zuschlag zum neugegründeten Großherzogtum Baden mag manch Villingen Herz als Befreiung vom 'lutherischen Pack' erfahren haben.

1810, vor nunmehr 200 Jahren, so berichtet die Chronik, wird in Villingen die seit 1774 agierende Bürgermiliz aufgelöst und ein „freiwilliges Militair-corps mit einer Grenadier-, einer Füsilier- und

einer Abteilung Kavallerie mit Musikkapelle gegründet“. Und mit der Umgestaltung des Militärwesens im Großherzogtum Baden – eine hoheitliche Landwehr ersetzte nun die städtisch rekrutierten Milizen – waren die Aufgaben und Pflichten der ehemals städtisch organisierten Wehren neu verteilt.

So wurde auf die Anfrage vom 13. Mai 1816 des Grenadierhauptmann Zeller beim Bezirksamt, und ich zitiere aus der Festschrift, „ob das Bürgermilitär noch bestehe“, klipp und klar vom Ministerium in Karlsruhe vier Wochen später am 12. Juni 1816 mitgeteilt, „dass ein Bürgermilitär in Villingen ‚ganz und gar nicht nötig‘ sei“.

Jetzt murrten die alten Garden des ehemaligen Bürgermilitärs ob ihrem Verlust ihrer Privilegien für ihre überkommenen Dienste an der Stadt und ihrer Bewohner und schwer ertrugen sie ihre Entmachtung und den daraus folgende Schwund ihres öffentlichen Ansehens, doch gegen die Vorstellungen des badischen Ministeriums des Innern und dem neuen Geist der städtischen Beamten in Villingen war ihr Protest vergebens.

Meine Damen und Herren, die zum 200-jährigen Jubiläum herausgegebene und reich bebilderte Festschrift, aus der ich gerade diese Ereignisse zitieren konnte, und die ich ihnen, so sie dieses Buch noch nicht besitzen zum Kauf empfehle, diese Festschrift zeigt in ihren Textbeiträgen all diese Geschichten und Ereignisse, die wechselseitigen Eifersüchteleien unterschiedlicher Protagonisten, die vielfältigen Neu- und Reorganisationen, die den neuen Verhältnissen ihrer jeweiligen Zeit geschuldet waren, auf und dokumentiert lückenlos das Werden des Jubilars im Spiegel der zwei Jahrhunderte.

Und wer mit wachem Auge diese Geschichtchen und Geschichten, diese Possen und Sottisen der Vergangenheit liest, ich sage das augenzwinkernd, ist das eine oder andere Mal durchaus auch an die Kapriolen und Händelsüchteleien, die wir in unseren Tagen manchmal erleben dürfen, erinnert. So können wir, mit Blick in diese Festschrift, aus dem Vergangenen lernen, wie Gegenwärtig das Eine oder Andere im einen oder anderen Fall hier in unserer Stadt sein kann.

Wie auch immer: Der Kontext, in dem der Jubilar seine Wurzeln gründet, ist, ich habe es angedeutet, vielschichtig und geprägt von einer umfassenden Umwälzung bürgerlicher Ordnungssysteme zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In diesen Zeiten nationaler Identitätsfindung erarbeiteten sich die bürgerlichen Vereinigungen, die ehemals aktiven militärischen Dienst und Brand- und Schutzaufgaben übernommen hatten, einen neuen lokalen Beitrag und nach und nach entwickelten sich in den folgenden Jahrzehnten engagierte Gruppierungen, die Heimatpflege und Tradition in einer aufgeklärten und freien Gesellschaft mit neuem Leben zu füllen wussten. Dabei leisteten diese engagierten und heimatverbundenen Menschen – und sie tun es bis heute – einen kulturellen Beitrag für das Gemeinwohl, der längst verstaubten Wurzeln entwachsen ist.

Heute, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, zeigt sich ihr gesellschaftliches Engagement in verschiedensten Facetten. Dabei erfüllen die Mitglieder der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe mit ihrer vorbildlichen Jugendarbeit einen wertvollen und ehrenhaften Dienst für unser Gemeinwohl. Indem sie ein gemeinsames

Erleben und Bewahren von Traditionen ermöglichen, einen wichtigen Beitrag in unserer Unterhaltungskultur bei den periodischen Festlichkeiten leisten und mit ihrer Folklore auch wichtige Aufgaben für das Marketing und das Image unserer Stadt übernehmen, ist die Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und die Historische Bürgerwehr und Trachtengruppe zu einem wichtigen und erfolgreichen Botschafter unserer Heimat geworden.

So gratuliere ich zum Schluss der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe zu ihrem Jubiläum noch einmal von ganzem Herzen, sage allen Mitgliedern für ihr gesellschaftliches Wirken in diesem Ehrenamt im Namen der Stadt Villingen-Schwenningen herzlichen Dank und wünsche dem Jubilar für die Zukunft Zuversicht und Freude bei all ihrem Tun.

Lassen Sie uns gemeinsam – im Landesgartenschaujahr 2010 – dieses Jubiläum der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen und der Historischen Bürgerwehr und Trachtengruppe begeisternd feiern, sodass wir im Jubeljahr zusammen mit unseren Freunden, dem Gemeinderat und allen Bürgerinnen und Bürgern für alle Gäste unserer Stadt ein würdiger Gastgeber sein können.

Flucht aus Villingen –

Das Villingener Kriegsgefangenenlager im Ersten Weltkrieg

Heinrich Maulhardt

Im Sommer 2008 erhielt das Stadtarchiv ein Schreiben eines holländischen Antiquariats. Darin teilte Geschäftsführer Frido Troost mit, dass er eine interessante Sammlung von Stereonegativen gekauft habe, die ein französischer Offizier in einem Kriegsgefangenenlager in Deutschland während des 1. Weltkrieges anfertigte. Es handele sich um Glasplattennegative von guter Qualität, die wohl von einem Berufsfotographen stammten. Die Sammlung umfasse 220 Negative und er wolle herausfinden, wo die Aufnahmen gemacht wurden. Zwei Anhaltspunkte habe er: Ein Foto von einem Pferdewagen, auf dem „Offiziersgefangenenlager Villingen“ [Abbildung 1] zu lesen sei und ein zweites Bild mit einem Herstellername und dem Zusatz

„in Villingen“. Der Antiquar schrieb, dass er im Internet weiter recherchiert, aber nichts Näheres zu diesem Lager gefunden habe. Ich antwortete ihm, dass im Stadtarchiv Quellen zu einem Offiziersgefangenenlager seien und bat ihn, mir die Fotos per E-Mail zur Ansicht und Identifikation zu senden.

Es dauerte nur wenige Tage und ich konnte mir auf meinem Bildschirm die Bilder anschauen. Nach der ersten Durchsicht war mir klar, dass nicht alle Fotos im Villingener Lager aufgenommen wurden und ein großer Teil aus anderen Lagern stammte. Bei Aufnahmen, die im Freien gemacht wurden, dienten die Türme des Villingener Münsters [Abbildung 2] oder die Gebäude der im 1. Welt-



Abbildung 1: Deutsches Wachpersonal im Gefangenenlager. An dem Wagen ein Schild mit der Aufschrift „Offiziersgefangenenlager Villingen“. Quelle: Messimer, S. 105.



Abbildung 2: Blick aus dem Fenster einer Wohnbaracke. Im Hintergrund die Türme des Villingen Münsters. Quelle: ICM/Netherlands

krieg errichteten Richthofenkaserne [Abbildung 3] und nach dem 2. Weltkrieg Lyauteykaserne genannten Kaserne nördlich der Kirnacher Straße als Orientierung. Man sah auch, dass einige Gebäude dieses Standorts gerade im Bau waren. Ebenfalls dienten die am Weg zur Lorettokapelle stehenden Alleebäume und die weiße Fassadenfarbe der Villingen Baracken als Hinweis. Alle Bilder, die einen Fluss oder eine Kathedrale im Hintergrund hatten, konnten ausgeschlossen werden. Der größte Teil der Fotos waren allerdings Aufnahmen innerhalb von Gebäuden, die den nicht sehr unkomfortablen Tagesablauf der gefangenen Offiziere dokumentierten, denen es gestattet war, ihre Uniformen zu tragen: Es sind französische, britische und russische Gefangene zu erkennen. Die Offiziere waren bei einer Vielzahl von Sportarten zu sehen: Gymnastik, Fußball, Boxen, Tennis, Leichtathletik sowie bei anderen Freizeitaktivitäten wie: Gärtnern, Modellieren, Schlittensfahren, Sonnenbaden, Hobbyaktivitäten und bei einer Schneeballschlacht. Die Bilder dokumentierten Ausschnitte aus dem Tagesablauf: Friseur, Photograph, Lagerladen, Haustierte, Krankenschwestern, Schneider, Ausflüge mit Begleitung usw. Dass es sich bei der Einrichtung doch um ein Gefange-



Abbildung 3: Blick von Süden auf die Gebäude des Wachpersonals. Im Hintergrund die neuen Kasernengebäude. Quelle: ICM/Netherlands.

nenlager handeln musste, was aufgrund der dargestellten Sport- und Freizeitaktivitäten kaum zu vermuten war, belegen Fotos, die durch Fenster oder Stacheldrahtzäune gemacht wurden, um den Blick nach draußen auf die Wachen und marschierende deutsche Soldaten zu zeigen.

Die Identifikation der Fotos gelang erst nach mehrfachem Hinsehen. Anschließend wurden die in Frage kommenden Bilder als digitale Kopie mit dem Recht zur Nutzung für das Stadtarchiv bestellt. Einige Wochen später wies mich Herr Troost auf eine Publikation hin, die noch mehr Informationen zum Lager und zur Erläuterung der Fotos brachte. Es handelt sich um das Buch des US-amerikanischen Militärhistorikers Dwight R. Messimer, „Escape from Villingen, 1918“, das im Jahre 2000 erschien.¹

Die Quellenlage

Über die Bilder aus dem holländischen Antiquariat und das Buch von Messimer hinaus gibt es im Stadtarchiv und in seiner Bibliothek weitere Quellen. Dazu zählt eine Aufnahme der Baracken am von Bäumen gesäumten Weg zur Lorettokapelle aus dem 1. Weltkrieg und Akten zum Bau der Kaserne. Von Herrn Manfred Beichel, der mei-



Abbildung 4: Feldpostbrief an das Rote Kreuz in Kopenhagen, abgesandt aus dem Offiziersgefangenenlager Villingen am 13.06.1915. Quelle: Sammlung Manfred Beichel.

ne Vortragsveranstaltung zum Thema besuchte, erhielt ich aus seiner umfangreichen historischen Sammlung den Umschlag eines Feldpostbriefes mit dem Stempel „Offizier-Gefangenenlager Fa. Villingen“. Der Brief wurde am 13.06.1916 an eine Adresse des Roten Kreuzes in Kopenhagen gesandt. Absender war ein Oberstleutnant Mikitian [Abbildung 4]. Im Bauaktenarchiv der Stadt fanden sich zum Grundstück „Kirnacherstraße 47“ Akten zu Bauanträgen über Gebäude des Gefangenenlagers aus den Jahren 1916 und 1917 mit Plänen über die Gesamtanlage.

Das Buch von Dwight R. Messimer beinhaltet den noch zu schildernden Ausbruch amerikanischer Offiziere aus dem Villingen Kriegsgefangenenlager. Es beschreibt die historischen Rahmenbedingungen, stellt die beteiligten Offiziere vor und schildert ihre Flucht. Neben dem Villingen Lager werden die Lager in Rastatt und Karlsruhe dargestellt. Der Autor wertet in umfassender Weise Archivgut staatlicher und privater US-amerikanischer sowie deutscher Staats- und Stadtarchive aus. Die von ihm angeführte Liste der für seine Untersuchung herangezogenen Sekundärliteratur dürfte vollständig sein.

Zwei Vorträge

Am 17. Januar 2010 habe ich das Thema in einer gemeinsamen Veranstaltung von Stadtarchiv und Geschichts- und Heimatverein Villingen am histo-

rischen Ort, im heutigen Café Welvert an der Kirnacher Straße, also an der Stelle, wo sich die Baracken des Kriegsgefangenenlagers befanden, vorgetragen. Die Resonanz war überwältigend. Es kamen rd. 150 Personen und 50 mussten wegen Überfüllung des Cafés auf einen spontan gefundenen zweiten Termin am 23. Januar verwiesen werden. Die Veranstaltung hat gezeigt, dass in Villingen nicht nur das Mittelalter interessiert, sondern auch Themen der letzten 100 Jahre. Mein Dank gilt in diesem Zusammenhang dem Inhaber des Cafés Herrn Gregor Braun und der Betreiberin Frau Anita Speck.

Das große Interesse an den Vortragsveranstaltungen zum Thema rührt auch daher, dass die Geschichte vom Offiziersgefangenenlager kaum jemand bekannt war. Im Folgenden soll diese Episode der Villingen Geschichte etwas erhellt werden. Es werden das Lager und seine Insassen sowie die damaligen Lebensverhältnisse vorgestellt. Darüber hinaus soll gezeigt werden, wie es zu dem Ausbruch amerikanischer Offiziere kam und warum ein amerikanischer Militärgeschichtler gleich ein ganzes Buch darüber schrieb. Die Darstellung wird illustriert durch die sehr eindrucksvollen Fotos eines französischen Offiziers.

Das Lager und seine Insassen

Nachdem Villingen 1869 an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde und am Ende des 19. Jahrhunderts Industrie und Handel aufzublühen begannen, bemühte sich die Stadt auch Standort einer Garnison zu werden. Jahrzehntlang wurde sie vorstellig bei der badischen Regierung und dem Kriegsministerium in Berlin, ohne Erfolg. Erst 1913, kurz vor Ausbruch des 1. Weltkriegs, kam die Zusage. Am 1. Oktober 1913 wurde das III. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 169 feierlich in Villingen auf dem Münsterplatz begrüßt. Die Kaserne musste erst noch gebaut werden. Dafür war das Gelände nördlich der Kirnacher Straße vorgesehen. Bis zu ihrer Fertigstellung war das Bataillon in Baracken südlich der Kirnacher Straße [Abbildung 5] untergebracht, dem heutigen Welvertgelände.



Abbildung 5: Ansicht des Lagers von Norden. Standort des Fotografen war ein oberes Stockwerk der neuen Kaserne. Im Hintergrund die Alleebäume am Loretoweg. Quelle: Messimer, S. 96 mit Genehmigung des US-Nationalarchivs Washington.

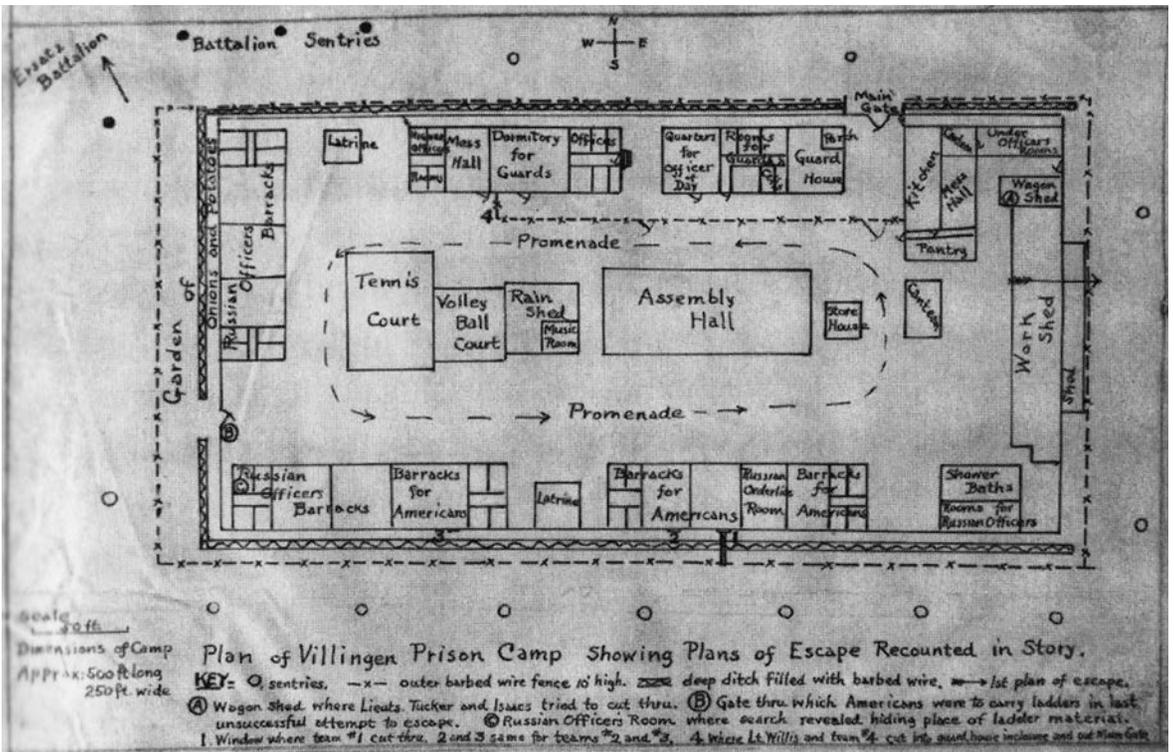


Abbildung 5.1: Handzeichnung vom Gefangenenlager angefertigt von Edouard Isaacs. Quelle: Messimer, S. 142 mit Genehmigung des Familienarchivs Isaacs.

Nach dem Umzug der deutschen Soldaten in die im Jahre 1914 in Teilen fertig gestellte Kaserne wurden die Baracken als Offiziers-Gefangenenlager genutzt. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 mit den Kriegserklärungen Deutschlands an Rußland (1.8.) und Frankreich (3.8.) hatte schon wenig später die ersten Kriegsgefangenen zur Folge, die in gebührendem Abstand zur Front interniert wurden. Dafür war Villingen ein geeigneter Ort und die Stadt konnte auch Räume zur Verfügung stellen. So zogen bereits im ersten Kriegsjahr russische und wohl auch französische Offiziere in die freigegebenen Baracken ein. Die Soldaten des Bataillons auf der anderen Seite der Kirnacher Straße hatten nicht die Aufgabe, die Gefangenen zu bewachen. Dafür gab es eigene Wachmannschaften, deren Angehörige für den Einsatz an der Front ungeeignet waren.

[Abbildung 5.1] Den Grundriss des Lagers, von dessen Gebäuden es heute keine Reste mehr gibt, bildete ein Rechteck 137 m x 46 m. Das Lager war durch einen hölzernen Zaun mit einer Höhe von 3,60 m umgeben. Es wurde begrenzt von der Fußwegallee zur Loretokapelle (Loretoweg) an der Südseite und der Kirnacher Straße mit dem Haupttor an der Nordseite. Die Gefangenen waren in Baracken auf der Süd- und Westseite untergebracht, die Arbeitsscheune lag auf der Ostseite, die

Wächterbaracken und die Verwaltung auf der Nordseite. Verwaltung und Gefangene lebten im Lager zusammen. Deutsche und Gefangene waren durch einen Zaun getrennt. Es gab 12 Posten an der äußeren Grenze, die Tag und Nacht patrouillierten. Für die Posten gab es Einmannhäuschen, die Schnee und Regen von den Wächtern abhalten sollten. Das Lager hatte einen Gemüsegarten zur Verpflegung der Gefangenen und des Wachpersonals. Russische Gefangene errichteten im Zeitraum 1914 bis 1918 Holzbauten für ein Theater, einen Musikraum, zwei Kantinen und eine Offiziersmesse.² Sie bauten auch ein Feld zum Volleyballspielen, zwei Tennisplätze auf eigene Kosten sowie Plätze für Gymnastik und Pferdespringen. Amerikanische Offiziere fügten 1918 noch ein Baseball-Spielfeld hinzu. Auf den ersten Blick ist hier ein Sport- und Freizeitzentrum entstanden, was Villingen in dieser Vielfalt noch niemals in seiner Geschichte gesehen hatte. [Abbildung 6]

Die Offiziere konnten zusammen mit dem Wachpersonal Ausflüge in die Umgebung des Lagers machen. Dies war gefangenen Mannschaften nicht erlaubt. Die Ausflüge fanden fast täglich außer bei Regen statt. Die Offiziere mussten zuvor schriftlich bestätigen, dass sie nicht fliehen werden. Tatsächlich hat während eines Ausflugs auch nie ein Offizier die Gruppe verlassen. In



Abbildung 6: Gefangene Offiziere beim Sonnenbaden. Im Hintergrund ein Gebäude der neuen Kaserne. Quelle: ICM/Netherlands.



Abbildung 7: Gefangene Offiziere in ihrem Wohnraum. Quelle: ICM/Netherlands.

Gruppen von je 50 Personen, Russen und Amerikaner, hielten sie sich jeweils 2 Stunden außerhalb des Lagers auf und lernten die Gegend kennen. Zu diesen Touren gehörte auch ein Picknick.

Jede Baracke hatte 3 Räume mit einer Fläche von je 7,50 m x 9 m und war mit 12 dreifach Stahlrahmenbetten ausgestattet, dazu Bettzeug, 12 Stühle und 2 Tische. In jedem Raum [Abbildung 7] war ein Holz- oder Kohleofen. Die Gefangenen nutzten die Öfen um Speisen aus Nahrungsmitteln zu bereiten, die sie in ihren Rot-Kreuz-Paketen erhielten. An jedem Ende der beiden Gebäude waren kleine Einzelräume für Offiziere im Rang eines Kapitäns und höher. Dwight D. Messimer kommt zusammenfassend zu folgendem Ergebnis: „The Germans had done an excellent job of converting Villingen to a prison camp.“³

Tagsüber war das gesamte Lager gut zu übersehen, während es nachts nur spärlich ausgeleuchtet war. Das Lager war bis zum Frühjahr 1918 wohl überwiegend von russischen Offizieren bewohnt. Dies änderte sich infolge der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an Deutschland am 6.4.1917. Von diesem Zeitpunkt an wurden von den Deutschen auch amerikanische Gefangene gemacht, darunter befanden sich amerikanische Offiziere. Im Mai 1918 forderten die USA, dass Deutschland amerikanische Gefangene nur in zwei Lagern unterbringen solle, ein Lager für Offiziere und ein Lager für Mannschaften. Villingen wurde für die amerikanischen Offiziere bestimmt und so kamen im Mai und Juni 1918 die ersten amerikanischen Gefangenen ins Villingen Lager. Im September, wenige Monate später, waren es 77 Amerikaner und es war geplant, das Lager in ein rein amerikanisches Gefängnis umzuwandeln und die russischen Offiziere in ein anderes Lager zu verlegen.

Obgleich das Lager ungewöhnliche Bequemlichkeiten bot, Einrichtungen wie ein kleines Urlaubsdorf für Clubferien heutiger Tage [Abbildung 8], waren einige der Insassen dennoch mit ihrer Situation nicht zufrieden und unternahmen Ausbruchversuche. Tatsächlich war das Lager kein Hochsicherheitsgefängnis und es war nicht ausbruchssicher. Russische Offiziere waren die ersten,



Abbildung 8: Gefangene russische Offiziere am Rande der Tennisplätze. Im Hintergrund ein im Bau befindliches Gebäude der neuen Kaserne. Quelle: ICM/Netherlands.

die den Weg nach draußen suchten. Die deutsche Lagerleitung hatte Spitzel unter den Gefangenen, um solche Bestrebungen von Anfang an festzustellen und die notwendigen Vorkehrungen zu treffen um Fluchtversuche zu verhindern.

Im Sommer 1918 befanden sich Offiziere zweier Nationalitäten im Lager, die getrennt untergebracht wurden, Russen und Amerikaner. Die Russen sprachen kein Englisch und die Amerikaner kein Russisch. Die Kommunikation war schwierig. Die Amerikaner beklagten sich, dass die Russen schmutzig („frightfully unclean“) und der größte Teil von ihnen krank sei. Sie verlangten amerikanische Ordonnanzoffiziere. Daneben fürchteten sie die Russen als Sicherheitsrisiko bei ihren Bestrebungen aus dem Lager zu entkommen.

Die Gefangenen erhielten fast täglich Rot-Kreuz-Pakete.⁴ Das erste Paket für einen Gefangenen enthielt: Armeenachthemd, Unterwäsche, zwei Paar Socken, 3 Taschentücher, zwei Handtücher, Toilettenartikel, Tabak und Nahrung. Die Wachen achteten darauf, dass kein Kompass, keine Pläne, Werkzeuge oder Geld für Ausbruchversuche darin waren. Der Inhalt der Pakete wurde innerhalb des Lagers gehandelt. Man tauschte je nach Bedarf Artikel und konnte auch mit diesen das Wachpersonal bestechen. Denn durch die briti-

sche Wirtschaftsblockade ging es den Gefangenen wesentlich besser als der deutschen Bevölkerung. Auch unter den Villingern herrschte ein großer Mangel an Seife, Tabak und Kaffee.⁵ Es kursierte der Spruch, dass man mit einem Stück Seife des Kaisers Tochter kaufen könne. Ab 1915 nahm die Brotkarte und damit das sog. K-Brot Einzug in der Stadt. „Es setzte eine regelrechte Kartenwirtschaft ein. Lebensmittel wurden rationiert, gestreckt und ersetzt.“⁶

Der Ausbruch von 13 Amerikanern am 6. Oktober 1918

Bevor die amerikanischen Offiziere im Lager eintrafen, unternahmen bereits ihre russischen Schicksalsgenossen Fluchtversuche. So planten sie auch über einen Tunnel zu fliehen, was aber vom Wachpersonal aufgedeckt und vereitelt wurde.

Im Sommer 1918 gab es unter den Gefangenen mehrere Gruppen, die Ausbruchsversuche planten. Die einen wollten den Zaun überwinden, die anderen einen Tunnel graben und eine dritte Gruppe hatte vor, sich als deutsche Soldaten zu verkleiden.

Der Anführer der 13-köpfigen amerikanischen Ausbrechergruppe war Edouard Isaacs [Abbildung 9], Marineoffizier auf der *President Lincoln*, einem Passagierschiff der Hamburg-Amerika-Linie. Auf dem Schiff befanden sich über 700 Passagiere, als es am 31.5.1918 von dem deutschen U-Boot U-90 torpediert wurde. Zu diesem Zeitpunkt war Isaacs 28 Jahre alt. Als das Schiff von einem Torpedo getroffen wurde, wechselten die amerikanischen Offiziere die Kleidung, um nicht identifiziert zu werden. So wurde Isaacs, der eigentlich ein „junior gunnery officer“ war, in der Uniform des „senior officer“ von den Deutschen gefangen genommen, in das U-Boot übernommen und nach Deutschland gebracht. An Bord von U-90 angekommen wurde er von dem deutschen U-Boot-Kapitän mit einem Glas Sherry begrüßt und konnte sich als „senior officer“ auf dem U-Boot frei bewegen.

1st. Lt. Blanchard Battle

Battle war 23 Jahre alt und Absolvent des Georgia Institute of Technology, als die USA Deutschland den Krieg erklärten. In nur 5 Wochen



Abbildung 9: Links Blanchard Battle, rechts der Anführer der Ausbrechergruppe Edouard Isaacs. Die Aufnahme wurde am 4.7.1918 im Hauptlager in Karlsruhe gemacht. Quelle: Messimer, S. 17 mit Genehmigung des Familienarchivs Isaacs.

wurde er zum Piloten ausgebildet und erreichte im November 1917 mit einem Schiff seinen Einsatzort in Frankreich. Er gehörte zu einer Aufklärungseinheit, welche die Gegend um Metz hinter den deutschen Linien fotografieren sollte. Beim Einsatz seiner Bordwaffe funktionierte die Synchronisation zwischen seiner Bordwaffe, einem Maschinengewehr, und dem Propeller seines Flugzeugs nicht. So schoss er sich selbst ab und wurde von den Deutschen nach einer Notlandung gefangen genommen.

1st. Lt. Herbert Allen Wardle

Wardle stammte aus Memphis, Tennessee. Er war Collegeabsolvent und Fußballspieler. Im Alter von 25 Jahren ging er im April 1917 zur Armee. Er war sehr groß, 180 Pfund schwer und wurde zunächst abgewiesen, dann aber nach einer Anhörung zum Fliegertraining zugelassen. Im November 1917 beendete er die Ausbildung zum Piloten und wurde anschließend in Frankreich sta-

tioniert. Auf einem Flug von England nach Anvers in Frankreich kam er vom Kurs ab, wurde von Flakgeschützen getroffen und nach einer Notlandung gefangen genommen.

1st. Lt. William W. Chalmers

Chalmers, Sohn eines Arztes, absolvierte 1913 als Ingenieur das Middlebury College. Er war Footballspieler und unterrichtete Hochschulmathematik in Hartford Connecticut. Mit 27 Jahren schrieb er sich in das Officer Reserve Corps ein und trat das Pilotentraining an. Von der Flugschule der Ohio-State-Universität kam er zur weiteren Flugausbildung nach Frankreich, wo er im Juli 1918 während eines Aufklärungsflugs von den Deutschen gefangen genommen wurde. Chalmers sprach Deutsch.

Maj. Harry Brown

Am 10. 7. 1918 verlor die US-Luftwaffe 6 Besatzungen und ihre Flugzeuge bei einem Einsatz. Es war der bisher größte Verlust überhaupt. Anführer der Luftwaffeneinheit war Harry Brown, 27 Jahre und Absolvent der Militärakademie Westpoint. Die Staffel bombardierte Eisenbahnstrecken bei Koblenz. Dabei ging den Flugzeugen der Treibstoff aus. Sie landeten zwischen Aachen und Düsseldorf und dachten sie seien in Frankreich. Alle Piloten wurden mit ihren intakten Flugzeugen gefasst. Die Deutschen sendeten über Funk eine humorvolle Botschaft an ihre Gegner: „Wir danken euch für die schönen Flugzeuge und die Ausrüstung, die ihr uns geschickt habt; aber was sollen wir mit dem Major machen?“⁷ Auf diese Frage gaben die Amerikaner keine Antwort und es war für Harry Brown zu diesem Zeitpunkt wohl besser in Deutschland zu sein als bei seiner Einheit in Frankreich, denn es stellte sich heraus, dass er wichtige Sicherheitsvorschriften missachtet hatte und für die Verluste verantwortlich war. Sieben weitere Besatzungsmitglieder dieser Einheit kamen neben Brown ebenfalls in das Villingen Lager.

1st. Lt. Georghe W. Puryear [Abbildung 10]

Puryear kam aus Gallatin in Tennessee. Am 26. Juli 1918 war er 23 Jahre alt und flog über der



Abbildung 10: George Puryear, aufgenommen am 15.09.1918 in Villingen. Quelle: Messimer, S. 46 mit Genehmigung des Familienarchivs Puryear.

Front von Chateau-Thierry eine Patrouille mit vier anderen Piloten. Es kam zum Luftkampf mit deutschen Flugzeugen und anschließend landete er. Bald stellte sich heraus, dass er sich nicht auf dem Gebiet der Alliierten sondern auf feindlichem Terrain befand. Bei der Landung brach sein Propeller und so wurde er noch am selben Tag gefangen genommen.

Die genannten Amerikaner und die anderen Teilnehmer am Ausbruch vom 6. Oktober wurden nach ihrer Gefangennahme im sog. „Listening Hotel“ in Karlsruhe in der Ettlinger Straße 39 von der deutschen Armee verhört. Dort befand sich ein Befragungszentrum für Gefangene, wo in jedem Raum Mikrophone zum heimlichen Abhören der Gefangenen eingebaut waren. Von Karlsruhe kamen sie dann mit dem Zug entweder direkt nach Villingen oder erst in ein anderes Lager. Von Anfang an unternahmen die Gefangenen Ausbruchversuche. Allein Edouard Isaacs probierte es innerhalb von vier Monaten neunmal. Auf der

Zugfahrt nach Villingen sprang er vor St. Georgen bei Sommerau, nach dem Tunnel, kopfüber aus dem geöffneten Fenster und verletzte sich schwer, so dass er im Villingener Lager zunächst einige Zeit auf der Krankenstation lag.

Die Flucht am 6. Oktober musste gut vorbereitet werden. So wurden die Ausflüge außerhalb des Lagers genutzt, um die Umgebung südlich von Villingen zu erkunden. Denn alle Pläne hatten zum Ziel, dass die Flüchtenden die Schweiz erreichten. Wenn schon der Ausbruch aus dem Lager nicht einfach war, so standen die Flüchtenden spätestens an der von den Deutschen gut bewachten Schweizer Grenze vor der nächsten großen Hürde.

Am 5. Oktober ging die Nachricht durch das Lager, dass die verbliebenen 150 Russen in ein anderes Lager kommen sollen. Die Überstellung war zum 7. Oktober geplant. Die im Lager befindlichen 80 Amerikaner fürchteten nach dem Weggang der Russen ein großes Aufräumen des Wachpersonals im Lager, so dass bereits hergestellte Fluchthilfen entdeckt werden würden. Isaacs versammelte 13 amerikanische Gefangene. Er wollte die Nacht vor der Abreise der Russen nutzen, da er sonst bis auf weiteres keine Chance sah zu entkommen. Es wurden kleine Fluchtgruppen zu je zwei Personen gebildet, die sich in Richtung Schweiz absetzen wollten [Abbildung 11]. Die Überlegung war, dass zwei Köpfe mehr leisten als einer und wenn einer schläft, kann der andere wachen. Der Ausbruch begann um 22.40 Uhr mit der Zerstörung der elektrischen Beleuchtung im Lager. Mit selbst gebauten Leitern aus Holz sollten Brücken von den Fenstern der Häuser auf die Zäune geschlagen und diese überwunden werden. Es funktionierte nicht alles wie geplant. Zwar war es nahezu dunkel im und um das Lager, doch das Wachpersonal war alarmiert, Gewehrfeuer war zu hören. Nicht alle Holzbrücken gelangten auf den Zaun, einige fielen innerhalb der Umzäunung auf den Boden. Wardle und Chalmers überwandern zwar den Zaun, sahen sich aber in einer ausweglosen Situation und gingen wieder ins Lager zurück. Einer der Ausbrecher wurde von den Wachen eingefangen. Nur ein Paar blieb zusammen, Isaacs und Willis. Sie hatten Glück und liefen in Richtung

Wald, dort wo heute das Villingener Krankenhaus steht. [Abbildung 12]

Lagerkommandant Oberst Otto Ehrh setzte, nachdem der Alarm ausgelöst wurde, eine umfangreiche Suchaktion nach den Ausbrechern in Gang. Es war zunächst schwierig festzustellen, wie viele der Gefangenen geflohen waren, denn es war dunkel. Im Umkreis von 5 km wurde ganz Villingen 12 Stunden lang durchsucht. Im Lager fanden die Deutschen bei ihren Durchsuchungen Kompass, Karten, Zivilkleider, was eine verschärfte Lagerordnung zur Folge hatte. Isaacs vermutete, dass auch die 100 Rekruten des Ersatzbataillons aus der gegenüberliegenden Kaserne für die Suche nach den Ausbrechern aktiviert wurden.

Blanchard Battle wollte sich mit Rowan Tucker auf dem Magdalenberg treffen und dann gemeinsam die Flucht fortsetzen, was nicht gelang. Battle besaß einen Kompass, den er von russischen Offizieren gekauft hatte, und als Karte eine Handzeichnung. Er hatte wenig Nahrung bei sich und nur seine Uniform als Bekleidung, die wenig Schutz vor Kälte und Regen bot. Am Morgen des 7. Oktober befand er sich südlich von Villingen bei Beckhofen. Als Reaktion auf den Ausbruch schickte das Bezirkshauptquartier Karlsruhe am 9.10. Truppen in die Region Waldshut, Stühlingen und Blumberg, um die Ausbrecher zu fassen. An der Bahnlinie nach Döggingen wurde er zum ersten



Abbildung 11: Fluchtwege der fünf Ausbrecher von Villingen an die Schweizer Grenze. Quelle: Messimer, S. 114 mit Genehmigung des Familienarchivs Isaacs.

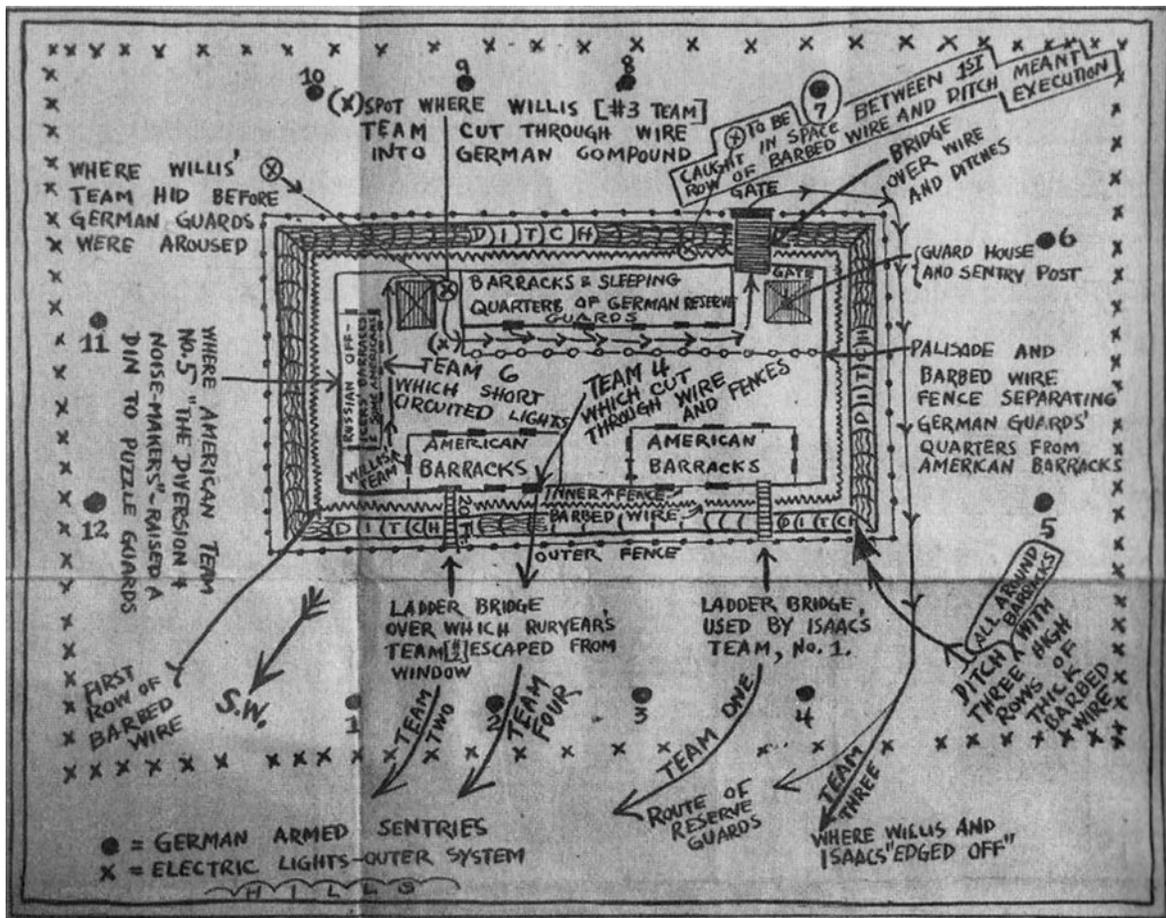


Abbildung 12: Handzeichnung des Gefangenenlagers mit Eintragungen zu den Fluchtwegen und Fluchtgruppen angefertigt von Harold Willis. Quelle: Messimer, S. 142 mit Genehmigung des Familienarchivs Isaacs.

Mal entdeckt, konnte aber fliehen. Als er in Stühlingen ankam, war sein Plan, durch die Wutach in die Schweiz zu gelangen. Doch dazu kam es nicht. Er wurde von Soldaten mit Suchhunden aufgespürt und ergab sich.

Rowan Tucker setzte, nachdem er Battle nicht finden konnte, die Flucht alleine fort. Es regnete fast ununterbrochen und die Temperatur ging nachts fast an die Frostgrenze, was für alle Ausbrecher ein großer Nachteil war. Sein Fluchtweg sah so aus: Magdalenenberg – Stahlberg – Brigach – Marbach – Grüningen – Wolterdingen – Aufen – Unterbränd – Löffingen – Göschweiler – Reiselfingen – Wutachschlucht – Ewatingen – Bonndorf. Tucker wurde als einziger von keinem Zivilisten entdeckt, jedoch wurde er kurz vor der Schweizer Grenze völlig erschöpft von deutschen Soldaten aufgegriffen.

Isaacs und Willis [Abbildung 13] wollten sich auf dem Magdalenenberg treffen, den sie von ihren Ausflügen her kannten. Isaacs brauchte mehr als eine Stunde um den Hügel zu erreichen. Sie verdankten es einem großen Zufall, dass sie in der dunklen Nacht nach langem Suchen doch zueinander fanden. Sie flohen gemeinsam über Unterbränd – Wutachschlucht – St. Blasien und erreichten Waldshut. Am 12. Oktober durchschwammen sie den kalten, mit Nebelschwaden umgebenen Rhein bei Waldshut und erreichten beide trotz schwerer Muskelkrämpfe das rettende Schweizer Ufer.

George Puryear lief nach Westen. Über Vöhrenbach – Schollach – Neustadt – Hochfirst – Schluchsee erreichte er am 11. Oktober, fünf Tage nach dem Ausbruch, Waldshut. Auf dem Hochfirst schneite es leicht. Mit letzter Anstrengung durch-



Abbildung 13: Harold Willis, aufgenommen am 30. 6.1918 in Villingen. Quelle: Messimer, S. 7 mit Genehmigung des Familienarchivs Isaacs.

schwamm Puryear bei Waldshut den Rhein und war damit der erste amerikanische Offizier, der aus deutscher Gefangenschaft erfolgreich floh. Dass auch der Rhein nicht einfach zu überwinden war, davon zeugte ein Friedhof in Basel, auf dem viele Russen beerdigt waren, die beim Schwimmen über den Rhein durch Kälte oder Strudel umkamen.

Die Schweizer beförderten Isaacs, Willis und Puryear zur amerikanischen Botschaft in Bern, wo sie am 15. Oktober eintrafen. Anschließend fuhren alle drei nach Paris und wurden entlassen. Die erfolgreiche Flucht von Puryear konnten die Amerikaner in einer amerikanischen Wochenschau bestaunen. Battle wurde von den Deutschen nach Villingen in das Lager zurückgebracht und musste anschließend in ein Lager bei Berlin. Tucker kam in ein Gefängnis nach Ingolstadt.

Bei dem Villingen Ausbruch handelte es sich um die größte Massenflucht von amerikanischen Gefangenen im 1. Weltkrieg, zu einem Zeitpunkt als der Krieg fast zu Ende war. Am 11.11.1918 kam es zum Waffenstillstand zwischen den Alliierten und

Deutschland. Das Angebot der Deutschen zum Waffenstillstand erging bereits am 3./4.10., also 3 Tage vor dem Ausbruch der amerikanischen Offiziere, an die Alliierten. Offensichtlich war den Gefangenen die allgemeine militärisch-politische Lage nicht bekannt. Hätten sie davon Kenntnis gehabt, wären sie vielleicht nicht ausgebrochen und hätten ihr Leben aufs Spiel gesetzt.

Am 26.11.1918, drei Wochen nach dem Ausbruch, verließen fast 200 Amerikaner Villingen mit deutscher Hilfe und fuhren mit dem Zug nach Konstanz und dann in die Schweiz.

Über das weitere Schicksal der amerikanischen Offiziere berichtet Messimer in seinem Buch⁸: Harold Willis wurde nach dem Krieg einer der führenden Kirchenarchitekten in Amerika. Edouard Isaacs, der Kopf der Ausbrechergruppe, war später auch Kongressabgeordneter und starb 1990 im Alter von 100 Jahren. George Puryear überlebte zwar unter großen Anstrengungen die Flucht in die Schweiz, stürzte aber schon ein Jahr später in den USA mit einem Flugzeug ab und starb. Die amerikanische Armee vergab und vergaß Harry Brown nicht. Die Ereignisse vom 10. Juli, der Verlust von 6 Flugzeugen mit ihren Besatzungen, ruinierten seine Militärkarriere und er schied 1920 aus der Armee aus.

Zusammenfassung

- 1) Angestoßen durch die von einem holländischen Antiquariat angebotenen Bilder, konnte ein bisher unbekanntes Kapitel der Villingen Geschichte dargestellt werden. Von allen Beteiligten lebt heute niemand mehr. Es ist vor allem dem amerikanischen Militärhistoriker Dwight R. Messimer zu verdanken, dass die damaligen Ereignisse und die handelnden Personen für immer in Erinnerung bleiben. In den deutschen Tageszeitungen gab es über die Ereignisse in und um das Villingen Lager keine Berichte.
- 2) Wer hätte gedacht, dass vor über 90 Jahren in Villingen ein Offiziers-Kriegsgefangenenlager existierte, in dem es wie in einem großen Ferienlager zuging. Während die Villingen Bevölkerung darbt, genossen die gefangenen Offiziere das Flair eines heutigen All-inclusive-Ferien-

clubs. Noch nie gab es in Villingens Geschichte bis zu diesem Zeitpunkt so viele Möglichkeiten, Sport zu treiben.

- 3) Das Lager zeigt aber auch die Stellung des Militärs und insbesondere die des Offizierskorps im 1. Weltkrieg. Während es den gefangenen Mannschaften nicht viel besser als der Bevölkerung ging, genossen die Offiziere und selbst die des Kriegsgegners eine bevorzugte Behandlung nicht nur im Frieden, sondern auch im Krieg, wie unser Beispiel zeigt. Die Klassengesellschaft des preußischen Deutschlands schlug sich in der Armee nieder.
- 4) Im 1. Weltkrieg wurden 4.480 Amerikaner von den Deutschen gefangen genommen; 44 unternahm einen Ausbruchsversuch und 13 davon versuchten es aus dem Villingen Lager. Nur 3 von diesen 13 gelang die Flucht.⁹ Daraus ist abzuleiten, dass Ausbrecher aus deutschen Kriegsgefangenenlagern so gut wie keine Chance hatten, von den geschilderten Ausnahmen abgesehen.
- 5) Die Mehrzahl der Flüchtenden waren Offiziere, und unter diesen waren es vor allem die Piloten, die ihr Leben aufs Spiel setzten. Einer der Gründe lag in der exklusiven Behandlung dieser

Gruppe. Sie konnten sich innerhalb der Lager frei bewegen und miteinander reden, Gegenstände tauschen und sie lernten bei Ausflügen die Umgebung kennen. Im Grunde herrschten beste Voraussetzungen um einen Ausbruch vorzubereiten. Darüber hinaus waren die Piloten gut vertraut mit der europäischen Geographie und konnten mit einem Kompass umgehen. Zu einer Flucht gehörte auch die Fähigkeit, Risiken einzugehen, was ein Charakterzug der zum großen Teil unter 30-jährigen Flieger war. Der Drang nach Freiheit war bei ihnen größer, als in einem komfortablen Gefangenenlager ohne Perspektive zu leben.

Anmerkungen

- ¹ Die folgenden Abschnitte „Das Lager und seine Insassen“ und „Der Ausbruch“ haben das Buch von Messimer als 5-50, 93-172.
- ² Vgl. Dwight R. Messimer: *Escape from Villingen*. 1918, Texas A&M University Press : College Station, 2000, S. 94 f.
- ³ Messimer, S. 97.
- ⁴ Vgl. auch im Folgenden Messimer, S. 98 ff.
- ⁵ Vgl. Ulrich Rodenwaldt: *Das Leben im alten Villingen*, Teil II. *Villingen-Schwenningen* 1990, S. 299-304; vgl. Barbara Schneider: *Der Erste Weltkrieg in Schwenningen und Villingen*. *Blätter zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen* 1/98.
- ⁶ Vgl. Schneider, *Der Erste Weltkrieg*, S. 3.
- ⁷ Messimer, S. 39, Übersetzung H.M.
- ⁸ Vgl. Messimer, S. 170 -172.
- ⁹ Vgl. Messimer, vorderer Umschlageinband.

Du warst einmal
und bist nicht mehr.

Neu gebiert dich
des Grabes Erinnerung.
(nach Seneca)

Werner Huger



Text der Grabtafel: „Hier ruhen die Gebeine mehrerer hundert Villingener Bürger die einst im Münsterboden bestattet waren.“

In 26 rohgezimmerten provisorischen Kisten, wirt verfrachtet, fristeten in der Abgeschiedenheit eines fernen Bauernhofes die Gebeine von rund 494 Individuen, einst privilegierte Bürger der Stadt Villingen, über Jahrzehnte ein würdeloses Dasein. Sie waren anlässlich einer archäologischen Grabung 1978/79 im Münsterboden geborgen und anthropologisch sowie paläopathologisch untersucht worden. Danach verlor sich ihre Spur, weil der junge Archäologe sein Studium abgebrochen und sich mit unbekanntem Ziel verändert hatte.¹

Ohne Kompetenz standen die sterblichen Überreste einem Privatmann zur Disposition. Niemand kümmerte sich darum.

Den Aktivitäten des Geschichts- und Heimatvereins (GHV) und dem städtischen Garten- und

Friedhofamtes ist es zu verdanken, dass die Gebeine, eingesegnet durch den Pfarrer und Dekan Josef Fischer, am 22. Januar 2009 auf dem Villingener Friedhof als Sammelgrab in einer Sekundärbestattung geweihter Erde übergeben werden konnten.

Noch aber fehlten erkennbar die topografischen Angaben zum Standort K 5a der Grablege mit einem Hinweis, der dem Gedenken dienen soll. Das Jahr 2010 brachte nun den Abschluss.

Hier seien die Namen der verdienstvollen Männer erwähnt, die sich initiativ einbrachten: Vom Geschichts- und Heimatverein Villingen waren es dessen Erster Vorsitzender Günter Rath und das Ehrenmitglied Werner Huger, der Leiter des Friedhofamtes Joachim Ebinger, vom Stadt-



Kunstschmiedemeister Winfried Huger beim Herstellen der Grabplatte.

archiv der Leiter Dr. Heinrich Maulhardt, der Kunstschmiedemeister Winfried Huger mit der gravierten Grabplatte, Steinbildhauermeister Matthias Schmiechen, Mitglied des GHV, mit dem Gedenkstein.

Anmerkung:

¹ Vgl. Geschichts- und Heimatverein, Villingen im Wandel der Zeit, Jahrgang XXX III, 2010, Seite 121.



Die Initiatoren der Grablege auf dem Friedhof am 19. Oktober 2010. Von rechts: Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt, Vorsitzender des GHV Günter Rath, Leiter des Friedhofamtes Joachim Ebinger, Steinbildhauermeister Matthias Schmiechen, Ehrenmitglied des GHV Werner Huger. Fotos: Wilfried Steinhart

Geraubtes jüdisches Eigentum in der Villingener Altertümersammlung

Laut Inventareintrag des damaligen Museumsleiters Paul Revellio kam 1942 eine „Vitrine aus Nußbaum (Wilhelminische Zeit)“ in die Altertümersammlung der Stadt. Als Name des Voreigentümers notierte Revellio: „Israel Bloch, Villingen“. Als Kaufpreis werden 70 Mark angegeben. Dahinter steht in gleicher Handschrift, jedoch mit anderer Tinte: „25.6.1951 mit 200 Mark von M. Bloch von neuem gekauft“ – ein Eintrag, der sich auch auf eine zuvor genannte Biedermeier-vitrine bezieht.

Zur Ausstellung „Gleiche Rechte für alle? 200 Jahre jüdische Religionsgemeinschaft in Baden“ recherchierte Anita Auer die aus jüdischem Eigentum stammenden Museumsobjekte. Der Schrank wurde zu einem der wichtigsten Exponate der erfolgreichen Präsentation, denn die Hintergründe des merkwürdigen doppelten Erwerbs führen unmittelbar zur so genannten „Arisierung“ von jüdischem Eigentum, die nach dem Krieg durch Rückerstattung oder Schadenersatz nur zu einem geringen Prozentsatz wieder „gut“ gemacht worden ist. Heinz Lörcher und eine Schülergruppe um Bernd Schenkel hatten schon zuvor die Akten im Stadtarchiv zu den jüdischen Einwohnern Villingens intensiv ausgewertet, so dass sich an der Objektgeschichte sehr anschaulich der staatliche Raub an jüdischem Eigentum während des Nationalsozialismus ablesen lässt.

Mit seinen geschwungenen, leicht barockisierenden Fensterfassungen ist der Schrank ein gehobenes Möbelstück des späten 19. Jahrhunderts. Damit steht er zunächst für den Aufstieg ins Bürgertum, den Michael Bloch, 1891 aus Randegg nach Villingen gezogen, als Inhaber eines 1899 eröffneten Manufakturwarengeschäfts in der Niederen Straße 43 erlangte. Der am 13. März 1863 geborene Kaufmann war verheiratet mit Sofie Schwab (4.4.1866 – 14.6.1922). Die Blochs hatten drei

Kinder. Wie stark sie in der Villingener Gesellschaft integriert waren, lässt sich vor allem daran erkennen, dass der älteste, schon 1928 verstorbene Sohn Julius Ratsherr in der Narrozunft war. Die Tochter Elsa übernahm in den 1920er Jahren das elterliche Geschäft zusammen mit ihrem Mann Rafael Gideon. Die Lebensläufe der Blochs sind typisch für eine Landjudenfamilie, die in die Stadt zog. In Baden war dies seit 1862 mit der vollständigen bürgerlichen Gleichstellung und der damit verbundenen Freizügigkeit uneingeschränkt möglich geworden. Die Zahl der Juden in Villingen war gleichwohl unterdurchschnittlich groß, 1933 waren es 60. Villingen hatte keine eigene jüdische Gemeinde, keine Synagoge und keinen Rabbiner. Die Juden Villingens gehörten zur Gemeinde Randegg und hatten lediglich einen Betsaal in der Gerberstraße 33. Die Stadt gehörte zur jüdischen Gemeinde Randegg, dem Heimatort von Michael Bloch, in dem am Ende des 19. Jahrhunderts über ein Viertel der Bevölkerung jüdisch war.

Michael Bloch wanderte am 25. August 1939 in die Schweiz aus. Daraufhin wurde sein Vermögen „zugunsten des Reichs“ eingezogen – im Rahmen eines Devisenstrafverfahrens. Am 23. und 25. April 1942 wurde der Hausrat im Villingener Franziskaner öffentlich versteigert. Der systematischen Beraubung von Juden im Nationalsozialismus im Zuge eines Ausbürgerungsverfahrens sind in den vergangenen Jahren zahlreiche Studien gewidmet worden.¹ Zwei Aspekte sind dabei unter lokalgeschichtlicher Perspektive besonders aufschlussreich: Mit den Finanz- und Zollämtern waren – neben der Gestapo und dem deutschlandweit tätigen Finanzamt Moabit-West – immer auch die lokalen Behörden in die Vermögensbeschlagnahme einbezogen. Die Finanzämter übergaben die Steuerakten und leisteten Amtshilfe bei strittigen Rechtsverhältnissen. Sie und die Zollämter verwalteten



*Der Glasschrank von Michael Bloch in der Ausstellung „Gleiche Rechte für alle? 200 Jahre jüdische Religionsgemeinschaft in Baden.“
Foto: Franziskanermuseum.*

das sichergestellte Vermögen und führten nach der Bekanntmachung der so genannten „Verfallserklärung“ dessen Versteigerung durch. Das Unrecht wurde in einer klar geregelten Bearbeitungskette rechtsförmig gemacht und durch die Behörden vor Ort gewissenhaft „erfüllt“.

Die Beraubung geschah in aller Öffentlichkeit. Mehr noch: bei der Versteigerung im Villingener Franziskaner konnte die gesamte Bevölkerung zum Profiteur der Enteignung werden. Michael Verhoeven ist in seinem 2008 erschienenen Dokumentarfilm „Menschliches Versagen“ dieser beschämenden Tatsache nachgegangen und wirft die Fragen auf, inwieweit die kollektive Beteiligung am Unrecht die Bevölkerung zu einer Gemeinschaft von Komplizen aus niederen Beweggründen mach-

te und inwieweit das schlechte Gewissen nach 1945 die kollektive Verdrängung und Vertuschung der Verbrechen beförderte.

Auch die Stadt Villingen bereicherte sich aktiv am Eigentum der Blochs. Für die Städtischen Sammlungen wollte man die besten Stücke schon vor der öffentlichen Versteigerung unentgeltlich sichern. Offensichtlich war es der Leiter der Städtischen Sammlungen, Paul Revellio, der für das Museum eine umfangreiche Wunschliste erstellte, die am 8. Oktober 1941 „an den Oberfinanzpräsidenten von Baden, Devisenstelle Überwachungsabteilung“ gesandt wurde.² Der Oberfinanzpräsident bestand jedoch auf einem Kaufangebot. Zwar hatten die Behörden den Hausrat selbstverständlich entschädigungslos eingezogen,

doch gehörte er damit ja dem Reich und musste von der Stadt angemessen vergütet werden. Daraufhin wurde die Wunschliste der Stadt vom Hauptzollamt um Preisangaben in einer Gesamthöhe von 3.752,50 RM ergänzt, was die Raffgier erheblich bremste. Bei einer nochmaligen Besichtigung im Bezirkszollamt in Donaueschingen wählte Revellio nur noch 28 Gegenstände aus. Das Bürgermeisteramt wies am 20. Februar 1942 das Rechnungsamt an, den Kaufpreis dafür in Höhe von 503,50 RM an das mit der Abwicklung betraute Finanzamt Villingen zu überweisen.

Die Neuerwerbungen verzeichnete Revellio im Inventar unter Nennung des Voreigentümers „Israel Bloch“. Seit dem 1. Januar 1939 waren zwar alle männlichen Juden verpflichtet, zusätzlich zum eigentlichen Vornamen den Namen „Israel“ zu tragen, doch die ausschließliche Erwähnung dieses Zwangsnamens befremdet stark, weil Paul Revellio der vollständige Name des angesehenen Kaufmanns selbstverständlich bekannt war. Revellio war ein kundiger Archäologe, Kenner der Villingen

Stadtgeschichte und engagierter Museumsleiter, aber auch aktiv in die (Kultur-)Politik der Nationalsozialisten einbezogen.³

Die Familie Bloch fand in Brooklyn, New York, eine neue Heimat. Von dort aus stellte sie nach dem 2. Weltkrieg einen Wiedergutmachungsanspruch. Am 25.7.1951 einigten sich die Stadt Villingen und die rechtmäßigen Eigentümer: Michael Bloch war bereit, die beiden Schränke zu verkaufen. So erklärt sich, dass Revellio noch einen zweiten Kaufpreis eintragen musste. Die weiteren 26 der Altertümersammlung einverleibten Gegenstände erhielt die Familie zurück. Im Zusammenhang damit steht auch ein letzter merkwürdiger Eintrag im Inventar: „Neu bemalt blau-rot“ verzeichnete Revellio noch. War das eine schamhafte Geste des Versteckens, damit niemand das Möbel der stadtbekanntesten Blochs erkennen sollte? Michael Bloch starb am 5. Juli 1953 in New York. Die Bemalung des Schrankes wurde 1990 wieder abgenommen.

Anmerkungen:

¹ Ein Forschungsüberblick in: Faludi, Christian / Gibas, Monika: Dokumentation der Beraubung – Das Forschungsprojekt „Arisierung“ in Thüringen“, in: medaon.de, Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 3/2008, online unter: http://medaon.de/pdf/A_Faludi-Gibas-3-2008.pdf

² Der entsprechende Briefentwurf vom 6.10.1941 weist eine Korrektur in seiner Handschrift auf. In einem Schreiben vom 7.2.1942 des Bürgermeisteramtes Villingen an das Hauptzollamt Karlsruhe wird die Besichtigung der Gegenstände durch Revellio ausdrücklich erwähnt (SAVS 2.2, Nr. 5212). Insofern ist die Aussage von Annelore Walz zu korrigieren, die meinte, der Erwerb sei „scheinbar ohne Beteiligung des Kustos ... auf Initiative der Stadtverwaltung“ erfolgt (Walz, Annelore: „... unter den kleineren Städten Badens so früh einen so herrlichen Anfang gemacht...“ Die Geschichte der Villingen Altertümersammlung, in: *Schöne Aussichten. Beiträge zum Tourismus und zur kulturellen Identität in Villingen und Schwenningen* (Zwischen Kopfhörer und

Trachtenhaube, Bd.3 = Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Bd. 25), Villingen-Schwenningen 2002, S. 32).

³ So findet sich sein Name 1937 auf der Teilnehmerliste einer Aussprache von 32 Vor- und Frühgeschichtlern mit Alfred Rosenberg, dem „Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ am 9. Juli 1937 in Berlin, bei der es um die Gleichschaltung dieser Wissenschaftsdisziplin im „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“ ging. Archiv des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen, vgl. Schöbel, Günter: Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter, in: *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933 – 1945*, hrsg. v. Leube, Achim (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2), Heidelberg 2002, S. 348, Anm. 111.

Das Kloster Auf Hof bei Neudingen – das Hauskloster der Grafen und Fürsten zu Fürstenberg

Rüdiger Schell

Am östlichen Ortsrand des Dorfes Neudingen, dort, wo in einem ansehnlichen Park heute nur noch die Gruftkirche der Familie zu Fürstenberg, ein Bauwerk aus dem 19. Jh., die Aufmerksamkeit auf sich zieht, stand mehr als 525 Jahre lang ein Frauenkloster von Bedeutung. Seine Geschichte lässt sich entsprechend der Ordenszugehörigkeit der Klosterfrauen in zwei zeitliche Abschnitte unterteilen: Zwischen 1274 und etwa 1565 lebten und wirkten hier Dominikanerinnen, danach – formal ab 1584 – bis zur Säkularisation des Gotteshauses im Jahre 1802/03 beherbergte das Kloster Nonnen, die dem Zisterzienserorden angehörten. Dieses Kloster, von dem heute kaum mehr ein Stein übrig ist, war in seiner Zeit ein kirchlich-monastischer Mittelpunkt auf der Baar. Dass dieses Kloster Auf Hof, später auch Maria Hof genannt, zur traditionellen Begräbnisstätte der Familie Fürstenberg wurde und als Folge davon zu deren Hauskloster aufstieg, das allerdings wurde weitgehend, wenn auch ungewollt, mit verursacht durch die Stadt Villingen und ihre selbstbewusste Bürgerschaft.



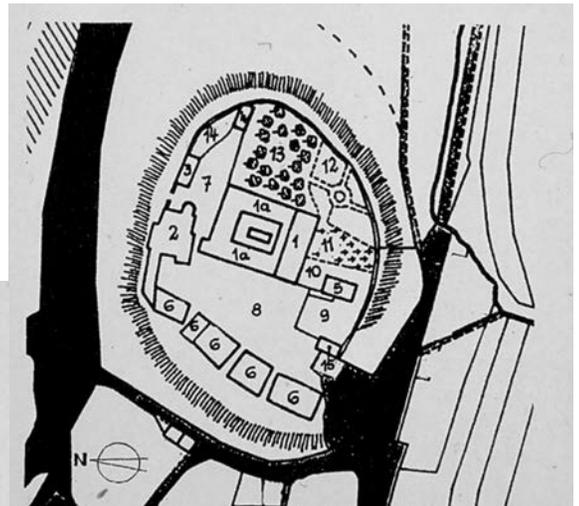
Historische Außenansicht.

Lageplan des Klosters Auf Hof / Maria Hof von 1794.

Von der Klostergründung zur Funktion als Hauskloster

Als 1274 der Konstanzer Bischof Rudolf II. in Absprache mit dem Landesherrn, Graf Heinrich I. von Fürstenberg, Patron der Neudinger Kirche, und Konrad von Herblingen, dem zuständigen Pfarrherrn, die Gründung einer geordneten kloster-

<p>ABBILDUNG 2 DAS KLOSTER MARIA HOF/AUF HOF (nach Osten)</p> <p>Aus der Bannkarte 1794</p>	<p>Legende</p> <p>1 Klosterkirche 1a Klostergebäude 2 Alte Kirche, Bäckerei und Schmiede 3 Altes Klosterhaus (sog. Hühnerhaus) 4 Waschhaus 5 Beichtigerhaus 6 Verwaltung, Scheunen und Stallungen 7 Innerer Klausurhof 8 Klosterhof</p>	<p>9 Krautgarten am Beichtigerhaus 10 Küchengarten 11 Friedhof 12 Garten zur Erholung 13 Baumgarten 14 Krautgarten 15 Torhaus</p> <p>Innerhalb der Klausur: 1-3 (teilweise), 4, 7, 10-14.</p>
---	---	---





Die bischöfliche Urkunde von 1274.

ähnlichen Einrichtung bei Neudingen erlaubte, war in den beiden fast gleich lautenden Urkunden in lateinischer Sprache, ausgestellt am 21. Nov. bzw. 26. Dez. 1274, weder von einer gräflichen Grablege noch von einem Hauskloster die Rede.

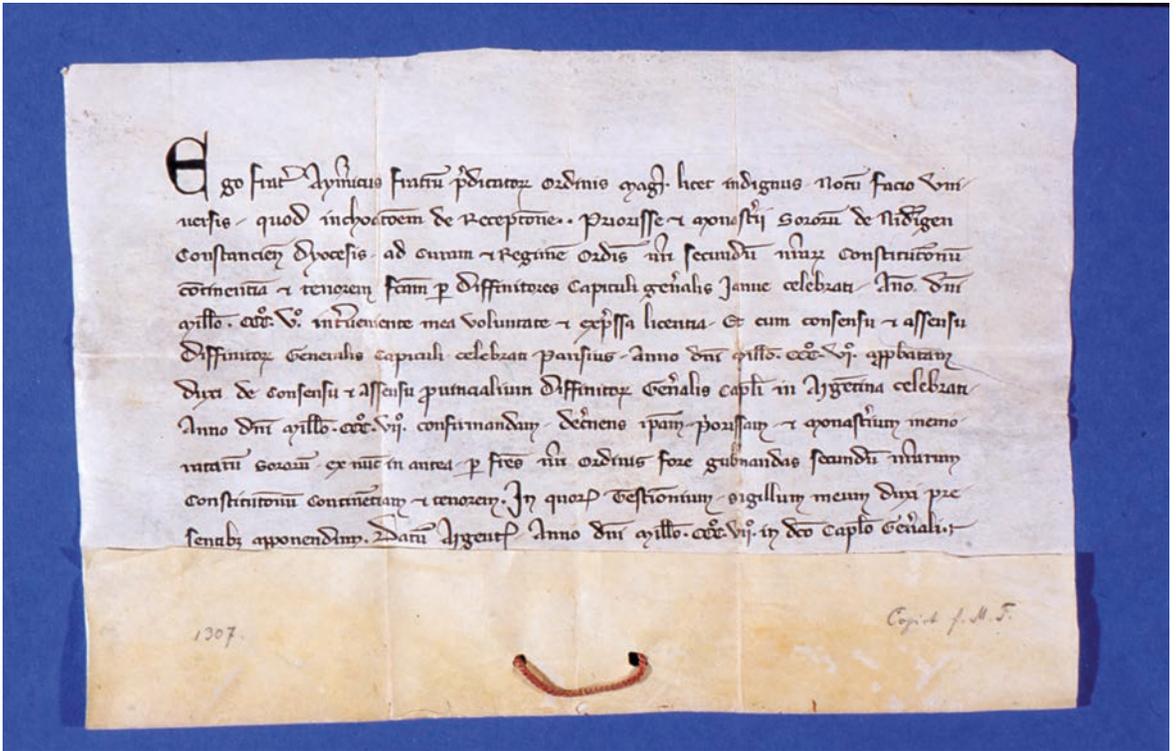
Der Bischof verfügte lediglich, dass die bisher schon bestehende Kapelle „Auf Hof“ (Capella dicta super Curiam), die dem hl. Nikolaus geweiht war, aus der Zuständigkeit der Neudinger Pfarrkirche herausgelöst wurde. Zugleich erlaubte er einer Sammlung von frommen Frauen auf eben jenem Hügel bei Neudingen, wo sich Jahrhunderte zuvor bereits ein karolingischer Königshof, später ein Adelssitz befunden hatte, in unmittelbarer Nähe der Kapelle, ein Gebetshaus und ein Wohngebäude einzurichten. Die „dominae religiosae“ durften dort auch einen Priester als Seelsorger beschäftigen, der sie im Gottesdienst versah, Beichte hörte usw.

Es ging also um die Unterbringung und Versorgung von etwa fünf bis zehn Frauen, die keinem Orden angehörten. Beginen also, die sich einige Jahre zuvor, wie die Neudinger Klosterchronik

„Idea laudabilis“¹ berichtet, zuerst in Allmendshofen, später in Neudingen niedergelassen hatten. Ihnen sollte das neu gegründete Kloster als Heimstatt dienen. 1287 erhielten sie die Augustinerregel verliehen und wurden den Predigern in Rottweil unterstellt; 1305–07 wurden sie in den Dominikanerorden aufgenommen. Mehr war zunächst nicht beabsichtigt. Daran ändert auch die Sprachregelung nichts, mit welcher das Grafenhaus im 15. Jh. den Gründungszweck des Klosters uminterpretierte, nämlich: „umb daz dis closter von unsern vordern gestift ist, unser vordern und wir unser begrebnisse zuo dem selben gotzhuse haben.“² Eine Aussage, die so nicht zutrifft.

Unwiderlegbar ist hingegen die Tatsache, dass Graf Heinrich I. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sich vehement darum bemühte, seine Herrschaft auf der Baar zu festigen. Vorläufig hatte er seinen Grafensitz in die ererbte Burg-Stadt Fürstenberg gelegt.

Insgeheim aber hielt der Graf die Stadt Villingen, die allein im fürstenbergischen Herr-



Inkorporation des Klosters in den Dominikanerorden.

schaftsbereich die Qualität hatte, ein städtischer Mittelpunkt zu sein, als Zentrum seiner Herrschaft wohl für am geeignetsten. Und damit favorisierte er auch Villingen als Standort für eine dauerhafte Begräbnisstätte seiner Familie. Er bestimmte deshalb, dass er und seine Gemahlin Agnes von Truhendingen im Villingener Münster ihre letzte Ruhestätte finden sollten. Ebenso wurden aller Wahrscheinlichkeit nach ihre beiden Söhne, die Konstanzer Domherren Konrad (gest. um 1320) und Gebhard von Fürstenberg an gleicher Stelle beigesetzt.

Allerdings zerschlug sich die Absicht, Villingen zum fürstenbergischen Zentralort mit dem gräflichen Erbbegräbnis zu machen, bereits wenige Jahrzehnte nach dem Tod Heinrichs I. Zwischen den Angehörigen des Grafenhauses und den zur Unabhängigkeit neigenden Villingener Stadtbürgern entstand aus verschiedenen Gründen in jenen Jahren ein, wie wir heute sagen würden, „gestörtes Verhältnis“, das bekanntlich in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts zum offenen Konflikt

zwischen den Grafen und den Bürgern führte und 1326 damit endete, dass Fürstenberg für immer Herrschaft und Einfluss über die Zähringerstadt verlor.

Damit aber stellte sich die Frage nach dem fürstenbergischen Herrschaftsmittelpunkt und der Begräbnisstätte, aber auch nach dem Haus- und Familienkloster neu, zumal ein zweites Ereignis zu Beginn des 14. Jahrhunderts den nun notwendigen Umdenkungsprozess beschleunigte: Durch die Heirat Graf Heinrichs II., des Enkels des Dynastiegründers, mit Gräfin Verena von Freiburg-Badenweiler kam nämlich die umfangreiche Grundherrschaft Wartenberg und damit die ganze Ostbaar zum fürstenbergischen Hoheitsbereich. Damit verschob sich der Herrschaftsmittelpunkt des gräflichen Territoriums nach Osten und somit auf die ländlich strukturierte Baar: Die Stadt-Burg Fürstenberg wurde vom vorläufigen zum endgültigen Machtzentrum des Grafenhauses.

Folgerichtig – und im wahrsten Sinne des Wortes: nahe liegend – war es dann, das Kloster

Auf Hof in unmittelbarer Nachbarschaft zu Burg und Stadt Fürstenberg mit der künftigen Pflege des gräflichen Erbbegräbnisses zu betrauen. Mit dieser Maßnahme Heinrichs II. schon bald nach dem Verlust Villingens lag die Voraussetzung vor, auf der sich das Kloster Auf Hof tatsächlich zum Hauskloster der fürstenbergischen Familie entwickeln konnte. Als der Graf am 14. Dez. 1337 starb, wurde er als erster Fürstenberger in der neuen Begräbnisstätte beigesetzt. –

An dieser Stelle unseres Beitrags scheint es sinnvoll, sich der Institution „Hauskloster“ eingehender zuzuwenden und die allgemeinen Kennzeichen und Funktionen einer solchen Einrichtung zu ermitteln. Sodann bietet es sich an, die besonderen Verhältnisse im Neudinger Nonnenkloster zum Vergleich heranzuziehen und sie an den allgemeinen Kriterien zu messen. Zuerst wird dies für die 300jährige Dominikanerinnenzeit geschehen, danach für die zweihundert Jahre, in denen der



Heutige Gruft-Kirche.

Konvent dem Zisterzienserorden angehörte. Mögliche Unterschiede zwischen den beiden Perioden des Klosters Auf Hof/Maria Hof sind dabei darzustellen.

Das fürstenbergische Hauskloster zur Dominikanerinnenzeit

Obwohl man den Begriff „Hauskloster“ in der Mediävistik schon seit dem 19. Jahrhundert unbezogen gebraucht, wurde er erst in den letzten Jahrzehnten im Rahmen der Adelsforschung näher hinterfragt und fundiert definiert. Seit den Untersuchungen des Freiburger Historikers KARL SCHMID, der sich speziell mit dem Adel im frühen und hohen Mittelalter befasste, gilt allgemein die Maxime, dass am Beginn von Herrschaftsbildung adliger Geschlechter das Begriffspaar Burg und Kirche – mit anderen Worten: Stammburg und Hauskloster – als grundsätzliches Entwicklungsphänomen in Erscheinung tritt.

Dabei erfolgte die Gründung des Hausklosters zumeist in der Zeit, in welcher eine Adelsfamilie vom bisherigen Stammsitz, der in der Regel eine Niederungsburg war, vor allem aus Repräsentations- und Sicherheitsgründen auf eine Höhenburg umsiedelte, die danach der neuen Dynastie den Namen gab. Das Familienkloster fand häufig in der verlassenen (alten) Burganlage, zumeist in geographischer Nähe zum neuen Herrnsitz, seinen Platz und verpflichtete sich, die Memoria der Adelsfamilie, das Andenken an die verstorbenen Familienmitglieder, zu pflegen, wodurch sich das betreffende Adelshaus sein dynastisches Bewusstsein schuf, zumal „man die Gründung des Hausklosters als einen wesentlichen Schritt bei der Formierung eines Adelsgeschlechtes“³ ansehen darf. Entsprechende Vorgehensweisen im 11. und 12. Jh. sind zahlreich und lassen sich, z.B. bei den Staufern, den Welfen, den Wittelsbachern und etlichen anderen Adelshäusern, nachweisen.

Wie leicht zu bemerken ist, passt die obige grundsätzliche Definition im Wesentlichen auch auf die Kombination von fürstenbergischer Stammburg und zugehörigem (Haus)Kloster Auf Hof, nämlich: Die Verlegung des Herrnsitzes durch Heinrich I. auf den Fürstenberg, die Benen-

nung der „neuen“ Familie aus altem Adel nach diesem Berg, die Gründung des Klosters Neudingen in Sichtweite des gräflichen Machtzentrums, die Begründung der fürstenbergischen Begräbnistradition in diesem Kloster – all das entspricht den einschlägigen Forschungserkenntnissen.

Ein weiteres Kriterium trifft für das Kloster Auf Hof ebenfalls zu, nämlich dass Hausklöster häufig ein oder mehrere Angehörige der betreffenden Familie als Gründer vorweisen können. Dass bei der Ersterwähnung unseres Klosters, wie erinnerlich, Bischof Rudolf von Konstanz federführend im Vordergrund steht, widerspricht dem nicht. Denn die beiden Urkunden von 1274 halten ja nicht eine Klostergründung mit einer feierlichen Gründungszeremonie durch den oder die Stifter fest, sondern sie beinhalten lediglich eine Exemtation durch die Konstanzer Bischofskanzlei, also eine Art sachliches Tagesgeschäft.

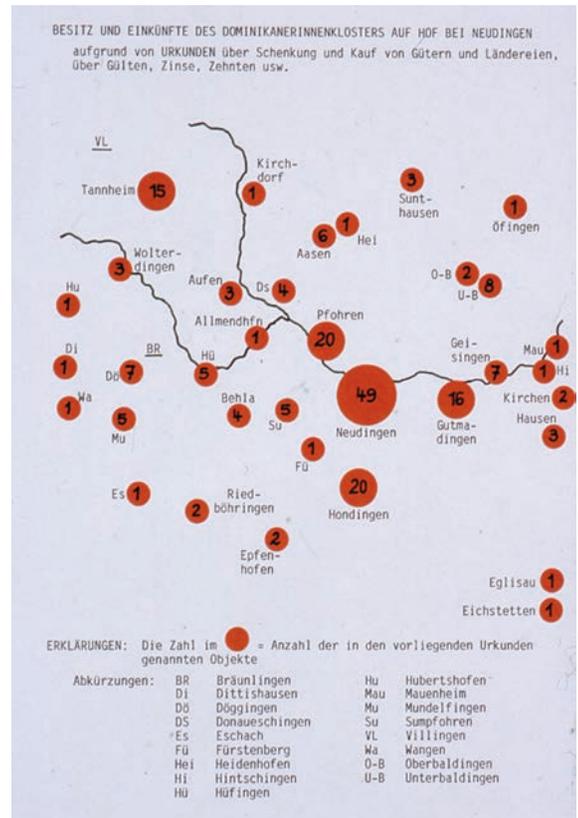
Bei genauerer Betrachtung der Quellen wird jedoch deutlich, dass das Haus Fürstenberg bei der Entstehung des Neudinger Gotteshauses an entscheidender Stelle mitwirkte. Vor allem ist Graf Heinrich I. als eigentlicher Initiator der Klostergründung zu nennen, worauf sowohl mehrere urkundliche Belege als auch – expressis verbis – die bereits erwähnte Klosterchronik hinweisen. Beteiligt war wohl auch Heinrichs Gemahlin Agnes, die mit dem Eintrag im Neudinger Anniversarienbuch⁴ zum 5. Jan.: „Domina Agnes priorissa. Stifterin dis closters“, gemeint sein dürfte.

Die Tatsache, dass Graf Heinrich 1274 das in seinem Besitz befindliche Gelände Auf Hof und die (wahrscheinlich) noch vorhandenen Gebäude des ehemaligen Königshofes dem neuen Kloster großzügig überließ, zeigt ebenfalls das große Interesse des Grafenhauses an der Klostergründung. Dies wird zudem unterstrichen durch die fürsorgliche Haltung gegenüber den Beginen und die tätige Hilfe bei der Suche nach einem betreuenden Mönchsorden für die Frauensammlung. Dies insgesamt legt sogar die Vermutung nahe, dass unter den „frommen Frauen“, die von den Gründungs-urkunden 1274 erwähnt werden, mindestens eine Person war, die dem Grafenhaus angehörte oder ihm nahe stand.

In die Verbindung von Herrschaftsbildung und Klostergründung passt auch die Tatsache, dass Hausklöster, vor allem in den Jahrzehnten unmittelbar nach der Gründung, durch Angehörige der Gründerfamilie eine großzügige materielle Ausstattung erfuhren. Das fürstenbergische Grafengeschlecht stellt hier ein beredtes Beispiel dar.

Nach den bereits genannten Zuwendungen im Entstehungsjahr folgten die Schenkung der Neudinger Mühle 1299 und die Überlassung von Kirchensatz und Brühl zu Gutmadingen 1341 aus gräflichem Besitz. Dazwischen finden sich günstige Güterverkäufe an den Konvent, wie etwa beim gräflichen Maierhof zu Aasen 1299 und beim Kelnhof zu Neudingen samt dem dortigen Kirchensatz 1303.

In diesen Jahren konnten die Klosterfrauen auch etwa 15 Schenkungen an Gütern und Ländereien entgegennehmen und rund zehn Güterkäufe selbst



Besitz und Einkünfte.

tätigen, die zumeist in Neudingen (ein gutes Dutzend Objekte), Hondingen (u. a. der Maierhof), Gutmadingen, Pföhren und (Ober-/Unter-) Baldingen, aber auch in Tannheim und Döggingen lagen. Bei den Stiftern bzw. Verkäufern handelte es sich vorwiegend um Gönner aus dem niederen Adel, häufig waren es fürstenbergische Ministeriale. Immerhin gehörten zum Besitz des Klosters in der Mitte des 14. Jahrhunderts nahezu 50 Güter und Höfe und eine weitere Mühle (die Wildenmühle), wozu noch Waldbestand im Pfaffental und an der Länge, aber auch das Habseck, ein 25 ha großes Waldstück bei Hubertshofen, kamen.

Bemerkenswert ist, dass die Grafen bei diesen Veräußerungen – sei es aus eigenem oder privatem Besitz von Gönnern des Klosters – durchweg auf ihre Rechte als Lehensherren verzichteten, sodass die Klosterführung über dieses neue Eigentum frei verfügen konnte.

Der hierdurch entstehende fast exterritoriale Sonderstatus, den „das Closter ze Nidingen Uffen Hove predier ordens“⁵ innerhalb des fürstenbergischen Territoriums somit erhielt, wurde noch verstärkt durch das gräfliche Privileg vom 13. Jan. 1299. Darin entband das Grafenhaus das Kloster und den gesamten Klosterverband, die Ordensfrauen und alle sonstigen zum Kloster gehörigen Personen, von jeder Dienstpflcht und Abgabeforderung. Die Grafen gaben außerdem alle bestehenden Verpflichtungen und Rechte auf, die ihnen auf Personen oder Güter des Klosters zustanden⁶. Ohne Zweifel handelt es sich hier um sehr großzügige und weit reichende Zugeständnisse, die die Grafenfamilie dessen ungeachtet am 14. Nov. 1443 nochmals bestätigte. Dabei wurden die Klosterfrauen hier an die Pflicht des memorialen Ahnengedenkens und die Pflege des gräflichen Erbgebärnisses in Neudingen besonders erinnert⁷.

Natürlich erfolgte diese generöse Haltung des Hauses Fürstenberg und vieler anderer Adelshäuser gegenüber ihren Hausklöstern nicht nur aus Familiensinn oder Religiosität. Ohne Zweifel steckte hinter diesem Verhalten ein gerüttelt Maß an machtpolitischem Kalkül. Die Grafen von Fürstenberg hatten sich mit Blick auf ihre Herrschaftssicherung von Anfang an und ohne Einwand von

irgendeiner Seite das Amt der Kastvögte über das vom Dominikanerorden betreute Frauenkloster gesichert. Sie besaßen damit die Aufsicht über die Wirtschaftsführung und das Finanzgebaren auf Hof. Beiläufig ist festzustellen, dass sie – trotz der Rechtsverzichte im gräflichen Privileg von 1299 – in „ihrem“ Kloster gewohnheitsmäßig und unwiderrprochen Herrschaftsrechte ausübten, „wie sie für diese Epoche intensiver kaum denkbar sind“⁸. Die Kastvogtei aber, die stärkste rechtliche Bindung, stand zunächst weitgehend im Hintergrund und beschränkte sich auf Fürsorge und Schutz.

Erst nach 1400, mit dem allgemeinen Bestreben der Territorialherren, ihre Landeshoheit auszubauen, begann sich das bisherige Verhalten zu ändern. Auch die Grafen von Fürstenberg, namentlich Heinrich IV., waren nun bestrebt, die Rechte, die zur Kastvogtei gehörten, ausdrücklich zu betonen und nach und nach zurück zu erwerben. Dementsprechend häuften sich im 15. und 16. Jh., besonders nach Beginn der Reformation, die Eingriffe der Territorialherren in die Kirchenpolitik und ins Klosterleben. In den fürstenbergischen Ländern war es vornehmlich Graf Friedrich II., der sich bemühte, seine landesherrlichen Interessen auch in den Klöstern, so auch in Neudingen, durchzusetzen, indem er sich seiner Rechtsposition als Kastvogt (Advocatus) bediente. Das ging soweit, dass er mit der Zeit die gesamte Organisation und Wirtschaft der Klöster in seinem Machtbereich kontrollieren ließ, aber auch in seelsorgerische und liturgische, und ebenso in personelle Fragen eingriff: Nunmehr bedeutete die Kastvogtei für den Landesherrn Macht und Einfluss.⁹

Ein oft angewandtes Kriterium zur Prüfung, ob eine monastische Einrichtung als Haus- und Familienkloster bezeichnet werden kann oder nicht, und wie eng dieses Gotteshaus mit seiner Gründerfamilie verbunden war, besteht in der Beobachtung, wie viele Personen aus der Adelsfamilie dem Konvent des Klosters über die Jahrhunderte hin angehört haben. Im Falle des Klosters Auf Hof bei Neudingen heißt das: Wie viele Frauen aus der fürstenbergischen Grafenfamilie waren in den 300 Jahren der Dominikanerinnenzeit Klosterfrauen in Neudingen?

Das Ergebnis: Aus der Grafenfamilie stammten während dieses ersten Abschnitts der Klostergeschichte insgesamt 11 bzw. 12 Gräfinnen, eine beachtliche Zahl. Davon nahmen acht oder neun als junge Novizinnen den Schleier, die restlichen drei hatten als Witwen und gewesene regierende Gräfinnen im Neudinger Kloster ihren Alterssitz¹⁰.

Die ersten Grafentöchter traten bezeichnenderweise um 1340 in das Kloster Auf Hof ein, also nur wenige Jahre nach dem Zeitpunkt, als das Neudinger Gotteshaus als Erbbegräbnisstätte des Grafenhauses eine wesentliche Aufwertung erfahren hatte. Danach gehörte fast in jeder Generation bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts mindestens eine Gräfin zum Konvent Auf Hof. Zwei der gräflichen Konventualinnen, nämlich Martha (nach 1340), die Schwester Graf Heinrich II., und Anna (um 1390), die Tochter Heinrichs III., standen dem Konvent als Priorinnen vor. Ob Agnes von Truhendingen, die „Domina Agnes priorissa“ im Neudinger Jahrbuch, tatsächlich das Priorat innehatte oder die Bezeichnung „priorissa“ lediglich als Ehrentitel für die Witwe des Klostergründers gedacht war, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Die Gründe, weshalb sich rund ein Dutzend weiblicher Angehöriger des Grafenhauses für den Klostereintritt in Neudingen entschied, waren sicherlich vielfältig und von Fall zu Fall verschieden. Für einige der gräflichen Frauen erschien dieses Kloster schlichtweg als der geeignete Ort, um ein Leben in Frömmigkeit, Entsagung und Buße zu führen. Schließlich lag es in unmittelbarer Nachbarschaft zum Elternhaus, zur Stammburg des Geschlechts, und war damit ein bleibendes Bindeglied zur eigenen Familie. In dem einen oder anderen Fall mag das „Hauskloster“ lediglich als Versorgungseinrichtung für eine unverheiratete Tochter oder, wie dargelegt, als Witwensitz einer Gräfin gedient haben. Graf Wolfgang von Fürstenberg benutzte das Kloster sogar als Erziehungseinrichtung, indem er 1505 seine beiden sechs- bzw. vierjährigen Töchter Beatrix und Clara Anna den Neudinger Nonnen zur Erziehung übergab, bevor sie 1514 gemeinsam nach dem Willen ihrer Eltern Klosterfrauen wurden.

Einen für den gläubigen mittelalterlichen Menschen wichtigen Vorteil bot das Neudinger Kloster den gräflichen Klosterfrauen überdies: das Bewusstsein, in diesem Kloster das Gebetsgedenken für die verstorbenen Ahnen zu pflegen und damit deren Seelenheil zu sichern.

Damit rückt die mittelalterliche Memorialkultur in den Fokus, das Totengedächtnis nämlich, dessen Pflege zu einer der wichtigsten Aufgaben eines Hausklosters wurde. Dieses Gebetsgedenken für die verstorbenen Verwandten hat eine lange Tradition; seit dem 13. Jh. war damit für den gläubigen Christen zudem die Vorstellung verbunden, dass Fürbitte und fromme Werke für einen Verstorbenen, der, mit zeitlicher Sündenstrafe belegt, im Fegefeuer auf seine Läuterung wartet, dessen weiteres Schicksal im Jenseits positiv beeinflussen könnten¹¹. Die Feier am Jahrtag (meist Sterbetag) eines Toten war am Ende des Mittelalters ein fester Bestandteil im Alltag der (besser gestellten) Bevölkerung.

Jahrzeitfeiern mit Seelmessen, Vigilien und Gebeten gaben den Gläubigen, die zumeist schreckliche Kriegszeiten, Pest, Not und tiefe Angst durchlebt hatten, über den Tod hinaus Trost und Hoffnung. Für Jahrzeiten war man – zumal in der begüterten Schicht und vorweg bei den großen Adelsgeschlechtern – durchaus bereit, ansehnliche „ewige“ Stiftungen zu tätigen, teilweise in Form von Gütern und Liegenschaften, teilweise als reichhaltige Gülten in Geld oder Naturalien. Begehrt waren vor allem Jahrtage, die in Klöstern von Nonnen oder Mönchen, die hierfür besonders geeignet erschienen, gefeiert wurden. Jahrtagsgedächtnisse, gleichsam als Jenseitsvorsorge, breiteten sich jedenfalls immer mehr aus.

Die Grafen von Fürstenberg bevorzugten im bewussten Zeitraum (Dominikanerinnenzeit) das Kloster Auf Hof als zentralen Ort ihres Gebetsgedenkens. Bis ca. 1565 sind 41 Jahrtagsstiftungen (21 für männliche, 20 für weibliche Familienmitglieder) ins Neudinger Jahrbuch eingetragen. Für die geistlichen Leistungen, welche der Konvent für die Totenmemoria erbrachte, stellten die Grafen und Gräfinnen auch ein besonderes Stiftungsgut aus Gütern, Gülten und Jahres-

erträgen bereit. Die Frauen im Kloster Auf Hof erfüllten die Erwartungen der Schirmherrschaft offensichtlich zur vollen Zufriedenheit.

Den wichtigsten Aspekt der Memorialverpflichtung aber bildet die Pflege des Erbbegräbnisses. Darin besteht unbestritten die Hauptfunktion eines adligen Haus- und Familienklosters. Hier zeigt sich neben einer religiösen Grundhaltung, neben Verwandtschaftspflege und Erinnerung an die Ahnen auch die Hoffnung der (lebenden) Stifter auf das eigene Weiterleben nach dem Tod. Zugleich aber diente diese Einrichtung auch der Selbstdarstellung der adligen Stifterfamilie. Hiermit konnte man sich von niedrigeren Ständen abgrenzen, mit der Familiengrablege ließ sich auch adlige Standesqualität demonstrieren.

Seit 1337 – und dies bis ins 21. Jahrhundert – bestand und besteht auf dem geschichtsträchtigen Boden des Neudinger Klosters die Erbbegräbnisstätte der fürstenbergischen Dynastie. Es ist davon auszugehen, dass während der Zugehörigkeit des Klosters zum Predigerorden insgesamt 28 gräfliche Familienangehörige (22 davon nachweisbar oder höchst wahrscheinlich; sechs weitere vermutlich) im Klosterbezirk Auf Hof ihre letzte Ruhestätte fanden¹². Das ist eine extrem hohe Zahl, welche die starke innere Verbundenheit, die enge Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder über Generationen und geschichtliche Epochen hinweg zeigt. Hier ruhen bis ins 16. Jh. fast alle regierenden Grafen und die meisten ihrer Ehefrauen, hier wurden die meisten weiblichen Nachkommen der Grafen, die als Nonnen im Kloster Auf Hof lebten, bestattet. Hierher überführte man auch, oft über Hunderte Kilometer, jene Söhne, die auf einem der vielen europäischen Schlachtfelder gefallen waren.

Das letzte Kennzeichen für ein adliges Hauskloster bilden Grabdenkmäler im Rahmen des klösterlichen Totengedenkens. Sie erinnern vor allem an jene Personen des Geschlechts, die Schicksalhafter erlitten oder Herausragendes geleistet haben. In der Klosterkirche Auf Hof befand sich beispielsweise bis zum Brand von 1852 ein Grabmonument, das aus zwei im Abstand von 60 cm übereinander befestigten Grabplatten mit Liegefiguren gefertigt war und offenbar dem

Andenken der beiden Grafen Heinrich II. und Heinrich III., den Begründern der Begräbnis-tradition im 14. Jh., galt. Der Neudinger Chronist Martin Antoni Arres nennt es etwas euphorisch das „hochfürstliche Fürstenberger Mausoleum“.

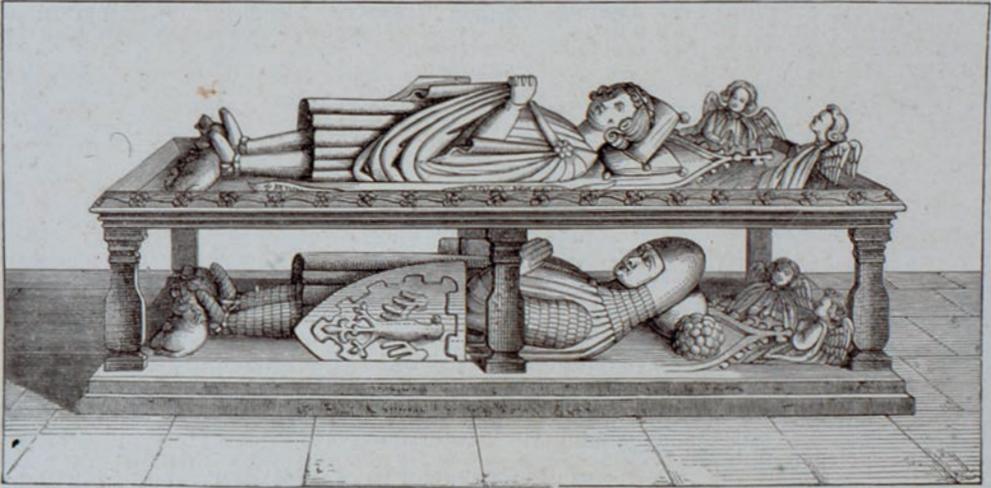
Zudem gab es in der alten Klosterkirche vier Totenschilder, die nach 1855 in die heutige Grabkirche übernommen wurden und noch unbeschädigt erhalten sind. Sie erinnern an vier Grafen des 15. und 16. Jahrhunderts, deren Schicksal bemerkenswert war: nämlich an Johann aus der Geisinger Linie, der 1443 im Turnier in Stockach den Tod fand; an Heinrich VII., der 1499 als kaiserlicher Feldmarschall im sog. Schweizer- oder Schwabenkrieg gegen die Eidgenossen fiel; an Graf Wolfgang (gest. 1509), eine Lichtgestalt der gräflichen Hausgeschichte, und zuletzt an Heinrich VIII., den Neubegründer des Klosters Auf Hof/Maria Hof.

Sowohl das oben erwähnte Doppel-Grabmal wie die vier Totentafeln, alle ausgestattet mit dem fürstenbergischen Wappen gleichsam als optischem Signal, dienten primär der Verpflichtung zum Gebetsgedächtnis, demonstrierten aber zugleich auch mit Stolz ein Stückweit Selbstwertgefühl und Ebenbürtigkeit mit anderen adligen Familien.

Soviel zu den Funktionen des fürstenbergischen Hausklosters Auf Hof während der Dominikanerinnenzeit. Die Klostersgeschichte selbst bietet zwischen 1274 und ca. 1565 eine wechselvolle Entwicklung. Die frühe Blütezeit, die u. a. geprägt war von großem Zulauf religiös begeisterter Frauen – der Konvent wuchs damals auf etwa 45 Klosterfrauen an –, fiel bereits in die ersten siebenzig Jahre seines Bestehens.

Nach 1350 überwogen dann längere Zeiträume mit tiefer Armut und existentieller Not. Dies findet sowohl in einer Bulle Papst Klemens VI. 1344 und dem päpstlichen Ablassbrief von 1362, als auch in einem bischöflichen Erlass 1413 – alle drei veranlasst, um die Verhältnisse Auf Hof zu lindern – seinen Niederschlag. Erst Mitte des 15. Jahrhunderts, während des Priorats der Agnes von Almshofen, normalisierte sich die allgemeine Lage. Auch die Beziehungen zur gräflichen Familie, die sich zeitweilig merklich abgekühlt hatten, wurden wieder

1337, Dez 14.



210. † ANNO. DOMI. M^o. CCCXXX^o. VII. OBIT. COMES. HAINRICVS. DE. FVRSTENBERC. XIX. KL. IANVARI. CRASTINA. LVICIE.

Anno domini 1337 obiit comes Hainricus de Fvrstenc 19. kalendas Januarii crastina Lvcie').

Doppel-Grabmal zu Ehren der Grafen Heinrich II. und III.

enger. Dabei gewann der Einfluss der Grafen immer mehr an Gewicht. Und um 1480 erreichten auch die landesweit angelegten Reformen des Predigerordens das Neudinger Kloster.

Nach Beginn der Reformation ließ die allgemei-

ne Geschäftigkeit in der klösterlichen Verwaltung und Wirtschaft und ebenso das religiöse Wirken allmählich nach: In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts ging die Zahl der Nonnen auf zehn zurück und um 1560 lebten gerade noch zwei



Vier Totenschilder.

Dominikanerinnen in der Klosteranlage. Graf Friedrich II. von Fürstenberg und seine Beamten griffen immer offener in die Geschicke des Gotteshauses ein. Das Kloster Auf Hof stand unmittelbar vor seinem Untergang.

Auf Hof / Maria Hof zur Zeit der Zisterzienserinnen

Zwei Ereignisse verhinderten die Auflösung: Zum einen starb 1559 Graf Friedrich II., und sein Sohn und Nachfolger in der Baarer Linie, Graf Heinrich VIII., verfolgte kirchenpolitisch andere Ziele als sein Vater. Schon bald nach seinem Regierungsantritt äußerte er die Absicht, das Neudinger Kloster wiederzubeleben.

Und zweitens fanden sich 1562 neun Klosterschwestern in der Landgrafschaft Baar ein, die aus Lauingen geflohen waren. Ihr bisheriges Kloster St. Agnes lag im Fürstentum Pfalz-Neuburg, dessen Pfalzgraf dem protestantischen Bekenntnis anhing und das Kloster auflösen wollte. Diese Nonnen, Zisterzienserinnen, suchten um Aufnahme in dem nahezu leer stehenden Klostergebäude Auf Hof nach.

Heinrich VIII. unterstützte dieses Ansinnen, zumal 1570 die letzte Dominikanerin in Neudingen verstarb und der Dominikanerorden seit Jahren seiner Fürsorgepflicht im Kloster nicht mehr nachgekommen war. Hartnäckig betrieb der Graf in den nächsten beiden Jahrzehnten die Umwandlung des Neudinger Klosters in ein Haus der Zisterzienser. Er schaltete hierfür sogar den Generalbevollmächtigten der Zisterzienser in Cîteaux ein und bat die Äbte von Salem und Tennenbach um Hilfe. Schließlich wurden zwei erfahrene Nonnen aus dem Kloster Lichtental, im Einvernehmen mit der dortigen Äbtissin, als Führungskräfte nach Neudingen entsandt und hier als Priorin und Subpriorin eingesetzt. 1578 versuchte Graf Heinrich den Neubeginn im Kloster Auf Hof noch dadurch zu beschleunigen, dass er es formal dem Zisterzienserorden übergab.

Doch auch danach zog sich die Angelegenheit noch jahrelang hin. Erst Papst Gregor XIII. klärte die Verhältnisse, indem er in einer Bulle an Graf Heinrich VIII. von Fürstenberg am 1. Juli 1584

u. a. das Kloster Auf Hof dem Zisterzienserorden anvertraute. Zugleich wurde das Neudinger Kloster mit dem Prädikat „Maria“ ausgezeichnet, weshalb es sich künftig „Maria Hof“ nennen durfte¹³.

Damit war der Ordenswechsel vollzogen. Es ist nicht zu leugnen, dass sich Heinrich von Fürstenberg um die Wiederbelebung des Neudinger Klosters verdient gemacht hat: die Quellen weisen ihn mit Recht als den zweiten Gründer des Gotteshauses aus. Dass seine Motive hierbei nicht nur religiöser Überzeugung entsprangen, sondern auch machtpolitischer Natur waren, zeigt sein Verhalten bei Aufbau und Neuordnung des neuen Konvents unmittelbar nach 1584.

Der Konvent des Neudinger Klosters bestand mittlerweile aus (etwa zehn bis zwölf) Klosterfrauen, die sich jeweils einem von drei Klöstern verpflichtet fühlten: Zum einen lebten noch vier Frauen, die ehemals aus Lauingen zugezogen waren; die zweite Gruppe bildeten die Konventsmitglieder, die nach ihrem Noviziat auf Neudingen Profess abgelegt hatten. Hinzukamen die zwei aus Lichtental entsandten Klosterfrauen (u.a. Sara Bayer, jetzt Priorin Auf Hof), welche als kleinste Einheit einen schweren Stand hatten. Diese drei Gruppierungen standen sich in der ordensfreien Zeit vor 1584 weitgehend feindselig gegenüber und arbeiteten nicht nur in Verwaltungs- und Geldangelegenheiten gegen einander, sondern auch in Fragen, die die Regeln ihres Ordens betrafen¹⁴. „(Dem) ursprünglichen Ordensgeiste folgte im Kloster Maria Hof (zu dieser Zeit) eine tief greifende Verweltlichung und Entfremdung.“¹⁵

Hier glaubte Graf Heinrich nach der Neugründung des Klosters eine Möglichkeit zu sehen, als weltliche Obrigkeit und Kastvogt gezielt einzugreifen zu können, um die klösterlichen Belange, auch im religiösen Bereich, nach seinen Vorstellungen zu regeln. Damit aber war der künftige Konflikt mit den neuen zisterziensischen Visitatoren des Neudinger Klosters, den Äbten (Reichsprälaten) von Salem, vorprogrammiert. Abt Christian II. vertrat, getreu den Regeln seines Ordens, unmissverständlich die Auffassung, dass weltliche Instanzen die unabhängige Entwicklung

des neuen Zisterzienserinnenklosters in keiner Weise einengen durften.

Die – infolgedessen – gespannte Atmosphäre war wohl auch der Grund dafür, dass sich die Einsetzung der ersten Äbtissin auf Maria Hof bis 1591 hinzog, obwohl Priorin Sara, die bisherige Vorsteherin, bereits 1586 gestorben war. In einem Schreiben vom 27. Jan. 1591 an Heinrich von Fürstenberg erklärte Abt Christian, im Einvernehmen mit dem päpstlichen Nuntius Octavius, nochmals kategorisch, dass gemäß den Regeln des Zisterzienserordens allein ihm und der von ihm anerkannten Äbtissin die Entscheidung über Administration, Rechnungslegung, Einrichtung der Klosterklausur, Bestellung von geistlichen und weltlichen Personen und dgl. zusteht¹⁶.

Danach erfolgte gegen Jahresende, nämlich am 11. Dez. 1591 die Einsetzung der Klosterfrau Amalia Renner, bisher Subpriorin in Friedenweiler, als erste Äbtissin des Zisterzienserinnenklosters Maria Hof durch den Salemer Abt – nach vorausgegangener kanonischer Wahl, wie Abt Christian II. ausdrücklich betonte. Graf Heinrich, der bei der personellen Auswahl lediglich am Rande mitwirken durfte, machte gute Miene, gab sich, wie es schien, zufrieden und stimmte dem Vorgang zu.

Indessen ist festzustellen: Die Missstimmung zwischen der Gründerfamilie und dem Kloster blieb insgeheim bestehen und trat bis zur Auflösung von Maria Hof 1803 immer wieder zutage. Die Grafen, in Erinnerung an das gute Verhältnis zum Dominikanerinnenkloster und an die vielen Möglichkeiten dort mitzugestalten, konnten sich mit der neuen Situation, welche die weltliche Obrigkeit weitgehend ausschloss, nie anfreunden. So war zum Beispiel bis weit ins 18. Jh. hinein jede Wahl einer Äbtissin von oft kleinen Protesten der fürstenbergischen Verwaltung begleitet.

Die Bestrebung der Zisterzienser, in ihren Klöstern über ein hohes Maß an Freiheit und Unabhängigkeit von weltlicher Herrschaft zu verfügen, veränderte somit auch in Neudingen die Machtstrukturen. Hatte zur Dominikanerinnenzeit im Hauskloster Auf Hof der Kastvogt aus dem Grafenhaus letztlich das Sagen, so war dessen

Einfluss jetzt stark beschnitten. Die Entwicklung im Kloster Maria Hof hing fortan überwiegend vom Placet des Abts von Salem als zuständigem zisterziensischem Visitor ab, der zugleich Reichsprälat war und die führende Stellung unter den südwestdeutschen Zisterziensern innehatte.

Dass die geschilderte Veränderung sich – zumindest partiell – auch auf die frühere enge Bindung zwischen dem Haus Fürstenberg und dem Hauskloster auswirken würde, war zu erwarten. In welchem Umfang dies bei den einzelnen Kriterien, die ein Hauskloster ausmachen, der Fall war, soll hier abschließend aufgezeigt werden.

Zum Hauskloster gehörte früher, wie eingangs aufgezeigt, eine großzügige Ausstattung durch den (Wieder)Gründer, hier also durch Graf Heinrich von Fürstenberg oder ein Mitglied seiner Familie. Dies umso mehr, als das Kloster Auf Hof in der zwanzigjährigen Übergangszeit weitgehend heruntergekommen und verwahrlost war und rasche Hilfe Not tat. Die Quellen berichten von einer katastrophalen Wirtschaftslage, die sich während des Dreißigjährigen Krieges noch verschärfte und auch während der Einfälle französischer und bayrischer Truppen in den Kriegen Ludwigs XIV. anhielt. Zeitweilig geriet das Kloster durch Kontributionen und Übergriffe marodierender Truppen an den Rand des Zusammenbruchs. Unterstützung von Seiten der Grafenfamilie, deren Wohlstand im Dreißigjährigen Krieg ebenfalls erheblich zurückgegangen war¹⁷, oder Schenkungen des heimischen niederen Adels blieben jetzt meist aus.

Das Verhältnis zwischen der gräflichen Familie und dem Kloster war zudem seit dem dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts durch finanzielle Streitigkeiten belastet. Offensichtlich hatte Maria Hof den Grafen von Fürstenberg vor 1620 erhebliche Geldmittel ausgeliehen. Infolge unklarer Zuständigkeiten nach der Teilung der Landgrafschaft Baar 1620 und wegen der allgemeinen Belastungen und wirtschaftlichen Nöte durch die Kriegszeiten konnte die gräfliche Verwaltung diese Außenstände nicht zurückzahlen. Die ausbleibende Rückzahlung brachte das Kloster zusätzlich in höchste Existenznot, zumal sich die Sache über Jahrzehnte hinzog. Ob die Angelegenheit 1677,

wie Äbtissin und Konvent beabsichtigten, auch Kommissaren des Kaiserlichen Reichskammergerichts in Speyer zur Kenntnis kam und wie diese darauf reagierten, ist nicht belegt. Immerhin entspannte sich die Notlage der Klosterfrauen nach dieser Zeit allmählich.

Der Neubau der Klosteranlage Auf Hof im zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde dann durch das Haus Fürstenberg wieder stärker gefördert. Auf Ganze gesehen flossen die Gelder jedoch weit weniger als im ausgehenden Mittelalter. Auch der sog. Eventual Rezess von 1714, ein Vergleich, der das getrübt Verhältnis zwischen dem Zisterzienserinnenkloster Maria Hof und dem Haus Fürstenberg endlich normalisieren sollte, beschrieb die materiellen Verpflichtungen der weltlichen Herrschaft eher sparsam¹⁸. Demgegenüber kam allerdings das Reichsstift Salem dem Neudinger Gotteshaus beim Kloster- und Kirchenbau um 1720 und danach mit hohen Geldbeträgen zu Hilfe, wodurch Salem seinen Einfluss zusätzlich verstärkte¹⁹.

Auch die Begeisterung fürstenbergischer Töchter für das Neudinger Kloster blieb nach 1584 aus: Im krassen Gegensatz zur Dominikanerinnenzeit legte im Zisterzienserinnenkloster kein weibliches Familienmitglied des Grafen- bzw. Fürstenhauses mehr Profess ab. Warum das Kloster Auf Hof seine Anziehungskraft auf die Frauen der Adelsfamilie eingebüßt hatte, ob die gespannten Beziehungen zum Hauskloster oder die Lebensverhältnisse und der Zeitgeist im Barockzeitalter daran schuld waren, lässt sich nicht eindeutig belegen.

Zeigte also die fürstenbergische Seite wegen der Spannungen in der Ära der Zisterzienser eine gewisse Zurückhaltung, so erfüllte das Hauskloster seine religiösen Pflichten in der Memoria-Pflege des Adelshauses im gewohnten Umfang. Das Gebetsgedenken, also Jahrtagsfeiern, Seelgerätsstiftungen u. ä., nahmen fast genauso viel Raum ein wie zu Zeiten des alten Ordens. Die einschlägigen Quellen weisen bis 1770 insgesamt 22 neue Jahrzeiten für fürstenbergische Familienangehörige aus, wobei für die restlichen Jahre nach 1770 bis zur Auflassung des Klosters noch vier weitere Jahrtagsstiftungen anzunehmen sind.

Auch die Funktion des Neudinger Klosters als Erbgrablege des Fürstenhauses blieb in der Zeit der Zisterzienserinnen – trotz der Irritationen – bestehen: Es wurden in diesen fast 220 Jahren nachweislich 19 oder 20 Angehörige der fürstenbergischen Familie in Maria Hof beigesetzt. Diese Zahl dokumentiert, dass das Erbbegräbnis in Neudingen auch in der zweiten Phase der Klostergeschichte nur wenig zurückging. Und dies, obwohl bei Ausweitung der Familie in vielfältige Linien und Zweige zeitweise, vor allem im 16. und 17. Jh., zahlreiche Bestattungen vor allem in der werdenbergischen Grablege zu Betenbrunn und in der Schlosskapelle Heiligenberg sowie in der zimmerischen Gruft in Meßkirch erfolgten²⁰. Dass, wie bereits erwähnt, die Totenbestattung der Fürstenberger bis in unsere Tage auf dem Hügel Auf Hof erfolgt, zeigt den Stellenwert dieses Ortes auch nach der Auflassung des Klosters im Bewusstsein zumindest der Donaueschinger Familienmitglieder.

Der formale Bestand des Hausklosters schließt ab mit dem Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Febr. 1803. Die Fürstlich Fürstenbergische Regierung führte auf dieser Rechtsbasis die „Civil-Inbesitznahme“ (Säkularisation) des Klosters durch²¹. Alle Güter wurden der vollen Disposition des zuständigen Landesherrn überlassen²². „Die bleibende Ausstattung der Domkirchen und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit“²³ gehörte gleichfalls zum Aufgabenbereich der weltlichen Herrschaft.

Mit der Säkularisation 1803 also, die TREITSCHKE einen ungeheuren Rechtsbruch für den Katholizismus in Deutschland nannte, endete nach genau 528 Jahren und zwei Monaten auch die Geschichte des Klosters Auf Hof bei Neudingen. Bei seiner Schließung umfasste der Personalbestand: Äbtissin und Priorin, 12 Professfrauen (Chorfrauen) und 6 Laienschwestern (Konversen), den Beichtvater, einen Vikar und den Verwalter²⁴.

Nota bene: Der Begriff „Hauskloster“ wird seit kurzem in Fachkreisen grundsätzlich in Frage gestellt: Besser sei es, ihn durch „Schwerpunktkloster“ zu ersetzen. Vertreten wurde diese Meinung 2006 auf einem Kolloquium des Max-



Klosterkirche innen.

Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen. Der Titel der Veranstaltung lautete: „Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel.“

Die Änderung des Begriffs sei notwendig, weil Seelgerätstiftungen (Jahrtagsfeiern) einzelner Mitglieder von Adelsfamilien „gestreut“ worden seien, d.h.: mehrere Klöster wurden gleichermaßen über Stiftungen in die Memorialverpflichtung mit einbezogen. „... das »Hauskloster« einer Familie als fester und zentraler Gedenkort, wie es die Forschung impliziert, gab es nicht. Es gab zwar Klöster, bei denen sich Gedenkstiftungen und Begräbnisse einer Familie konzentrierten, diese aber waren nicht stabil ... Das vermeintliche Familien- und Hauskloster wurde nach wenigen Generationen zugunsten eines neuen aufgegeben.“²⁵

Fußnoten

- 1 Die Chronik „Idea laudabilis Monasterii Super Curia Mariae prope Neidingen“ von 1770 liegt in zwei handschriftlichen Exemplaren im Generallandesarchiv in Karlsruhe (Hs. 65/333) und in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (C III b, 5) vor. Der Verfasser nennt sich: Martin Antoni Arres, weylant Verwalter zu Mariae-Hof.
- 2 FFA, Kloster-Akten, Lade 24 Fasc. A, Nr. 7.
- 3 Gerd Althoff, Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im frühen Mittelalter. Darmstadt 1990, S. 64.
- 4 Anniversarienbuch des Klosters Maria-Hof zu Neidingen. FFA Ecclesiastica 18. (Das vorliegende handschriftliche Exemplar von 1494 ist die Abschrift einer älteren Vorlage. Spätere Einträge, zumeist mit Jahreszahl, reichen bis ins 18. Jh.). Gedruckt hg. von C.B.A. Fickler, zweiAbteilungen, Donaueschingen 1845/1846.
- 5 Sigmund Riezler (Hg.), Urkunden des Klosters Mariahof bei Neidingen, Teil 1, S. 411, zitiert nach einer Urkunde vom 18. April 1312.
- 6 FUB I 652. (FUB = Fürstenbergisches Urkundenbuch, Band I-VII).
- 7 FUB III 348.
- 8 Vgl. Dieter Stievermann, Die fürstenbergische Klosterpolitik bis ins Reformationszeitalter, in: SVGN 33 (1980), S. 85-99. Zur fürstenbergischen Kirchenpolitik vgl. Werner Thoma, Die Kirchenpolitik der Grafen von Fürstenberg im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1520-1660). Münster 1963.
- 9 Zur Kastvogtei: Hans Hirsch, Über die Bedeutung des Ausdrucks Kastvogt. In: Aufsätze zur mittelalterlichen Urkundenforschung, hg. von Theodor Mayer, Darmstadt 1965, S. 197-205. – Zur fürstenbergischen Kirchenpolitik: Werner Thoma, Die Kirchenpolitik der Grafen von Fürstenberg im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1520-1660). Münster 1963.
- 10 Ihren Witwensitz im Kl. Auf Hof nahmen: 1) Verena, geb. von Fürstenberg, gen. „Schärerin“, Witwe des Pfalzgrafen Konrad II. von Tübingen (+ nach 1390); 2) Sophie, geb. von Zollern, Gemahlin Graf Heinrichs IV. (+ nach 1340); und 3) Agnes, geb. von Truhendingen, sie trat nach dem Tod ihres Gemahls Heinrich I.

Diese Einwände treffen auf das Kloster Auf Hof, als die Dominikanerinnen dort wirkten, nachweislich nicht zu. Erst für die Zisterzienserinnenzeit lassen sich teilweise ähnliche Entwicklungen, wie sie das obige Zitat beschreibt, feststellen. Die Verbindung zwischen dem Zisterzienserinnenkloster und der Stifterfamilie war zweifelsohne nicht mehr so eng, wie das während der Betreuung des Klosters durch die Dominikaner der Fall gewesen war.

Dennoch kann mich der neue, gekünstelt wirkende Begriff „Schwerpunktkloster“ nicht überzeugen. Ich nenne das Neudinger Kloster durchgängig und wie gewohnt „das Hauskloster“ der Fürstenberger, weil die Belege im Falle dieser Adelsfamilie – trotz einiger Abstriche in der späten Phase – zu zahlreich, vielfältig und treffend sind, als dass ein erst in neuester Zeit entwickelter Begriff hierfür passender und überzeugender erscheint.

- (+ 1284), in ein Frauenkloster ein. Ob es sich hierbei um Neudingen handelt, steht nicht fest.
- 11 Über die Jenseitsvorstellungen im späten Mittelalter vgl. vor allem: Jacques Le Goff, Die Geburt des Fegefeuers. Originaltitel: La naissance du purgatoire (1981), Stuttgart 1984.
- 12 Vgl. hierzu auch Karl Siegfried Bader, Die fürstenbergischen Erbbegräbnisse. Kirchenrechts- und hausgeschichtliche Studien. (Veröffentlichungen aus dem FFA 11), Donaueschingen 1942.
- 13 Vgl. Mitteilungen aus dem FF Archive, 2 Bde, Tübingen 1894-1902. Band II, Nr. 570. Vgl. Idea laudabilis, S. 31.
- 14 Else Meltzer, Das Zisterzienserinnenkloster Maria Hof bei Neidingen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Freiburger Phil. Dissertation. Freiburg 1924.
- 15 Ebd., S. 38.
- 16 Vgl. Mitt. II, Nr. 788.
- 17 Vgl. Georg Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806. Freiburg 1908, S. 125 f., 127.
- 18 Betr.: Eventual Rezess von 1714 vgl. FFA, Verw.-Akten, Vol. VII Fasc. I. Es handelt sich um ein Schriftstück von 14 Seiten, das in 16 Punkten die gegenseitigen Verpflichtungen der beiden Vertragsparteien festhält. Es wurde auf einer Konferenz von Vertretern des Klosters Maria Hof und des Hauses Fürstenberg in Messkirch am 24. und 25. Okt. 1714 ausgehandelt.
- 19 FFA, Kloster-Akten, Lade 28 Fasc. B, Nr. 8, 9, 10, 11, 12.
- 20 Bader, Erbbegräbnisse, S. 41 ff., 46 ff., 48 ff.
- 21 FFA, Verw.-Akt., Vol. XI.
- 22 Vgl. Bihlmeyer/Tüchle, Kirchengeschichte, Band 3, 18. Aufl., Paderborn 1983.
- 23 Ebd. S. 309.
- 24 Vgl. Georg Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806. Freiburg 1906.
- 25 Vgl. Abschlussprotokoll d. Veranstaltung des Max-Planck-Instituts für Geschichte v. 23./24. Juni 2006 in Göttingen. Copyright C 2006 by H-Net and Clio-online, S. 3.

Wichtiges Stück Stadtgeschichte aus der Versenkung geholt

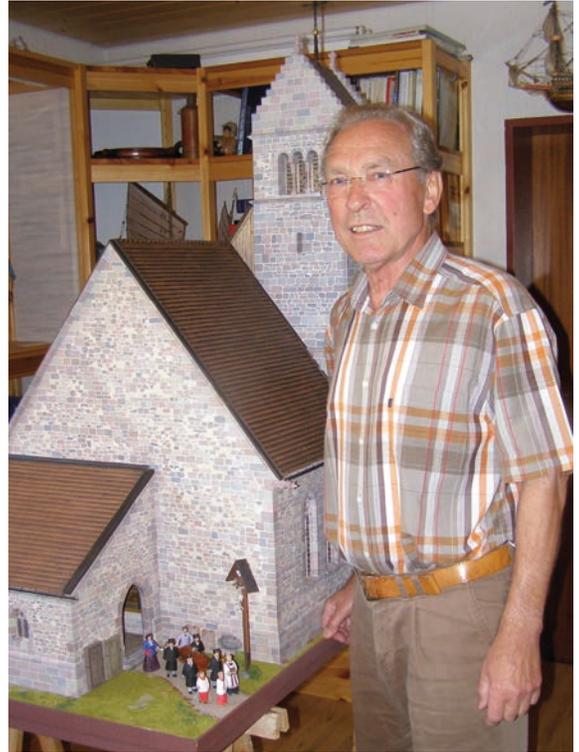
Dietmar Kempf baut Altstadtkirche im Modell

Christina Nack /
Hermann Colli

Er ist kein Unbekannter im Geschichts- und Heimatverein Villingen, dem er als Mitglied angehört: Dietmar Kempf, der sich als Modellbauer einen Namen gemacht hat. Der GHV hat ihn und seine Arbeiten in mehreren Jahreshften vorgestellt. Seine großartigen Modelle von der Bickenkapelle, dem Alten Kaufhaus und der Lorettokapelle fanden große Bewunderung. Aber es geht ihm nicht um Bewunderung und Anerkennung, sondern er hat es sich zur Aufgabe gemacht, Gebäude, die in der Stadtgeschichte eine wichtige Rolle spielen oder gespielt haben, als Modell zu erhalten und – wenn sie nicht mehr vorhanden sind – aus der Vergangenheit zurückzuholen. Das ist ihm bisher sehr gut gelungen. Mit dem jetzt fertiggestellten Modell von der Villingener Altstadtkirche, von der heute nur noch der Turm auf dem Friedhof, als ältestes Bauwerk der Stadt, erhalten ist, stellt er ein weiteres kunsthandwerkliches Meisterstück vor und macht Villingener Vergangenheit wieder sichtbar.

Die Echtheit bis ins kleinste Detail ist verblüffend: Dietmar Kempf hat die Villingener Altstadtkirche als Modell nachgebaut und zwar so, wie sie 1840 vor dem Abriss des Vorzeichens, Chor und Langhaus ausgesehen hat. Dazu hat der gelernte Maschinenschlosser und Industriemeister in Archiven gestöbert, hat alte Pläne, Grundrisse, Chroniken, Gemälde und Stiche studiert und auch im Umland recherchiert. Danach hat er Zeichnungen gefertigt und in akribischer, meisterlicher Handwerksarbeit das Gotteshaus in miniature wieder auferstehen lassen, das früher einmal Villingens Stadtkirche war. Im Juni 2010 stellte er das kleine Wunderwerk in seinem Hobbykeller in der Wöschhalde bei einem Pressegespräch der Öffentlichkeit vor.

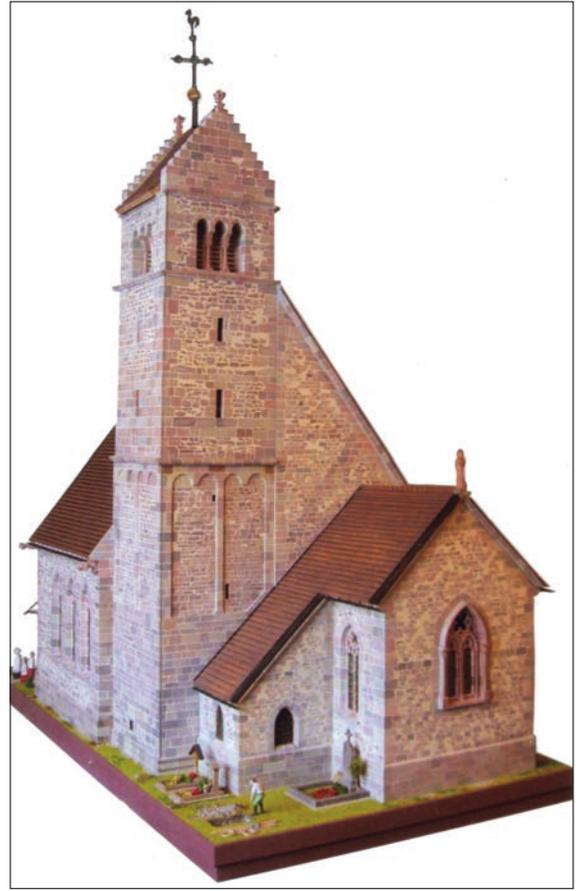
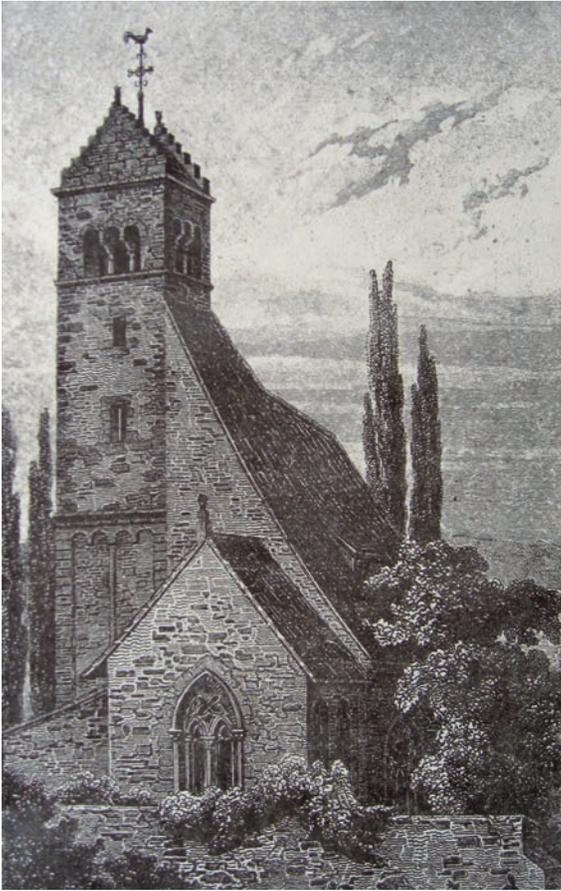
Das Modell im Maßstab 1:25 sieht so authentisch aus, dass man meinen könnte, der Leichenzug



Dietmar Kempf mit seinem neuen Modell.

davor würde sich unverzüglich in Bewegung setzen. Zumal er von einem Geistlichen angeführt wird, dessen Konterfei bestens bekannt in Stadt und Land ist. Der Modellbauer nahm Alt-Dekan Kurt Müller zum Vorbild, der war bei der Präsentation ebenfalls zugegen und von der Mini-Kirche höchst angetan wie auch Hermann Colli, der während der ganzen Bauphase die Arbeit Kempfs interessiert begleitet und auch das Pressegespräch vermittelt hatte.

Wann genau mit dem Bau der Altstadtkirche begonnen wurde, ist den Chroniken nicht exakt zu entnehmen, nach Aussage von Pfarrer Kurt Müller steht aber fest, dass der übrig gebliebene Turm das älteste Gebäude in der Stadt ist. Schon deshalb sei die gelungene Rekonstruktion verdienstvoll: „Sie ist ein wichtiger kulturhistorischer Beitrag.“ Bis zum Jahr 1535 war sie Pfarrkirche, hier wurde getauft



Die Altstadt- oder Gottesackerkirche nach einer Zeichnung von K. Corrade aus dem Jahr 1845 und das neu geschaffene Modell von Dietmar Kempf; jeweils aus östlicher Richtung betrachtet. Beide Bilder zeigen noch das hochgezogene Dach des Langhauses.

und geheiratet, erst 1538 übernahm das Münster diese Funktion. 1841 wurde die Altstadtkirche zum Teil, 1851 komplett abgerissen, bis auf den Turm, der heute noch steht.

In dem Modell werden die alten, wesentlich größeren Dimensionen deutlich. Über drei Jahre und rund 4000 Arbeitsstunden hat Dietmar Kempf gebraucht, um die Kirche Balken für Balken exakt nachzubauen, jedes Detail von Hand und ohne zugekaufte Fertigteile. Bis auf das Dach mit seinen 11.500 selbst gemachten Ziegeln aus Keramik ist das 1,44 Meter hohe Gebäude komplett aus Holz, ebenso die niedlichen Menschenfiguren, Heiligen und Putten. Begeistert ist der szenische Charakter des Ensembles, mitten ins historische Leben will Dietmar Kempf die Betrachter entführen. Vor dem Chorraum im Osten schaufelt der Totengräber

gerade ein Grab, auf der anderen Seite setzt sich der Trauerzug in Bewegung, im Innern sitzt ein Organist an der Orgel.

Beim eigentlichen Bau hat sich Dietmar Kempf vom Grundriss über Fassaden bis zum Gebälk präzise an Originaldokumente (soweit vorhanden) gehalten. Da nach Abriss der alten Kirche die in neogotischem Stil neu erbaute jetzige Friedhofskirche auf gleichem Grundriss (ohne Vorzeichen und Süderweiterung des Langhauses) basiert, sind die Maße der Altstadtkirche ziemlich genau bekannt.

Mit wenigen Handgriffen lässt sich das Modell öffnen und gibt etwa das Innenleben des Turmes preis, in dem der Glockenstuhl lose eingebaut wurde, damit sich die Schwingungen des Geläuts nicht auf das Mauerwerk übertragen.



Der im Originalturm heute vorhandene Glockenstuhl entspricht nicht mehr in allen Details der historischen Form. Wahrscheinlich aus Stabilitätsgründen, statischen Veränderungen oder Verwitterungserscheinungen an den alten Balken im Lauf der Jahrhunderte sind in jüngerer Zeit alte Bänder und Streben entfernt und durch neue ersetzt und teilweise ergänzt worden. Kempf entschloss sich deshalb, in seinem Modell den Zustand des Glockenstuhls vor der Erneuerung zu rekonstruieren. Es ist erstaunlich, wie verwindungssteif und stabil die alte Konstruktion den Miniaturglockenstuhl machte.

Auch bei der Innenausstattung hat sich der Erbauer so weit wie möglich an gesicherter Recherche orientiert, hilfreich sei etwa ein Zeitungsartikel von 1841 gewesen, den der damalige Chorregent Fidel Dürr verfasst hat und die Arbeiten von Maurermeister Johann Ummerhofer und Steinmetz Adam Leuther beschreibt. Deren Miniatur-Reliefs werden von unten ausgeleuchtet, wie Dietmar Kempf überhaupt für flexible Illumination gesorgt hat.

Dietmar Kempfs Kirchenmodell aus westlicher Richtung (links).

Innenansicht von Langhaus und Chor vom Eingang an der Westseite her (unten).





Die Empore über dem Kirchenportal auf der Westseite (oben).

Der Hochaltar im Chorraum (1298), im Vordergrund das Heilige Grab (links).



Sechs Altäre hatte die Kirche. Bekannt ist auch deren Zuordnung zu bestimmten Heiligen:

1. Hochaltar = Marienaltar
2. Linker Seitenaltar/Bäckeraltar = Heilige Katharina
3. Rechter Seitenaltar = St. Erhard
4. Michaelaltar = Erzengel Michael
5. Ottilienaltar/Nikolausaltar = St. Nikolaus, ab 5. Jahrhundert Heilige Ottilie
6. Heiligkreuzaltar = Heiliges Kreuz und alle Heiligen.

Belegt und auch heute noch vorhanden sind folgende Ausstattungstücke aus dem Vorzeichen und dem Chor der Altstadtkirche:

- Die Kreuzigungsgruppe im Vorzeichen, die heute im Franziskaner Museum bestaunt werden kann. Eine Kopie hängt seit 1987 außen am Turm der Friedhofskirche.
- Die Sandsteinskulpturen des Heiligen Petrus und des Heiligen Paulus.
- Die Statue „St. Jakobus krönt zwei Pilger“, die



Der St. Ottilienaltar stand rechts neben dem St. Michaelsaltar an der Westwand des Turmes.



Der St. Katharinaaltar (Bäckeraltar) von 1324 an der linken Seite des Chorbogens.

heute das Villingener Münster ziert. Sie stammt ursprünglich aus der einstigen Jakobuskapelle in Nordstetten und kam nach deren Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg in die Altstadtkirche.

- Die Gitter des Heiligen Grabes (wahrscheinlich, jedoch nicht belegt).
- Die Pesttafel, welche vom großen Sterben anno 1349 berichtet.

Alle diese Gegenstände – außer der Jakobusfigur – befinden sich im Besitz des Franziskanermuseums.

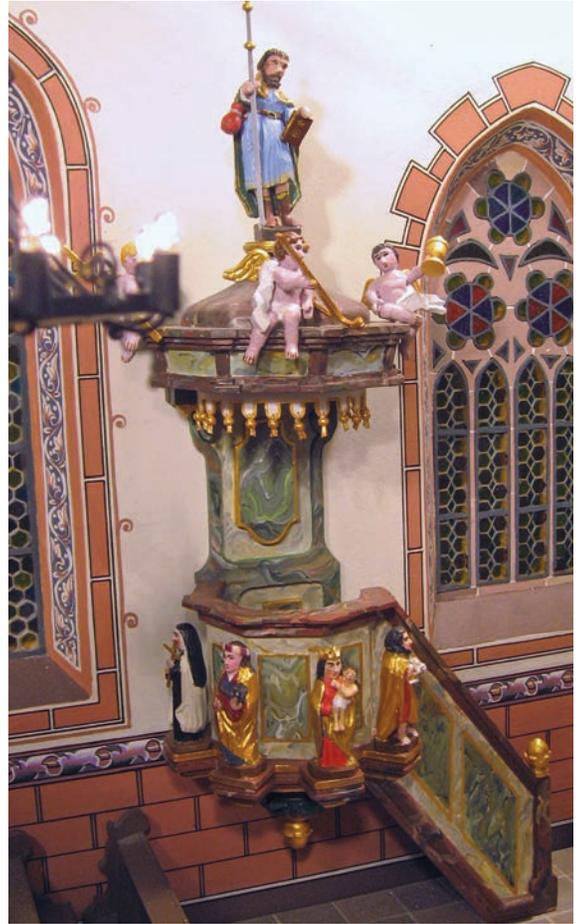
Bei anderen Ausstattungsdetails hat sich Kempf von der eigenen Phantasie leiten lassen, inspiriert von Kirchen der Umgebung, wohin in der Barock-

zeit immer wieder sakrale Gegenstände aus den Werkstätten Villingen Künstler geliefert worden waren. So ist zum Beispiel der Hochaltar der Pfarrkirche St. Ulrich in Obereschach ursprünglich von dem Villingener Künstler Josef Schupp für die St. Martinskirche in Kirchdorf anno 1718 gebaut worden. Der Altar kam dann wahrscheinlich 1874 nach Obereschach. Diesen Altar hat der Modellbauer als Muster für den Hochaltar der Altstadtkirche verwendet. Vorbild für die Empore war die St. Remigiuskirche in Bräunlingen, welche auch als „Urkirche der Baar“ bezeichnet wird. Anleihen für die Kanzel und das Kirchenportal an der Westseite des Langhauses bot die Villingener Johanneskirche.



Der St. Michaelsaltar (1298) stand im Langhaus vor der Turmwestseite (Ausschnitt).

Die Kanzel in Dietmar Kempfs Modell der Altstadtkirche ist schon für sich ein Meisterwerk. Die Heiligenfiguren von St. Ottilia, St. Barbara, der Madonna mit Kind und Johannes Baptist, sind kaum daumengroß und aus Holz handgeschnitzt (Bild rechts).



„Das Modell soll nicht hier im Keller bleiben“, waren sich mit dem Erbauer auch Altdekan Kurt Müller und Hermann Colli bei der Präsentation einig. Wie die anderen Miniatur-Gebäude von Dietmar Kempf (siehe Kästchen: Schon viele Modelle gebaut) repräsentierten sie ein Stück Stadtgeschichte und seien darum unabhängig von

der handwerklichen Leistung wertvoll. Jetzt wird über Möglichkeiten einer öffentlichen Präsentation nachgedacht. Auch der Geschichts- und Heimatverein Villingen, dessen Mitglied Dietmar Kempf ist, will diese Bemühungen unterstützen und plant Aktionen um Kempfs Arbeiten einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Schon viele Modelle gebaut

Seit seiner Jugend ist Dietmar Kempf leidenschaftlicher Modellbauer. Zunächst waren Schiffe sein Steckenpferd, zur 1000-Jahr-Feier Villingens 1999 schuf er mit dem Alten Rathaus und seiner ehemals prächtigen Fassadenmalerei sein erstes Gebäudemodell. Das machte ihm („auch wegen der Beschäftigung mit der eigenen Geschichte“) so viel Freude, dass er sich seither auf historische Häuser konzentriert. Zu seinen weiteren Arbeiten gehören die Loretto-Kapelle mit ihrem Bezug zur Tallard'schen Belagerung vor 300 Jahren,

außerdem die Bickenkapelle, die 1944 bei einem Bombenangriff zerstört wurde. Auch das Alte Kaufhaus (auch Kornlaube, Tanzlaube und Gerichtslaube genannt) in der Mitte der Oberen Straße aus dem Jahre 1573, das 1827/28 abgebrochen wurde gehört zu Kempfs Arbeiten. „Alle diese Modelle sollten als Ensemble ausgestellt werden, um der Bevölkerung eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie die Gebäude früher einmal ausgesehen haben,“ hieß es im Südkurier im Bericht über die Präsentation.



Ein Leichenzug verlässt das Vorzeichen, das an der Westwand des Langhauses stand. Dort sind noch alte Grabplatten zu sehen.



Das Innere des Vorzeichens mit der Schächergruppe, den Statuen der Heiligen Petrus und Paulus, an der Wand Grabplatten von hier bestatteten Bürgern und Geistlichen. In der Mitte der Westwand ist die Jakobusstatue zu sehen, welche jetzt im Münster ULF aufgestellt ist.

Zeitungsbericht weckt Interesse

Dass in breiten Kreisen der Bevölkerung großes Interesse an den Arbeiten des Modellbauers Dietmar Kempf besteht, zeigte sich schon kurz nach der Vorstellung in der Zeitung. Das Altenwerk der Pfarrei St. Bruder Klaus hatte den Modellbauer mit der Bitte eingeladen, etwas über die Geschichte der Altstadtkirche zu erfahren und einen Blick auf und in das kleine Wunderwerk werfen zu können.

Was er ihnen bot war praktisch Stadt- und Kirchengeschichte zum Anfassen. „Die meisten Bürgerinnen und Bürger kennen die heutige Friedhofskirche, aber ist die Bedeutung dieses Bauwerks für unsere Stadt und ihre Geschichte in deren Bewusstsein lebendig?“ So fragte die Leiterin des Altenwerkes, Edith Fabry, am Beginn des Vortrages. Der Seniorenrat der Gemeinde habe deshalb das Angebot Kempfs gerne aufgegriffen, sich mit der Geschichte der Villingener Mutterkirche, mit Hilfe seines Modells, vertraut zu machen.

Es wurde ein spannender Nachmittag. Anhand von vielen Details konnte der Modellbauer zeigen, wie aus der ursprünglich ganz kleinen und beschei-

denen Holzkirche der ersten Siedler nach und nach die aufwendig ausgestaltete Altstadtkirche entstand. Für die Mitglieder des Altenwerkes war es fast unvorstellbar, dass das ganze Kirchenmodell, das in viele Details zerlegt werden kann um die Sicht auf die einzelnen Bauepochen und Ausstattungsstücke zu ermöglichen, von einer Person geschaffen wurde. Wie die Leiterin des Altenwerkes betonte, hat der Modellbauer nicht nur in unzähligen Arbeitsstunden handwerklich Großartiges geleistet, er hat auch wie ein Detektiv im näheren und weiteren Umfeld Spuren gesucht und sie wie ein Puzzle zusammengesetzt mit dem Ergebnis, dass das Modell der Altstadtkirche dem Original vermutlich sehr nahe kommt.

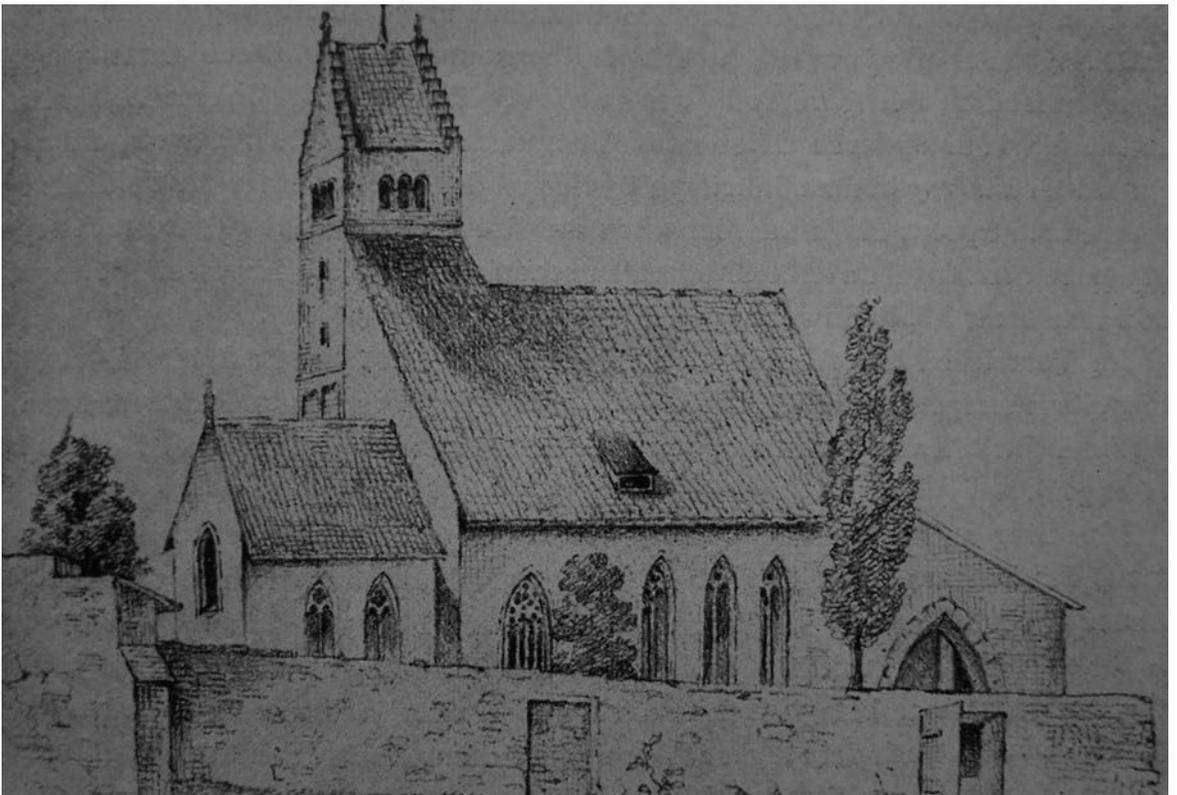
Bei der abschließenden lebendigen Diskussion wurde – wie schon bei der ersten Präsentation – der Wunsch geäußert, dass dieses Modell der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden möge, damit das Bewusstsein für den Wert und die Bedeutung der eigenen Geschichte und der kulturellen Leistungen der Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät.



Begeistert waren die Frauen und Männer des Altenwerkes von St. Bruder Klaus von der „Geschichtsstunde“ in Villingener Stadthistorie, die ihnen beim Altenachmittag geboten wurde. Im Mittelpunkt stand das Modell der Villingener Altstadtkirche, das Dietmar Kempf (links neben dem Modell) gebaut hat.



Ganz genau wissen wollten die Senioren von St. Bruder Klaus, wie es in der nachgebauten Altstadtkirche aussieht. Es lohnte sich einen Blick durch das Portal ins Kircheninnere (links). Interesse fand auch die gut gestaltete Broschüre, in der Dietmar Kempf die Geschichte der Altstadtkirche und seines Modells aufgezeichnet hat.



Der bekannte Villingener Schemenschnitzer Dominikus Ackermann, Ölmüller genannt (1779–1836), hat in einer äußerst akkuraten Bleistiftzeichnung die Altstadtkirche, als Mutterkirche von Villingen, dokumentiert, so wie sie vor dem Abbruch von 1855 ausgesehen hat. Der bekannteste Villingener Heimathistoriker, Paul Revellio, hat das Bild in seinem Buch „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“ veröffentlicht. Er hat der Nachwelt wohl die umfassendste Beschreibung der einstigen Altstadtkirche hinterlassen. Diese Dokumente waren Dietmar Kempf bei seinen Recherchen für den Bau des Modells eine große Hilfe.

Die Vetersammlung in Villingen

Unter Berücksichtigung der Konvente,
die der Augustinus-Regel¹ unterstellt waren

Edith Boewe-Koob

Im 12. und 13. Jahrhundert wollten viele Frauen ihrem Glauben besonderen Ausdruck geben, und versuchten in religiösen Gemeinschaften ihrem Ideal Gott und dem Nächsten zu dienen, näher zu kommen. Es handelte sich um laikale Gemeinschaften, die von sich aus als eine religiöse Bewegung ohne feste Regeln entstanden. Durch Initiative Jacob von Vitrys, Augustinerchorherr und später Bischof von Akkon, wurde von Papst Honorius III. im Jahr 1216 die mündliche Anerkennung dieser neuen Gemeinschaften erwirkt. Die frühesten Beginensammlungen entstanden in Flandern-Brabant und verbreiteten sich in Frankreich, Deutschland, besonders am Niederrhein und in Bayern, und fast in ganz Europa. Die neuen Gemeinschaften hatten vielfach ein Spital oder Leprosorium in Obhut. Sonst lebten sie teils vom Bettel, teils von Handarbeiten, aber auch im Lauf der Zeit vom Ertrag ihres sich vergrößernden Besitzes.²

Die Bildung dieser Gemeinschaften war in Deutschland abweichend von der Entwicklung in Flandern und den Niederlanden. Dort bildeten sich Beginenhöfe, bestehend aus kleinen Häusern, die von einer Mauer umgeben waren, in denen jede Begine ihren eigenen Haushalt führte. In Deutschland lebten die Beginen in Bürgerhäusern, im rheinischen Raum wurden sie Konvente, im fränkisch-bayrischen Raum Seelhäuser, in Süddeutschland Sammlungen und im Norden Einung genannt. Soweit sie zusammenlebten und eine Gemeinschaft bildeten, führten sie einen gemeinsamen Haushalt. Das Leben in den Häusern wurde durch Statuten geregelt, deren Beachtung beim Eintritt verpflichtend war. Über den Eintritt hatten die Patrone und Beichtväter, sowie die Meisterin zu entscheiden. Der Austritt war durch einfache Willenserklärung möglich, da keine Bindung an ein Gelübde vorlag. Sie wollten ohne feste

Ordnungsregel innerhalb einer Frauengemeinschaft beten und dem Nächsten dienen. Sie waren religiöse Gemeinschaften ohne bindende Profess und ohne Klausur. Während ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinschaft gelobten sie der Meisterin Gehorsam und Keuschheit. Aber das Leben in diesen Gemeinschaften verlangte trotz allem religiöse Verpflichtungen, wenn auch nicht im selben Maß wie in den Klöstern. Es wurde in den Sammlungen unter anderem für das Seelenheil der Stifter und Wohltäter gebetet.³

Ohne Zweifel war ein persönliches Heilsstreben einer der ausschlaggebenden Faktoren für die meisten Frauen. Diese Werte wurden durch Predigten und religiöse Literatur in Volkssprachen vermittelt, die u. a. zur „*imitatio sanctorum*“ aufriefen. „*Vita apostolica et evangelica*“ war für die Beginen das größte Anliegen und sie pflegten, neben ihren Gebetsstunden, oftmals Kranke und Sterbende.

Diese Bewegung öffnete den religiösen Frauen im Laienstand einen neuen Weg der Innerlichkeit. Die Beginen lebten nach einer Verfassung, die ihnen der Bischof aufgestellt hatte, oder wie sie in den Statuten ihrer Gründung aufgezeichnet war. Ohne Gelübde verpflichteten sie sich zu täglichen geistigen Übungen, zum Fasten und zu regelmäßigem Sakramentenempfang. Die Leitung hatte eine Meisterin oder Mutter mit ihren Ratsfrauen, und ein wöchentliches Schuldkapitel wachte über die Disziplin.

Die Herkunft des Namens Begine ist nicht genau bekannt. Man nimmt jetzt an, dass er von der grauen Bußkleidung der Beginen (bege = altfranz., = heute beige, oder bigio = aschgrau, beige)⁴ kommt. Die Hypothese, dass Beginus von Albingensis abgeleitet sei, ist nicht haltbar.

Nachdem sich die Beginenbewegungen den Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser zugewandt hatten, aber schon vor 1200 von den

Prämonstratensern nicht mehr betreut wurden und keinen weiblichen Ordenszweig mehr zuließen, versuchten die Frauen verstärkt Anschluss an die Zisterzienser. Aber auch hier wurde 1228 auf dem Generalkapitel verboten, die vorhandenen und neu entstehenden Frauengemeinschaften in den Ordensverband aufzunehmen. Trotzdem gab es im 13. Jh. eine große Zahl Zisterzienser-Frauenklöster, wobei vor allem die Äbte von Salem und Tennenbach Förderer des weiblichen Zweigs waren.⁵

Beim Aufkommen der beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, wurden diese Beginen-Gemeinschaften in Deutschland und Frankreich vielfach von Mitgliedern dieser Orden seelsorgerisch betreut. Besaßen die Gemeinschaften eigene Kirchen, so stellten diese Orden, wenn kein eigener Kaplan ernannt war, die Priester. Der Rektor oder Prior war für die Gemeinschaften verantwortlich. Dies geschah einerseits, weil diese Orden selbst aus einer religiösen Erneuerungsbewegung entstanden sind und eine Vertiefung des religiösen Lebens anstrebten. Andererseits hat die Kirche von jeher das Bestreben gehabt, religiöse Lebensformen, wie die der Beginen, durch eine Ordnung in das Ordensleben einzugliedern. So wurde das Ziel verfolgt, vor allem in der Frühzeit, viele Beginengemeinschaften den beiden Orden zu unterstellen, oder sie zur Annahme einer Ordensregel zu bewegen. Ein Grund dafür war, dass die religiöse Frauenbewegung zeitweise sektiererische Formen anzunehmen drohte.

Ein Dekret verurteilte die häretischen Beginen und Begarden, besonders in Deutschland, von denen mehrere die Irrlehre der „*Brüder und Schwestern des freien Geistes*“ vertraten. Diese huldigten einer eigenartigen Mystik und lehrten, dass die Vollkommenheit und die „*Visio beatifica*“ schon auf Erden in einem solchen Grad erreicht werden könnte, dass man unsündig würde, erhaben über alle göttlichen und menschlichen Gesetze. Sie glaubten, dass solche Menschen durch ihre natürlichen Kräfte die höchste himmlische Seligkeit erreichen könnten. Diese Bestrebungen wurden vor allem in Deutschland unterdrückt und verschwanden am Ende des Mittelalters.⁶

Das entsagungsvolle Leben Elisabeths v. Thüringen hatte großen Einfluss auf die religiösen Frauenbewegungen. Die heilige Elisabeth († 1231), die oft als Terziarin des franziskanischen Ordens dargestellt ist, hat ihren aufopfernden und entsagungsvollen Dienst der tätigen Nächstenliebe ohne direkten Anschluss an einen Orden verwirklicht, obwohl sie sehr stark unter dem Eindruck ihres Vorbildes des hl. Franziskus stand.

Die ersten Sammlungen in Villingen und Umgebung

Wie fast in allen Städten, gab es auch in Villingen und Umgebung eine Reihe religiöser Frauengemeinschaften. Sie nannten sich Sammlungen oder auch Konvente. Über die Gründungsjahre ihrer Kommunität ist nichts bekannt. Der Beginn liegt auch deshalb im Dunkeln, weil es keine Urkunden über die Gründungsjahre gibt. Außerdem waren diese Gemeinschaften am Anfang klein, meistens arm und unbedeutend, so dass sie erst dann in das Interesse der Öffentlichkeit traten, wenn eine Urkunde auftauchte, in der bestätigt wird, dass den Frauen etwas vererbt oder die Sammlung als Nachbar eines Grundstücksbesitzers in einer Urkunde benannt wurde. Doch dann existierten diese Sammlungen schon einige Zeit.

Neben anderen Frauengemeinschaften gab es in Villingen über Jahrhunderte hauptsächlich zwei bedeutende Häuser, in denen junge Frauen und Witwen eine Möglichkeit des Betens und der tätigen Nächstenliebe finden konnten. Beide lagen an der Stadtmauer in der Nähe des Bickentors, von denen das eine von den Franziskanern in Villingen, das andere von den Dominikanern aus Rottweil betreut wurde, wobei die karitativen Aufgaben mehr vom 3. franziskanischen Orden, gemäß der Regel, übernommen wurden, wie der Franziskaner Pater und Chronist Bernhart Müller mitteilte.⁷

Als 1480 das Kloster am Bickentor reformiert und dem Klarissenorden unterstellt wurde, stand und steht dieses Kloster durch die überragende Persönlichkeit der Äbtissin Ursula Haider und einiger ihrer Nachfolgerinnen stets im Vordergrund des Interesses. Die Vetersammlung, die erst 1730 dem 2. dominikanischen Orden unterstellt wurde, hatte

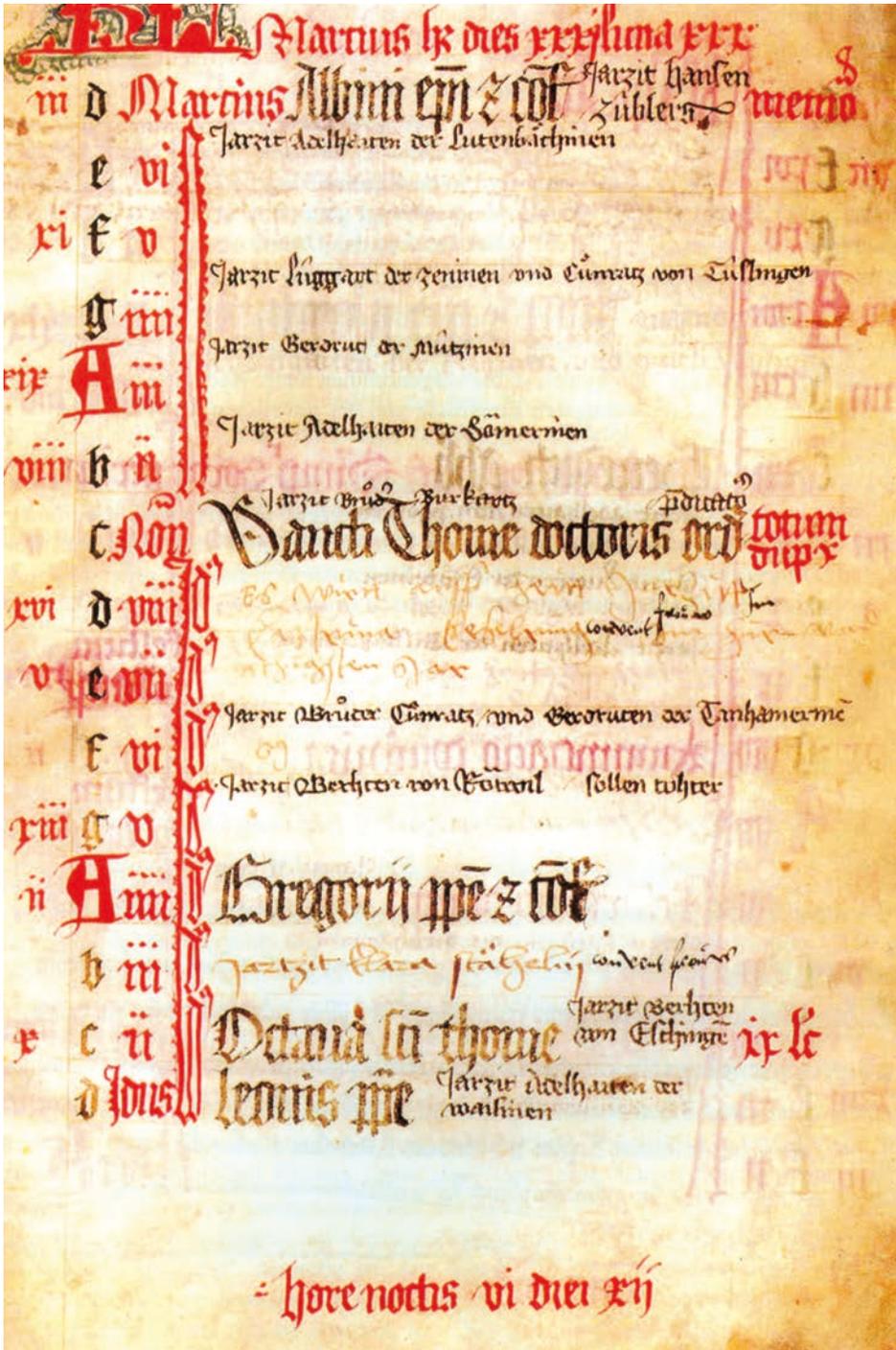


Abb. 1:
 Eine Seite des
 Kalendariums der
 Vetersammlung aus
 dem Jahr 1345
 (A.B. GG 6a).

nicht das Glück, eine Ursula Haider als Priorin in ihrem Konvent zu haben. Außerdem waren auch keine genauen Aufzeichnungen vorhanden, so dass die Vetersammlung stets im Schatten von St. Klara stand.

Die Gemeinschaft der späteren Dominikanerinnen steht im Blickpunkt dieser Untersuchung. Leider sind die Archivalien dieser Gemeinschaft spärlich und nur schwer zu erfassen, da durch die

Aufhebung des Klarissenklosters 1782 und die Zusammenlegung der beiden Orden alle Urkunden zusammengebracht wurden. Die anschließende Archivierung nahm auf die Provenienzen keine Rücksicht, sondern sortierte die Urkunden meistens nach chronologischen und topographischen Gesichtspunkten. Karl Jordan Glatz, der im Jahr 1881 über das Bickenkloster schrieb⁸ und durch seine Ausführungen Verdienste erworben hatte, erkannte leider die Zugehörigkeit der Urkunden zu den beiden Klöstern nicht. So wurden die Archivalien noch weiter durcheinandergebracht. Dadurch ist das Einordnen der Urkunden des Bickenklosters und der Vetersammlung großen Schwierigkeiten ausgesetzt gewesen.

Sehr wichtig ist deshalb die Auffindung eines Jahrzeitenbuches⁹, das ein Kalendarium als Kernstück besitzt. In dieses auf Pergament geschriebene Kalendarium wurden die Jahrzeiten, also die Gedächtnisgottesdienste, für Konventschwwestern, wie auch für Verwandte und Wohltäter eingetragen. In der kleinen Kapelle wurden diese Gottesdienste an den vorgesehenen Tagen oft mit einer Vigil gefeiert. Das Kalendarium konnte anhand einer Schriftanalyse und der Tatsache, dass das Osterfest am 27. März gefeiert wurde, dem Jahr 1345 zugeordnet werden.

Eingebunden in dieses Jahrzeitenbuch wurden Aufzeichnungen über die Gründung der Sammlung und über die Visitationen des Pfarr-Rektors Johannes Jacobus Riegger, der die Eintragungen seiner Visitationen selbst vorgenommen hatte. Nach dem Tod des Pfarrers Riegger wurden die wichtigsten Ereignisse von der jeweiligen Konventschreiberin aufgezeichnet.

Die Vetersammlung war in früheren Jahrhunderten eine angesehene Schwesterngemeinschaft, deren Name auf die Familie Vetter zurückgeht, in deren Haus die Frauengemeinschaft in Villingen ihren Anfang nahm. Der Name wurde traditionsgemäß weitergeführt, auch als die Sammlung 1730 dem 2. Orden der Dominikaner unterstellt, und einige Jahre vorher die neue Kirche 1722¹⁰ der hl. Katharina von Siena geweiht wurde.

Die ersten Urkunden

Es wird angenommen, dass sich die älteste, im Klosterarchiv des Bickenklosters vorhandene, Urkunde von 1236¹¹ auf die Vetersammlung bezieht, obwohl in dieser Urkunde keine Ordenszugehörigkeit angegeben wurde. In der Abschrift der Urkunde im Stadtarchiv EE 1a 1236 von 1663¹² wurde vermerkt: „*dis original ist in der Vaetter Samblung zu finden*“. Dieser Eintrag könnte die These erhärten, dass die Urkunde von 1236, die spätere Vetersammlung betreffen könne, die dann schon vor 1236 als Sammlung existiert haben müsste. Doch hatte der Kopist im Jahr 1663 anstelle der Gräfin Adelheid den Namen der Frau ihres Sohnes oder ihrer Schwiegermutter, die beide Agnes hießen, eingetragen.¹³ In der Urkunde wurde der Name nur mit einem A. angegeben, so dass einige Autoren den Namen Agnes, wie der Kopist aufzeichnete, übernahmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach trat Gräfin Adelheid nach 1240 in das Zisterzienserinnenkloster Günterstal ein, denn im Nekrolog des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Günterstal wurde der Todestag der Gräfin Adelheid am 6. September eingetragen. „*Adelhaidis comitissa in Friburg monialis in Günterstal*“¹⁴

Im Jahr 1236 erwarben etliche Schwestern von der Witwe Hildegeri „*in villa Villingen*“ einen Bauplatz. Die Gräfin Adelheid von Urach und Freiburg, die Anrecht auf den Bauplatz hatte, übertrug den Schwestern mit der Zustimmung ihrer Söhne, ihre Eigentumsrechte an dieser Hofstätte¹⁵, damit sich die Schwestern ein kleines Haus bauen konnten.

Die im Archiv des Bickenklosters vorhandene Urkunde des Jahres 1238¹⁶, in der ein schon bestehendes Zisterzienserinnen-Kloster unter den persönlichen Schutz des Papstes gestellt wurde, kann sich kaum auf die spätere Vetersammlung beziehen. Der Wechsel von Beginen (1236) zu Zisterzienserinnen in Klausur (1238), dann wieder zu Beginen (1255, 1269, 1270, 1287) ist nicht dazu geeignet eine direkte Verbindung zu den erst 1308 unter die weltliche 3. Regel der Dominikaner gestellten Vetersammlung anzunehmen.

Im Jahr 1886 schrieb Konrad Eubel¹⁷, dass die 1305 nach dem Bickenkloster übersiedelten Neu-

Quia rerum gestarum ueritatem et ordinem de facili delere sive obliuio. maxē dum
 in longū tempū extendit succellio. cetero puidoz homū sollicitia q̄oīte geritē scripte testimonio
 cecit mendare. Hocum sic q̄ omib̄ tam futuris q̄m p̄sentib̄. q̄d quedā sorores & deuote uolentes
 ī uilla uilingē ad seruendū dō s̄ manūunctam struē. q̄ndā curiam ibidē sitam a uidua cuiusdam
 Hiltegeri et ab heredib̄ suis qui eius eisdē ciuitatis extitāt. p̄ q̄ndā pecunie sūmā spart. Ego autē
 A. comissa de uia. & de suburx. quō ead curris iure p̄petuatis ad me spectabat filioz meoz sup hoc h̄m̄
 assensū. q̄oī. ī ea uixis hebā. p̄is iure p̄petuo nulli possidendū. ut q̄ p̄fate uidue uēditio q̄m n̄ra donato.
 rata p̄maneat. et ī postūm a nullo rēctari ualeat. p̄noians soronib̄ paginā p̄sentē dedim̄ sigilli n̄ri munu
 mine s̄firmatā. Acta s̄ h̄ anno ab incarnatōe d̄. n̄. ē. c. lxx. vi. in p̄sentia testū subscriptoz. H. de Valchen
 Kun. W. d. Stöphen. H. sculteti. Ragini. H. d. Offenbure. B. Stabellini. G. C. & d̄m Ortonis & filij
 sui. & C. Soebelini. H. fr̄is sui. & alioz q̄m plimoz. Dat̄ in uilla uilingē annis d̄ni p̄notatis.

Abb. 2: Urkunde von 1236 (A.B. AA 1) 1. Nennung einer Schwesternsammlung.

hauser-Schwestern, die Nachfolgerinnen jenes Klosters gewesen sein könnten, die 1238 unter den persönlichen Schutz des Papstes Gregor IX. gestellt wurden. Von Abt Georg Gaisser, wie auch in der Fürstenberg-Chronik, wurde angegeben, dass das „*monasterium novae domus*“ ein vor der Stadt Villingen gegründetes Kloster war. Es bleibt über die Jahrhunderte schwierig, diese Urkunde von 1238 richtig zuzuordnen. Sie befindet sich im Bickenkloster, könnte also aus verschiedene Sammlungen stammen.

Einige Jahre später, 1240, wurde eine Schwesterngemeinschaft bei der „*ecclesia sancti Nicolai*“¹⁸ unter den persönlichen Schutz des Bischofs von Konstanz gestellt und im selben Jahr¹⁹, erhielt das Kloster „*apud capellam*“ eine Schenkung des Neumüllers (Heinricus dictus novus molendarius) aus Villingen. An diese Urkunde wurde später ein Pergamentstreifen angenäht, auf dem die Schenkung eines Guntram aus Villingen an das Kloster „*zer capil*“ vermerkt ist. Aus den folgenden Jahren sind keine Urkunden über diese Schwesterngemeinschaft vorhanden. Erst dreißig Jahre später

wird diese Sammlung wieder in einer Urkunde erwähnt. Im Jahr 1270 unterstellte Bischof Eberhard von Konstanz den Konvent bei St. Nicolai dem Orden und der Regel des heiligen Augustinus.²⁰ Da erst ab 1400 der 3. Orden der Augustiner bestätigt wurde, muss es sich bei der Unterstellung um den 2. klausurierten Orden gehandelt haben. „*Ordo et regula beati Augustini*“. (Ordo wurde nicht beachtet oder es gab keine Gelegenheit die Urkunde zu lesen, so dass es logisch erschien, auch die Nicolaischwestern der 3. dominikanischen Regel zuzuordnen, da auch die Dominikaner die Regel des Augustinus seit der Gründung ihres Ordens übernehmen). Laut Urkunde lebten die Schwestern bis dahin „*sine certa regula*“ und wurden, wie auch ihre Nachfolgerinnen, unter den Orden und die Regel des hl. Augustinus gestellt.

Erste namentliche Erwähnung der Vettersammlung

Die 1. Urkunde, die sich direkt auf die Vettersammlung bezieht, stammt von 1255²¹ auf welcher

der Kardinallegat Petrus allen Wohltätern, die den Bau den „... *sororibus de domo patruī*“ unterstützten, einen 40tägigen Ablass gewährte. Hier wird erstmals als Wohnsitz der Schwestern das Haus der Vetter angegeben. Wo sich die Wohnstätte befand, wird nicht erwähnt.

Die Familie Vetter war eine angesehene Familie, die weitreichende Verbindungen auch zu verschiedenen Orden hatte und besonders in der Stadtpolitik eine führende Rolle spielte. Wernher Vetter siegelte als einer der Ersten unter Urkunden.

Einige Urkunden bezeugen, dass im 13. Jahrhundert die Vetersammlung noch keinen Anschluss an einen Orden bzw. eine Regel gefunden hatte.

Die Vetersammlung gewinnt an Bedeutung

Im Jahr 1269²² verkaufte der Abt von Tennenbach ein Hofgut in Aasen „... *magistrae et sororibus habitantibus residentiam in domo patruī*“. Magistra oder Meisterin wurde als Titel der Oberin benutzt, wo religiöse Frauengemeinschaften nicht an einen Orden gebunden waren. Es handelte sich also 1269 bei dieser Sammlung noch immer um eine lose religiöse Frauengemeinschaft, deren Sitz in einem Haus Vetter war. Auch eine Urkunde aus dem Jahr 1270 Febr. 2²³ zeigt, dass die Vetersammlung bis dahin keine Regel angenommen hatte.

Heinrich, Graf von Urach, Herr in Fürstenberg, beurkundet, dass er seinen Hof verkauft hatte: „... *curiam nostram sitam apud capellam sancti Nicolai cum omnibus appendiciis, agris, pratis, iugeribus et ceteris quibuscumque attinentiis pleno iure manu libera vendidimus pro summa pecunie 30 sex marcarum argenti dilectis in Christo sororibus Itae magistrae et conventui dictis de domo patruī*...“ Als erster Zeuge trat Wernherus Patruus auf.

Durch diese Verkaufs-Urkunde des Grafen Heinrich entstand ein Missverständnis. Sie wurde irrtümlich den Nicolai-Schwestern, die mit der Vetersammlung identisch gewesen sein sollten, zugeordnet. Es wurde dabei die Tatsache übersehen, dass diese Schwestern kurz darauf, am 3. Juli desselben Jahres, dem 2. Augustiner-Orden unterstellt wurden. Wären sie mit der Vetersammlung identisch gewesen, hätten die Schwestern bis späte-

stens 1287 wieder ihre Ordenszugehörigkeit zugunsten einer losen Frauengemeinschaft aufgeben müssen.

Durch die Urkunden von 1270, die beide im Archiv des Bickenklosters vorhanden sind, wird klar, dass die 1. Urkunde²⁴ des Grafen Heinrich nur von einem Hof mit Äckern und Wiesen „*apud*“, also bei der Kapelle S. Nicolai berichtete, der an die Vetersammlung verkauft wurde, während die 2. Urkunde²⁵ die Sammlung „*de capella S. Nicolai*“ (de = von der Kapelle) dem Orden des hl. Augustinus unterstellt und damit nicht nur die Regel, sondern auch den Orden angenommen hatte.

Falls der Konvent seine Ordenszugehörigkeit gewechselt haben könnte, wäre eine Inkorporation mit der Vetersammlung erst einige Jahre nach 1270 möglich gewesen. Es wäre auch denkbar, dass sich die ehemaligen Nicolai-Schwestern mit den Oberndorfer Augustinerinnen vereinigt haben, deren Haus 1264 gegründet wurde.²⁶ Zwar wird in der Urkunde deutlich, dass die Unterstellung unter den Augustinerorden für die jetzt lebenden Schwestern und ihre Nachfolgerinnen zu gelten hat. Trotzdem scheint es, als hätten sich die Augustinerinnen einem anderen Konvent oder einer Sammlung angeschlossen.

Eine 2. Klausel bei St. Nikolaus wurde 1303 errichtet.²⁷ Im Jahr 1303 gab Graf Konrad v. Fürstenberg, Domherr zu Konstanz, bekannt, dass er den „... *erberen vrowen, swester Katherinen, swester Hailewige vnd swester Mehthildin*...“ mit seiner Gunst eine neue Klausel an der St. Nikolauskapelle gestattet habe „... *in reclusorio novo sito apud capellam sancti Nycolay* ...“²⁸ Sie gehörten zum 3. Orden der Franziskaner, wie bei Frauenfelder zu lesen ist. Wegen Streitigkeiten mit dem Magistrat wanderten diese Schwestern 1434 nach Schaffhausen aus. Nach diesen Urkunden müssten die Nikolai-Schwestern der 1. Generation, sich spätestens bis 1302 mit der Vetersammlung vereinigt haben.

Bezeichnung der Wohnstätte

Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts war über die genaue Lokalität der Vetersammlung nichts Genaues bekannt. Das änderte sich im Jahr 1287

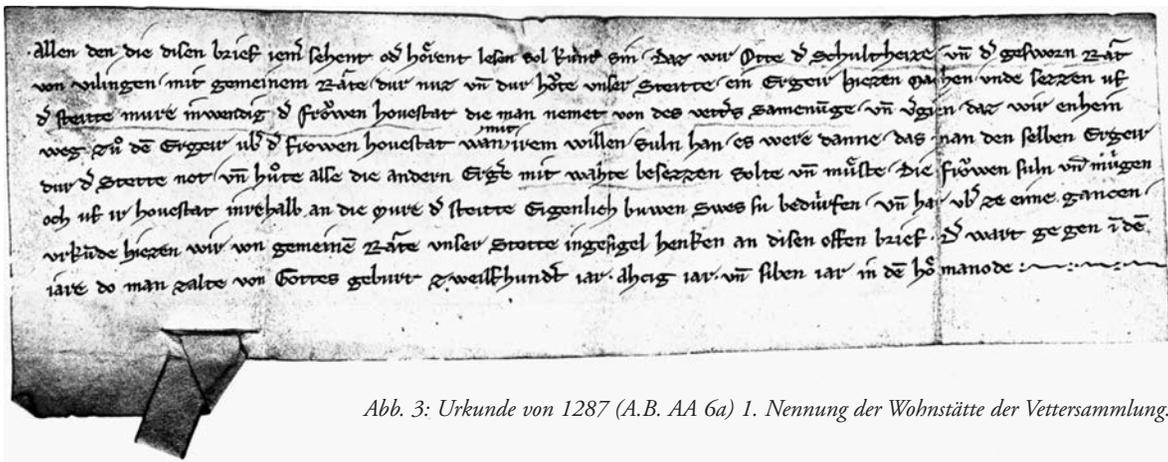


Abb. 3: Urkunde von 1287 (A.B. AA 6a) 1. Nennung der Wohnstätte der Vettersammlung.

mit dem Bau eines „Ergeir“, der zum Wahrzeichen der Vettersammlung wurde.²⁹ 1287 ließ Schultheiß und Rat von Villingen bei der Vettersammlung „einen ergeir ub de frowen hovestat die man nemet von des vettere Samenunge“ bauen. Die Schwestern hatten das Recht darauf anzupflanzen. Dieser Erker (Schanze) ist in die Stadtmauer eingebunden und existiert heute noch. Er befindet sich zwischen St. Ursula und des an die Stelle der Vettersammlung getretenen Schulhauses. Es ist ein halbrunder Vorbau.

Eine Urkunde von 1588³⁰ beweist, dass der Schanzgarten für beide Orden, die Klarissen und die Vettersammlung, erweitert wurde. Nach der Beschädigung der Schanze im 30jährigen Krieg, konnte sie erst 1710³¹ wieder neu aufgebaut werden. Die Urkunde von 1287 wurde in deutscher Sprache verfasst, was für die damalige Zeit recht ungewöhnlich war.

Waldhauser Sammlung

Einige Zeit vor dem Bau der Schanze trat eine neue Frauengemeinschaft in den Urkunden auf, die unter dem Namen Waldhausen bekannt wurde. Waldhausen lag in Richtung Kirnach.³² Der dortige Konvent besaß größeren Besitz auf beiden Seiten der Brigach. Im Jahr 1261 wird in einer Urkunde vermerkt³³, dass die Priorin und der Konvent aus dem Kloster St. Katharinental bei Dießenhofen der Stadt Villingen ein Gut in Waldhausen verkauft haben. Aus dem Jahr 1274³⁴ existiert die 1. Urkunde der Waldhauser Samm-

lung, in der die Oberin bereits Priorin genannt wurde.

Nachdem die Witwe Mahtilt in die Waldhauser Sammlung eingetreten war, verkaufte sie ihre Güter: „... Swester Mahtilt herrn Otthin sailigin elich wirtinne ...“; der Priorin und der Sammlung ihre Äcker, Wiesen und alles was sie geerbt hatte, gegen ein Leibgeding, mit Ausnahme ihrer Anteile an einer Mühle. Nach ihrem und ihres Bruders Tod soll ihr Geld an die Sammlung fallen, zugunsten eines „selgeraetes“.

Diese Urkunde wurde von „wernher vetter vnd sin svn otte“ als erste Zeugen gesiegelt. Es scheint, dass sowohl die Vettersammlung als auch die Waldhauser Sammlung von der Familie Vetter gefördert wurden. Durch die Bezeichnung Priorin in dieser Urkunde wird deutlich, dass die Schwestern spätestens ab diesem Jahr die 3. dominikanische Regel befolgten, die damals den Laien vorbehalten war und keine Gelübde beinhaltete. Wie sein Vorgänger im Bischofsamt, erlaubte im Jahr 1294³⁵ Bischof Heinrich „... priorisse et conventui sororum ad portam seu de Walthusen apud Villingen ...“³⁶ durch den Predigerorden von Rottweil geistliche Handlungen vornehmen zu lassen, wie bereits sein Vorgänger, Bischof Rudolf, auch während des Interdikts. In dieser Urkunde wurde für die Waldhauser Schwestern ein Portatile (hier = geweihter Tragaltar) genehmigt, an dem die Ordensgeistlichen aus Rottweil die heilige Messe feiern konnten, ohne Einmischung des Ortsklerus.. „Ad portam“ bedeutet, dass der Konvent inzwischen

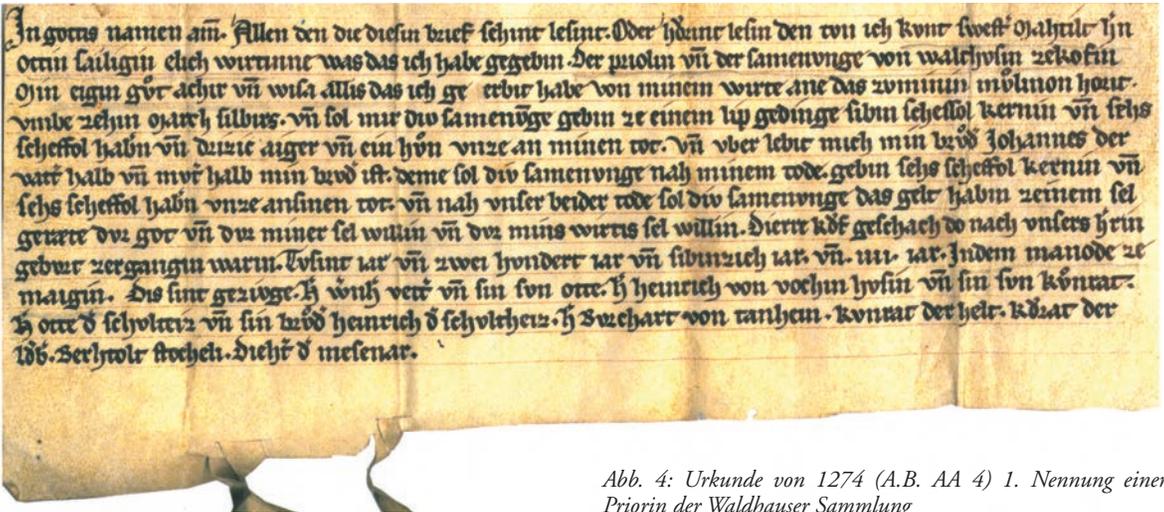


Abb. 4: Urkunde von 1274 (A.B. AA 4) 1. Nennung einer Priorin der Waldhauser Sammlung

in die Stadt gezogen war und „*ad portam*“, also am Tor, Domizil genommen hatte.

In einer Urkunde des Jahres 1297³⁷ wird eine Sammlung am Oberen Tor genannt. Ein Bürger Villingens, Eberhart Walte, „*satzte sin selegerethe*“: er stiftete aus seinem Anwesen in Marbach jedes Jahr für Bedürftige und Hausarme. Zu Verteilern bestimmte er unter anderen, seine Nichte, Schwester Yta, und Schwester Oldrvt von der Sammlung beim Oberen Tor mit Erlaubnis der Priorin, welche auch die nachfolgenden Schwestern für die Verteilung benennen sollte. Es ist eindeutig, dass es sich hierbei um die Waldhauser Sammlung handelt, die sich schon 1294 „*ad portam*“ nannte, also am Oberen Tor sesshaft war.

Unterstellung unter die 3. dominikanische Regel

Als nun 1308³⁸ Bischof Gerhard erneut die Privilegien seiner Vorgänger bestätigte, benutzte er in der Urkunde die Pluralform. „... *priorissis et conventibus sororum ad portam seu de Walthusen de domo patruī apud Villingen* ...“ Diese Urkunde zeigt, dass mindestens zwei Priorinnen und Konvente angesprochen wurden. Es handelt dabei um die Waldhauser Schwestern, die sich, als sie in Villingen wohnhaft wurden, auch „*ad portam*“ nannten. Der 2. Konvent bezieht sich auf die Vetersammlung. Es werden in dieser Urkunde die Privilegien für die Konvente bestätigt, bzw. erneuert. Die geistliche Hilfe der Rottweiler Domini-

kaner wurde den Konventen, wie auch in den früheren Urkunden, auch für die Zeiten des Interdikts zugesichert. Außerdem wird in dieser Urkunde auf die Bestätigung des Ablasses aus dem Jahr 1255 hingewiesen, der damals von den Wohltätern der Vetersammlung erlangt werden konnte. Die Urkunde von 1308 entspricht inhaltlich der Urkunde von 1294. Die Zusammenlegung beider Konvente dürfte auch das Ziel der Kurie gewesen sein. Allerdings war das Verhältnis zum Dominikanerorden nur lose. Es war eine Art weltlicher 3. Orden der Dominikaner, dem die Gemeinschaften der Schwestern untergeordnet waren.³⁹ Die Unterstellung unter den Orden lag nur in der Befolgung der Regel. In der Urkunde wird auch deutlich, dass der Bischof von Konstanz weiterhin den Schutz über diesen Konvent übernommen hatte und nicht der Orden. Es ist nicht auszuschließen, dass die beiden Konvente bereits in früheren Zeiten engere Bindungen besaßen. Wie im Jahrzeitenbuch von Dekan Riegger aufgezeichnet wurde, gehörten die Frauen der Vetersammlung zu den Poenitzschwestern des hl. Dominicus. Sie haben „... *den heiligen Orden S: V: Dominici der dritten Regul poenitzschwestern, genant nach der Regul des Vatters Augustini angenommen* ...“⁴⁰ Die Zugehörigkeit zu diesem weltlichen 3. Orden wurde von Dekan Riegger zweimal bestätigt und bringt damit neue Erkenntnisse über die Ordenszugehörigkeit der Vetersammlung. Es wäre möglich, dass auch die

Waldhauser Schwestern zu diesem Ordenszweig gehörten, wie später auch die Kirnegger Sammlung.

Das dominikanische Ideal von Gebet und Verkündigung beeindruckte von Anfang an auch viele Laien, die bei den Dominikanern in dem Ordenszweig „*Von der Buße des heiligen Dominicus*“ Anschluss fanden. Dieser 3. weltlichen Regel gab der Ordensmeister Munio von Zamora bereits 1285 eine feste Form und Satzung, die erst 1405 und 1439 päpstlich bestätigt wurde. Als Vorbild verehrten die Terziaren die heilige Katharina von Siena, welche demselben Ordenszweig angehörte.⁴¹

Da 1308 die Privilegien für die Waldhauser Sammlung bestätigt wurden, muss dieser Konvent auch noch nach 1308 weiter bestanden haben, obwohl ab 1308 keine Urkunden mehr vorhanden sind. Durch die Erneuerung der Privilegien des Jahres 1308 zeigte es sich, dass die Waldhauser Sammlung noch ihre Selbständigkeit besaß und bewahrte. Wann sie in der Vetttersammlung aufging, ist nicht bekannt.

Die überraschende Selbständigkeit einzelner Schwestern zeigte sich im Jahr 1314⁴², als zwei Konventfrauen Luitgard Schultheißin und Lucia Durbhaimerin vor dem Landrichter in Thurgau, im Interesse ihrer Gemeinschaft, gegen Johann von Allmendshofen aussagten. Die Familie Allmendshofen machte auf verschiedene Güter, die an die Vetttersammlung, die Kirnegger Sammlung, das Armenspital, an mehrere Villingener Bürger und Bewohner von umliegenden Dörfern übergegangen waren, Lehensansprüche geltend. Da sich das Landgericht in Thurgau nicht zuständig fühlte, wurde der Prozess vertagt und 1315 „*ze Vilingen vñ dem graben*“ von Fürst von Fürstenberg geführt.⁴³ Am Ende musste die Familie Allmendshofen für sich und die Nachkommen auf alle Lehensrechte, die sie an diesen Gütern zu haben glaubte, verzichten. Dafür erhielten sie eine Entschädigung von 17 M lötligen Silbers Villingener Währung und 1 Pfund Brisger.

Privilegien während des Interdikts

Als in den Zeiten des Interdikts, das wegen der Streitigkeiten der in Avignon residierenden Päpste und dem damaligen Kaiser Ludwig dem Bayer

(1283-1347) über Deutschland verhängt war, erbaten sich im Jahr 1337⁴⁴ die Vetttersammlung und die Kirnegger Sammlung mit den Frauen, die unter der 3. franziskanischen Regel standen (Bickenkloster) und 1343⁴⁵ die Vetttersammlung mit der Kirnegger Sammlung beim Bischof in Konstanz ihre Stundengebete in der Kapelle oder Kirche abhalten zu dürfen. Bischof Nicolaus v. Konstanz erlaubte den Schwestern ihre Stundengebete sowohl in der Stadtkirche, als auch in ihrer eigenen Kapelle zu verrichten. Die Formulierung dieser Urkunde zeigt, dass die Schwestern auch im 14. Jahrhundert in keiner Klausur lebten. Sie konnten ihr Kloster verlassen und auch in der Stadtkirche (damals noch die Altstadtkirche) ihre Stundengebete abhalten, allerdings bei geschlossenen Türen, ohne Glockengeläute und es musste mit leiser Stimme gebetet werden.

Es waren wichtige Privilegien, die der Bischof den Sammlungen zugestand, denn in den Zeiten des Interdikts durfte kein feierlicher Gottesdienst gehalten werden, mit Ausnahme an hohen Feiertagen. Bischof Nicolaus befahl der Villingener Geistlichkeit, der Vetttersammlung und Kirnegger Sammlung bei ihren religiösen Verpflichtungen nicht hinderlich zu sein.⁴⁶

In der Urkunde von 1343 des Bischofs Nicolaus von Konstanz an die Priorinnen der Vetttersammlung und Kirnegger Sammlung wird nochmals deutlich, dass beide Sammlungen unter der Augustinus Regel standen, die 3. Regel der Dominikaner befolgten und von den Rottweiler OP geistlich betreut wurden.

Es war eine recht vermögende Gemeinschaft, die über Kapital verfügte. Ab 1379-1437⁴⁷ konnte die Vetttersammlung sogar Geld an die Stadtverwaltung verleihen.

Eine Urkunde des Jahres 1415⁴⁸ gibt an, dass die Vetttersammlung „*hinder negelins bilde*“ einen Garten in Lehen gegeben hatte. Es handelt sich bei dieser Urkunde, die erst im Jahr 1999 nach Jahrhunderten wieder gefunden wurde, um die älteste Bezeugung des Nägelinkreuzes in Villingen.

Im Jahr 1418 wurde der Hauptaltar in der Kapelle⁴⁹ neu geweiht und an Tagen des Patroziniums ein 40tägiger Ablass gewährt.

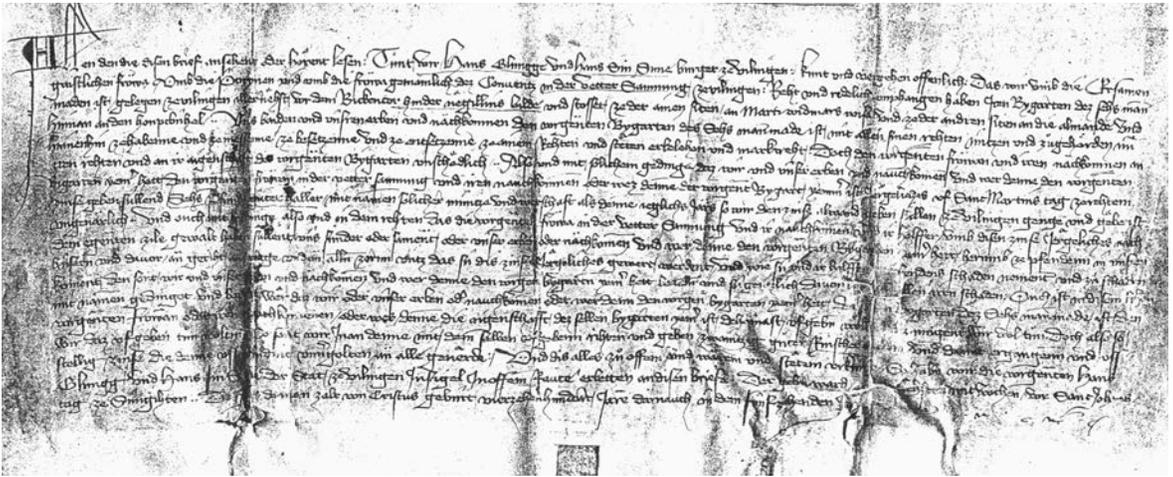


Abb. 5: Urkunde von 1415 (A.B. Y 1) 1. Nennung des Nägelinkreuzes.

„Anno Christi 1418 hat Frater Gregorius, Prädigerordens und dazumahl Weybischof zur Konstantz disen Altar auf St. Lukas Tag von neuem geweiht in der Ehr unser Lieben Frauen und dann der Hayligen Aposteln Petri et Pauli, St. Stephani, dess ersten Martyrers, St. Osswaldi und St. Dominici, der Beichtiger, St. Mariae Magdalena, St. Dorotheae, St. Margarethae und St. Barbarae, der Jungfrauen, anderen Hayligen Gottes ...“

In der Urkunde von 1418 wird nochmals deutlich auf die 3. Regel und die Unterstellung der Vetersammlung unter die Rottweiler Dominikaner hingewiesen.

Im selben Jahr 1418⁵⁰ zeigte sich wieder die Selbständigkeit einer Konventfrau. Katharina Richin, Konventfrau in der Vetersammlung, klagte gegen Cunrat von Tanhaim bei Hans Stähelyn, wegen fälliger Schulden.

Pfründe für einen Konvent-Geistlichen

Im Jahr 1422⁵¹ konnte eine Pfründe für einen Geistlichen eingerichtet werden, und im selben Jahr baten die Schwestern um die Weihe der verschiedenen Heiligen gewidmeten Altäre in ihrer Kirche.⁵² Probleme gab es, als Johann Lösslin Ansprüche an den Platz stellte, auf dem der Hochaltar aufgestellt wurde. Er belangte die Vetersammlung gerichtlich.⁵³

Für die eigene Kaplanei machte 1427 die Konventfrau Katharina, die Wykerin, eine

Spende.⁵⁴ Die Sammlung hoffte demnach auf einen eigenen Priester und wollte durch Spenden die Pfründe festigen. Brida, die Zublerin, ebenfalls eine Konventfrau der Vetersammlung, stiftete für einen Altar in der „capellen“ der Klosterkirche im selben Jahr.⁵⁵ Der Bischof von Konstanz erlaubte 1438⁵⁶, dass eine Glocke im Turm aufgehängt werden könne, die zu den Gottesdiensten der Sammlung läuten solle. Trotzdem hatten die Schwestern der Vetersammlung schon frühzeitig Verbindungen zum Münster, wie aus der Urkunde von 1439⁵⁷ zu entnehmen ist. Wieder stiftete Brida, die Zublerin, ein ewiges Licht in den Chor des Münsters.

Doch um einen eigenen Kaplan unterhalten zu können, waren die Mittel zu gering. Auch die priesterliche Betreuung durch die Rottweiler Dominikaner brachte viel Unkosten mit sich. Deshalb erhielt die Sammlung auf Antrag der Priorin 1440⁵⁸ vom Konzil in Basel die Bewilligung, einen Weltpriester zur Pastoration zu bestellen. Erst 1468⁵⁹ erhielten die Schwestern die bischöfliche Erlaubnis, einen Weltgeistlichen anzufordern. Es handelte sich dabei um einen Villingener Kaplan, der in der Sammlung die Messe las und die Sakramente spendete. Nur zu besonderen Anlässen kam noch der Prior aus Rottweil.⁶⁰

Durch die schleichende Geldentwertung in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts war auch die Bezahlung des Villingener Kaplans unmöglich geworden,

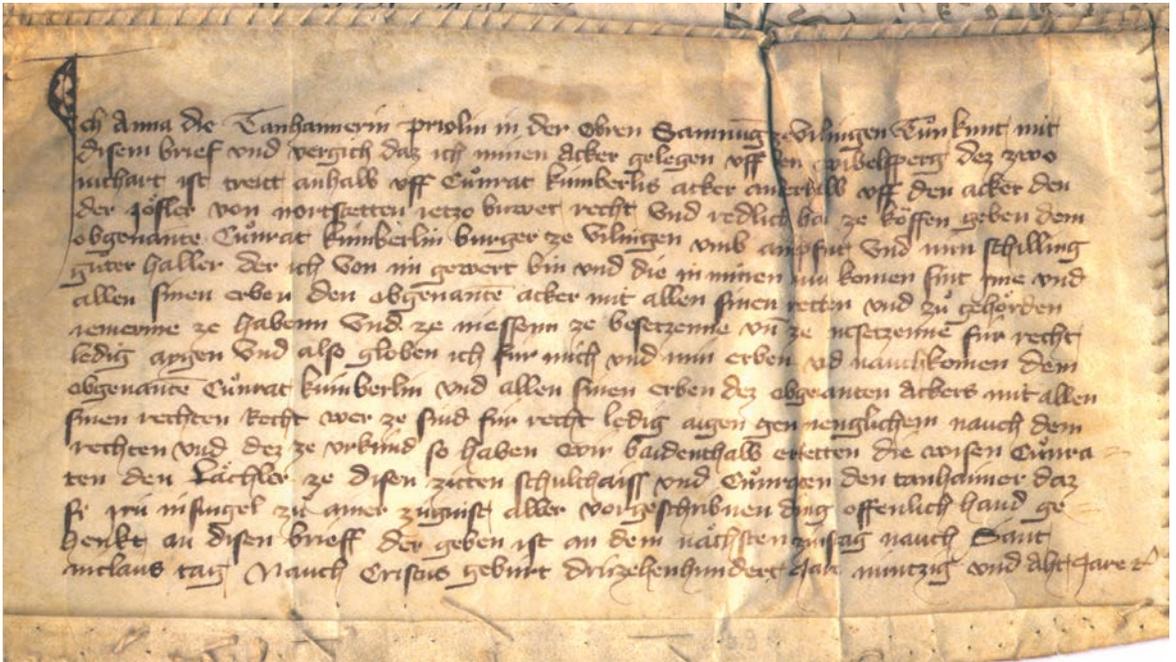


Abb. 6: Urkunde von 1398 (A.B. D III/c) Aufzeichnung der Oberen Sammlung.

und 1547 hatte der Konvent den letzten für sie zuständigen Priester. Die Schwestern gingen in die Pfarrkirche zur Messe.

Vereinigung der Kirnegger/Obere Sammlung mit der Vetersammlung

Das im Jahr 1452⁶¹ eingetretene Ereignis zeigt die größere Bedeutung der Vetersammlung vor dem Konvent der Kirnegger Sammlung. Das jetzt noch zweite Haus der Dominikanerinnen, die Kirnegger- oder Obere Sammlung, vereinigte sich mit der Vetersammlung. Der Name Obere Sammlung, der schon seit Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchlich war, kam wohl daher, weil sich das Haus an das Obere Tor anschloss. Auch ist diese Sammlung identisch mit der Kirnegger (Kürnegger) Sammlung, wie aus Urkunden z.B. von 1343⁶² hervorgeht. Dieser bestehende Konvent wurde 1310⁶³, als Kürnegger Sammlung und 1345 erstmals in einer Urkunde als Obere Sammlung benannt.⁶⁴ Der Name Kürnegg oder Kirneck bezieht sich auf die ehemalige Burg im Kirnachtal. Wahrscheinlich besaßen die Kirnecker das eine Haus am Oberen Tor. Ebenfalls zeigt eine Urkunde aus dem Pfründarchiv die frühe Benennung der

Kirnegger Sammlung in Obere Sammlung. „Pfaff Cunrat Karrer, seßhaft zu Vilingen verkauft 1 Pf. Haller Geld ab seinem Haus an der obren strahse anstoßend an der oberen Sammlung dem Claus Valkenstain, Bürger zu Villingen, um 19 Pf. guter Haller.“⁶⁵ Auch in einem Rechnungsbuch des Klosters St. Klara des Jahres 1531 wurde im Einband eine Pergamenturkunde gefunden, die angibt, dass im Jahr 1398 die Priorin der Oberen Sammlung ihren Acker verkauft hatte.⁶⁶

Die von Historikern angenommene erste Benennung der Kirnegger Sammlung in Obere Sammlung von 1420, kann damit revidiert werden.

Diese Kommunität gehörte, wie die Vetersammlung, zu den Poenitzschwestern des hl. Dominicus⁶⁷ (Tertius Ordo Sancti Dominici de poenitentia = TOSD) und nicht zu den Magdalenerinnen (Ordo Sanctae Mariae Magdalenae de poenitentia = OSMM), wie gelegentlich geschrieben wurde.⁶⁸

Die wirtschaftliche und personelle Lage der Oberen Sammlung war unhaltbar geworden, so dass beschlossen wurde, sich mit dem Konvent der Vetersammlung zu vereinigen.⁶⁹ Das erforderte Bewilligungen von der geistlichen Obrigkeit. Die

Zusammenführung der „*obersammlung der man spricht kürnegersammlung, prediger ordens*“ wurde vor dem Schultheiß der Stadt, dem Prior der Dominikaner von Rottweil, mit Erlaubnis des Bischofs von Konstanz und nach Gutachten einer Kommission entschieden. Es wurde darin deutlich daraufhingewiesen, dass beide Konvente „*ains ordens vnder ainer regel weren ... vnd auch bliben ...*“ Wahrscheinlich, um die finanzielle Lage zu verbessern, verkaufte die Obere Sammlung noch 1446⁷⁰ eine Hofstatt und Wiesen an das Bickenkloster „*ist der groß byel by Sant Jacob dußen.*“ Aber es brachte keine finanzielle Erleichterung. Alle Häuser, Äcker, Wiesen etc. fielen an die Vetersammlung, die aber auch die Schulden der Oberen Sammlung übernehmen musste. Bei der Zusammenführung beider Konvente im Jahr 1452 bestand die Obere Sammlung nur noch aus einer Schwester und einer Pfründnerin. Sr. Margarethe Haschin, Priorin der Oberen Sammlung, übergab 5 Pfund Heller der Vetersammlung, die sie für ihren Konvent aufgenommen hatte.⁷¹ Das eine Haus der Vetersammlung in der Oberen Straße wurde im selben Jahr 1452 an die Stadt abgetreten, im Tausch gegen einen Brunnen. „... *Das da stosset an den Oberen Turm und an das ander Haus, das man spricht die Obersammlung mit dem Infang, dem kleinen Törle, den steineren Stiegen, soweit die Dachtraufe geht ...*“⁷² Das Brunnenrecht behielt die Vetersammlung für ewige Zeiten, doch durften auch Nachbarn Wasser holen.

Die Obere Sammlung muss sowohl im Magistrat als auch in der Bevölkerung noch Jahre und Jahrhunderte nach der Zusammenlegung mit der Vetersammlung ein stehender Begriff gewesen sein. Denn selbst im Jahr 1613⁷³ wird bei einem Verzeichnis der Kornvorräte: „... *castenn uff der Herrenstuben; uff dem werckhaus uff der nderen lauben, uff der oberen lauben; inn der oberen Samblung uf der nderen büne...*“, die Obere Sammlung als Lagebeschreibung angegeben.

Ein sonderbares Ansinnen stellte im Jahr 1473⁷⁴ der Bürgermeister und der Rat der Stadt Villingen an den Konvent der Vetersammlung. Sie wollten, dass im klösterlichen Anwesen ein Marstall gebaut würde und hatten schon ein Pferd gekauft, für das

die Schwestern auch die Kosten der Fütterung und Pflege übernehmen sollten. Unter Androhung der Exkommunikation konnte der Bischof das eigenartige Ansinnen des Magistrats verhindern.

Besitz an Grund und Boden hatte die Sammlung seit 1269 in Aasen und 1270 das Hofgut „*apud capellam St. Nicolai*“. 1307 erstand sie einige Äcker im Steppach. Auch in Rietheim besaß der Konvent Wiesengüter, einen Lehenhof in Marbach und später in Aufen, Dauchingen, Klengen, Mönchweiler, Mühlhausen, Neuhausen, Sunthausen und Weilersbach. Dazu kamen die Pfründgelder der Konventfrauen und Stiftungen einzelner Wohltäter.

Der Bischof von Konstanz hatte bereits im Jahr 1308 die geistliche Leitung der Vetersammlung den Rottweiler Dominikanern übertragen. Wenn auch im 16. Jahrhundert die Pastoration durch einen Villingener Weltpriester besorgt wurde, hatte der Dominikanerprior noch immer die geistliche Oberaufsicht. Der Prior von Rottweil, Pater Heinrich Staringer OP, stellte 1557 die Satzungen und Regeln⁷⁵ erneut für die Sammlung auf. Wie aus den Visitationsberichten des Jahres 1557 hervorgeht, lebten die Frauen der Vetersammlung noch nicht in Klausur. Dieser Visitationsbericht ist das letzte Dokument, aus dem hervorgeht, dass die Dominikaner aus Rottweil die Visitation allein durchführten.

Als nun im Jahr 1586⁷⁶ eine neue Visitation stattfand, wurde diese auf Anordnung des Konstanzer Bischofs durchgeführt. In dem Bericht wird deutlich auf die sieben Tagzeiten hingewiesen, die im Sommer um 4 Uhr und im Winter um 5 Uhr begannen. Auch hatten die Schwestern jeden Morgen den Gottesdienst im Münster zu besuchen und keine Predigt zu versäumen. Der Konvent hatte Kapitel zu halten, der Sakramentenempfang wurde vorgeschrieben. Stillschweigen wurde im Schlafsaal, in der Kapelle und bei Tisch verlangt. Tägliche Tischlesungen waren selbstverständlich einzuhalten. Es wurde erstmals auf die Arbeiten hingewiesen, die von den Schwestern auszuführen waren und die aus Wirken, Spinnen, Sticken usw. bestanden.

Es gibt keinen Hinweis auf ausschließliche karitative Tätigkeit der Sammlung.

Bei dieser Visitation, die unter der Aufsicht des Bischofs stand, war der Prior von Rottweil nur noch Assistent.

Die kleine Kirche der Sammlung war auch für das „*gemeine Volk*“ zugänglich, aber es war mehr ein Oratorium als eine Kirche und der Wunsch nach einem größeren Gotteshaus war groß. Es dauerte noch viele Jahre bis sich der Wunsch erfüllen konnte.

Der lang dauernde Krieg (1618-1648) brachte auch der Vetersammlung schwierige Zeiten. Doch hatten die Schwestern nicht in dem Ausmaß unter der Schwere des Kriegs zu leiden, wie die Klarissen. Schon die kleinere Zahl der Schwestern erleichterte die Beschaffung der lebensnotwendigen Dinge. Zwar war der Grundbesitz der Vetersammlung nicht allzu bedeutend, doch konnte sogar 1642⁷⁷, also in schlimmster Zeit, noch eine Wiese am „*Kalchofen*“ um 155 Gulden gekauft werden. Ein Zeichen, dass sich die Vetersammlung in dieser Zeit noch nicht in sehr großer finanzieller Not befand, dank der Unterstützung Ferdinands v. Freiburg, Bürgermeister von Villingen. Ein Zeichen ihrer Nächstenliebe setzten die Schwestern in der Aufnahme des Söhnchens von Ferdinand von Freiburg. Während des 30jährigen Kriegs wurde Junker Ferdinand von Freiburg und sein Söhnchen für längere Zeit in der Vetersammlung verpflegt. Durch die „*in der Stadt grassierende Sucht*“ hatte er seine Frau und Tochter verloren. Er brachte das halbjährige Kind, das er sonst nirgends unterbringen konnte, in die Vetersammlung. Dort wurde der Kleine liebevoll gepflegt und erzogen, bis er mit sieben Jahren starb. Nachdem Ferdinand v. Freiburg das Bürgermeisteramt abgelegt hatte, zog er sich mit bischöflicher Erlaubnis in die Vetersammlung zurück und bewohnte dort das sog. Junkerstübchen. Vorher wohnte er im Haus „...*wo ietz am Pfarrhof die Canzlei ist...*“⁷⁸ Er starb 1669 und wurde im Chor der Franziskanerkirche begraben. Ferd. von Freiburg vermachte der Sammlung⁷⁹ einen Großteil seines Besitzes. Er war einer der großen Wohltäter der Vetersammlung.

Ende des 17. Jahrhunderts war die Stadt mit 786 Gulden im Rückstand bei der Vetersammlung.⁸⁰ Ob die Schulden jemals zurückgezahlt wurden, ist nicht vermerkt.

Ab 1668 war der Villingener Stadtpfarrer, in diesem Jahr Pfarrer Dr. Motz, der Vorgänger von J. J. Riegger, der regelmäßige Visitor in der Vetersammlung. Er musste, wie die Wirtschaftspfleger, den Verkäufen zustimmen.

Auf Bitten der Priorin wurden im Jahr 1682 von Papst Innocenz XI. als Gunsterweisung dem Konvent Ablässe verliehen, welche von allen Gläubigen zu erlangen waren, die an Maria Himmelfahrt, Peter und Paul und Allerseelen die kleine Kirche besuchten und vor dem Altar beteten.⁸¹

Neubau der Klosterkirche

Als 1684 ein Grundstück, das an den Garten des Klosters stieß, angeboten wurde, konnte der Neubau einer Kirche ins Auge gefasst werden. Aber es dauerte noch viele Jahre, bis der Bau realisiert werden konnte, für den zusätzlich noch ein Grundstück des „*Beehrenwürths*“ Anton Riegger für 400 Gulden im Jahr 1720 erworben wurde.⁸² Großzügige Spenden gingen ein, die aber nicht zur Fertigstellung des Baues reichten. Deshalb mussten mehrere Anleihen gemacht werden. Ein großer Wohltäter der Vetersammlung war u.a. Assessor Schiller von Wildenstein. Durch seine Schwester hatte er besondere Beziehungen zu dem Konvent. Nach den Einträgen des Dekans Johannes Jakobus Riegger, hatte Schiller eine Schwester als Pfründnerin im Kloster („*Anno 1719, 17. Aprilis ist selig in dem herrn entschlafen Jungfrau Maria francisca Schillerin, gewesste Pfründnerin im 75. Jahr ihres alters ...*“)⁸³

Der Bau der Kirche konnte erst 1720⁸⁴ begonnen werden und wurde zwei Jahre später 1722 vollendet.⁸⁵ Die Kirche war der hl. Katharina v. Siena geweiht.

Es wurde ein Verbindungsbau, da es sich durch die Beschränktheit der Räume als notwendig erwies, die Kirche mit dem Kloster zu verbinden. Aus einem späteren Plan (1809) geht hervor, dass das Kloster aus einem Hauptgebäude mit Fassade gegen Sonnenniedergang (Westen), 50 Schuh⁸⁶ lang und 44 Schuh breit, bestand. An der Ostseite war ein breiter Erker. Zu ebener Erde befand sich die Konventstube, die 37 Schuh lang und 23 Schuh breit war. Darin befand sich eine spätgotische

Holzdecke, in deren Mittelbalken 26 Wappen eingeschnitten waren. Das Subpriorat schloss sich in Richtung Bärengasse an und war mit der nach Westen orientierten Kirche St. Katharina verbunden. Die kleine Sakristei war mit der Kirche verbunden.⁸⁷

Die Vetersammlung war immer eine kleine Gemeinschaft. Im Jahr 1640 waren nur vier Schwestern im Konvent. Im 18. Jahrhundert vermehrte sich die Zahl der Schwestern. So waren es 1702 acht Schwestern und zwei Novizinnen, 1716 neun Schwestern und 1728, wie der Visitor J. J. Riegger berichtet, waren 12 Konventschwestern in der Vetersammlung. Das war die höchste Mitgliederzahl seit Bestehen und es sollte nach Möglichkeit so gehalten werden, auch um den 1723 eingeführten Choralgesang besser ausführen zu können. Die Einsetzung des Choralgesangs deutet schon 1723 auf die Hinführung zum 2. Orden, in dem die Stundengebete feierlich gestaltet werden (feierliches Offizium). Die Orgel wurde von G. Schiller gestiftet.⁸⁸

Aufgaben des Konvents

„Nach löblichem Ordensbrauch zum Trost der Abgestorbenen, werden Anniversarien jährlich abgehalten, wie es vorgeschrieben ist.

1. Für dieses Gotteshaus Stifter und Guttäter
2. Für Väter, Mütter und die lieben Anverwandten
3. Für alle Abgestorbenen, die auf dem Friedhof oder anderswo ruhen und begraben liegen.“⁸⁹

Im Jahrzeitenbuch des Klosters, in das die Visitationsberichte eingeklebt sind, schrieb Dekan Riegger zuerst einen geschichtlichen Abriss des Konvents. Dann gab er in den Visitationsberichten der Jahre 1719-1737 an, dass von 1700 bis 1728 die Schwestern im Münster begraben wurden. Vorher in der Altstadtkirche. Dekan Riegger bezeugt, dass 1719 die Schwester des Wohltäters Schiller von Wildenstein im Kloster der Vetersammlung starb, und in der Altstadtkirche beerdigt wurde. Alle anderen verstorbenen Schwestern der Jahre 1700-1728 wurden im Münster begraben. Im Jahr 1729 starb die Priorin Magdalena Schleicherin und wurde im Münster neben dem Taufstein beigesetzt.⁹⁰

Im Jahr 1734 wurde für die Sammlung der erste eigene Kirchhof an der Seite der Kirchenmauer vor der Sakristei angelegt. Bezeugt wurde dieser Bau wieder von Dekan Riegger. Die ersten Eintragungen der Beisetzungen auf dem eigenen Friedhof stammen aus dem Jahr 1740.

Bisher wurde angenommen, dass keine Schwestern der Vetersammlung im Münster begraben seien. Die authentischen Berichte im Visitationsbuch durch Dekan Johannes Jacobus Riegger bringen jedoch neue Erkenntnisse. Sogar der Ort der Beisetzungen wurde bekannt, wie auch der spätere Kirchhof der Dominikanerinnen.

Im Jahr 1829ff fand eine Restauration des Münsters statt. Dabei wurde die mittelalterliche Ausstattung entfernt. Es fielen darunter 70 Statuen, 10 gemalte Fenster, 60 Grabplatten, auch das Chorgitter und der monumentale Hochaltar von Johann M. Hermann 1857.⁹¹ Es ist anzunehmen, dass einige der Grabplatten für die Dominikanerinnen erstellt waren.

1730 wurde die Vetersammlung dem 2. Orden unterstellt und klausuriert. Die Schwestern durften einen schwarzen Schleier (*Nigrum velum*) tragen.⁹² Der schwarze Schleier ist ein Zeichen des 2. Ordens. Die Klausur, die einem 2. Orden entspricht, wurde leicht gelockert, indem die Schwestern den Gottesdienst im Münster besuchen durften. Ansonsten konnten sie nur mit Erlaubnis des Visitors (hier Dekan Riegger) das Kloster verlassen.

Reliquien für St. Katharina

Bereits 1758⁹³ erhielt die Kirche einen Teil der Reliquien des hl. Felicianus (Fest 24. Januar, Translatio 20. Oktober). Heinrich Stainberg, Pfarrer in Stockach, hatte 1754 Reliquien des Märtyrers aus dem Coemeterium des hl. Hermes erhalten und eine von dem Generalvikar des Papstes, ausgestellte Urkunde vom 6. 4. 1754⁹⁴ bestätigt die Echtheit der Reliquie. Pfarrer Stainberg erhielt die Erlaubnis sie zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. So kamen Reliquienpartikel nach St. Katharina in Villingen. Sie wurden in einem Glasschrank auf dem Seitenaltar der Epistelseite aufbewahrt. Auch nach der Überbringung der Altäre nach St. Ursula

ließ die Verehrung des Heiligen nicht nach.⁹⁵ Erst im Jahr 1910 wurden die Reliquien, da die Umhüllung schadhafte geworden war, herausgenommen und in einem Reliquienschrein beigelegt.

Stiftung des Altarbildes

Im Jahrzeitenbuch befindet sich aus Anlass des Todes von Pfarrer Schueh ein Eintrag des Jahres 1761, dass Pfarrer Jacob Benedikt Schueh, der ein Wohltäter des Klosters war, das „*Bladt*“ = das Altarblatt im Hochaltar, bezahlt hatte. Im selben Jahr lehnten die Dominikanerinnen das Ansinnen des nachfolgenden Stadtpfarrers Joseph Xaverius Beck ab, der Visitator in ihrem Kloster werden wollte „... *auf Erheblichen ursachen sich Priorin und daß Convent vil und stark wider setzen haben müssen.*“⁹⁶

Not im Kloster

Am Ende des 18. Jahrhunderts befand sich die Vetttersammlung in großen finanziellen Nöten. Ab 1734 bis 1757⁹⁷ war die finanzielle Situation der Dominikanerinnen so sehr angespannt, dass sie bei vielen Privatleuten Geld aufnehmen mussten. In den noch vorhandenen Literal-Büchern der Jahre 1773-1780 der Vetttersammlung sind alle Einnahmen und Ausgaben angegeben. Daneben stehen Eintragungen, die über die Aktivitäten der Schwestern berichten. Die Schwestern bemühten sich mit aufwendigen Handarbeiten einen Teil ihres Lebensunterhalts zu sichern. Dafür wurden Gold- und Silberfäden, Taft, Samt, Perlen und Granaten gekauft, um Messgewänder und Kleider für Marienstatuen, Scapuliere etc. anzufertigen. So ist in einer Urkunde aus dem Pfründarchiv⁹⁸ zu lesen, dass der Bürgermeister Xaver Kegel und seine Frau ein festliches Messgewand bestellt hatten, wobei die Schwestern der Vetttersammlung beauftragt wurden, die darauf angebrachten Wappen zu sticken. Neben der Paramentenstickerei versorgten sie auch die Armen, die täglich an die Klosterpforte kamen und sie gaben ihre letzten Vorräte. Auch konnten die Schwestern ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Das Geld für die Steuern musste geliehen werden.⁹⁹

Beginn des Schulunterrichts

Vom 2. zum 3. Orden

Als 1774 auf kaiserliche Verordnung in Villingen eine Normalschule für Mädchen eingeführt werden sollte, willigten die Schwestern der Vetttersammlung auf Wunsch der Stadt ein, diesen Unterricht zu übernehmen. Eine in Klausur lebende Gemeinschaft konnte keinen Unterricht abhalten. Deshalb war für die Vetttersammlung die Rückführung zum 3. Orden obligatorisch. Der 3. Orden war inzwischen sowohl für Laien, als auch für Schwestern mit Gelübde erlaubt worden, die von der Möglichkeit einer Mädchenerziehung Gebrauch machten. Schwester Feliciana Arnold und Schwester Amanda Hayberger wurden nach Freiburg gesandt, um in der Unterrichtsmethode unterwiesen zu werden. Feliciana Arnold hatte vor ihrem Eintritt in das Kloster durch mehrjährigen Besuch einer Ursulinenschule in Neuburg a. D. eine für jene Zeit und Verhältnisse außergewöhnliche Bildung erworben. Nach ihrer Rückkehr aus Freiburg eröffneten beide Schwestern eine Mädchenschule und machten sich sehr verdient. Die Erfolge bei den Schülerinnen waren vorerst die einzige Belohnung. Die Stadtverwaltung vergütete den Unterricht der Schwestern in keiner Weise. Nach kurzer Unterrichtstätigkeit starb Schwester Amanda Hayberger.¹⁰⁰

Im Jahr 1777¹⁰¹ richtete die Priorin der Dominikanerinnen an die Stadtverwaltung die Bitte, den Schwestern Gehälter zukommen zu lassen, da die Verpflegung bei dem anstrengenden Unterricht aus Geldmangel nicht gewährleistet sei. Erst auf diese dringende Bitte erhielten sie eine Vergütung für den Unterricht von 150 Gulden jährlich für vier unterrichtende Schwestern. Die nicht in der Schule tätigen Schwestern machten Handarbeiten, sie stickten Paramente, Bilder und Bänder. Trotzdem konnten ab 1775 die Materialien nicht mehr bezahlt werden. Im Literalbuch 1780 wird berichtet, dass mehr ausgegeben als eingenommen wurde. Die Vetttersammlung zählte noch 11 Schwestern und eine Laienschwester. Es waren in erster Linie Töchter Villingener Bürger.

Für den großen Andrang der Schülerinnen war der Schulraum zu eng. Deshalb mietete die Stadt in

einem Nebenhaus der Vetersammlung zwei Zimmer, damit der Unterricht nicht in allzu großer Enge stattfinden musste. Doch selbst diese Lösung erwies sich als unhaltbar, da auch der Zugang zu der Schule, besonders im Winter, beschwerlich war. Unter diesen Umständen kam dem Stadtrat der Vorschlag die Schule in das 1782 aufgehobene Kloster St. Klara zu verlegen gerade recht. Die Priorin der Vetersammlung, Maria Josepha Hautin, willigte im Namen ihres Konvents in die Verlegung der Schule und ihre Übersiedlung nach St. Klara ein.

Übersiedelung nach St. Klara

Bei der Übersiedlung ins ehemalige Klarissenkloster waren sich die Dominikanerinnen nicht der Tragweite ihres Handelns bewusst. Sie glaubten, da sie ja seit einigen Jahren unterrichtet, der Auflösung ihres Konvents entgehen zu können, und ihre Ordensregel weiterhin befolgen zu können, zumal der zuständige Schuldirektor Bob ihnen versichert hatte, dass die Klarissen die Augustinusregel annehmen würden. Als sich jedoch der Konvent von St. Klara entschloss, die Ursulinenregel anzunehmen, waren die Schwestern der Vetersammlung am Anfang nicht gewillt, dem Beispiel Folge zu leisten. Sie schrieben an den Visitator Spengler im Juli 1782¹⁰²: *„Die Frauen der Vetersammlung ad St. Catharinam empfinden es schwer und es fällt ihnen untröstlich, wenn sie genötigt werden, die geschworene Ordensregel samt dem Habit abzulegen und sich zu einem anderen Institut zu entschließen...“*, da ja nicht der Dominikaner-Orden aufgehoben sei.

Doch der Druck der Stadtverwaltung und der Rat des Bischofs bewog sie, auf ihren weißen Habit zu verzichten und das schwarze Kleid der Ursulinen zu tragen. Nach ihrer Übersiedlung nach St. Klara kamen die Gebäude der Vetersammlung an die Stadt.

Die Dominikanerinnen hatten sicher den guten Willen sich der neuen Ordnung zu fügen, doch war es, besonders für die älteren Schwestern, sehr schwer sich an ein neues Zusammenleben und an eine neue Regel zu gewöhnen. Es waren am Anfang drei verschiedene Ordenskonvente, die in einem

Haus zusammenlebten. Das brachte Schwierigkeiten mit sich. Doch nachdem die geistliche Leitung des Klosters St. Ursula einem Benediktinerpater übertragen wurde, konnte das Problem durch den außenstehenden Ordenspriester gelöst werden.

Vor ihrer Übersiedlung mussten die Dominikanerinnen ihr gesamtes Inventar auflisten. Die Bibliotheksliste von 1782 enthält 555 Bücher, teilweise von bedeutenden Theologen. Neben Schriften von Hieronymus, Joh. Geiler v. Kaysersberg, Abraham a Santa Clara gab es auch Bücher des in Villingen bekannten Paters Martin Digasser OFM, der von 1597-1600 Pfarrer in Villingen und Lektor in St. Klara war. Die Handschriften und Bücher stammten von 1280-1757, darunter waren 37 Handschriften und viele Frühdrucke. Auch die Liste aller Gemälde und Kunstgegenstände zeigt die einstige Bedeutung dieses kleinen Konvents. Unter den zahlreichen Auflistungen sind bedeutende Statuen und Gemälde. Anhand dieser Aufzeichnungen kann sicher manches, bisher noch nicht eingeordnete Kunstwerk der Vetersammlung zugeordnet werden. In der Inventarliste von 1782 *„Über das Vermögen und Pasiv Standt des Klosters O.S.D (Ordo Sancti Dominici) zu Vätter Samlung 1782“* mussten alle beweglichen und feststehenden Gegenstände aufgelistet werden. Außer dem Bettzeug besaßen die Schwestern auch Mobiliar. Kaffeekannen und die dazugehörenden Tassen und Löffel zeigen, dass Kaffee in der Vetersammlung bereits bekannt war.

Die Kunstgegenstände aus der Kirche St. Katharina

Einige Kunstgegenstände konnten vom Kloster St. Ursula übernommen werden. So wurden im Jahr 1793 durch die 1. Lehrerin und spätere Superiorin M. Feliciana Arnold drei Barockaltäre der ehemaligen Dominikanerinnen-Kirche nach St. Ursula gebracht. Am Hochaltar wurde ein geschnitztes Relief der hl. Klara eingesetzt, wobei das Hauptbild der Himmelfahrt und der Krönung Mariens erhalten blieb¹⁰³, das von Stadtpfarrer Schueh (1737-1761) in seiner Amtszeit gestiftet wurde. Nach Angaben bei Paul Revellio¹⁰⁴ soll der Marienaltar der Vetersammlung nach Weilersbach

gekommen sein, und dort bis zum Neubau der Kirche (1955) als Hochaltar benutzt worden sein. Nach den Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Beck (bei Revellio: Becker, der 1777 starb), stand dieser Altar als Frühmessaaltar im Münster. Es war also die Zeit nach Pfarrer Schueh und dem gestifteten Hochaltarbild in der Klosterkirche. Die beiden Stifter fanden ihren Platz an einem Seitenaltar der Kirche von St. Ursula. Einige Gemälde und ein spätromanischer Kruzifixus zieren noch heute das Kloster und die Kirche.

Durch die Übersiedlung in das ehemalige Klarissenkloster konnten die beweglichen Güter teilweise gerettet werden. Ebenso wie Bücher und sakrale Kunstwerke mussten auch die Äcker und Gärten der Vetersammlung aufgelistet werden. Aus dem Verzeichnis von 1782 geht hervor, wo sich die Äcker und Gärten der Sammlung befanden.

Nach der Zusammenlegung beider Klöster baten sechs Schwestern der ehemaligen Vetersammlung die Regierung, ihnen bei ihrem Austritt aus dem Kloster St. Ursula eine geringe Pension zu gewähren. Sie konnten sich nicht mehr an die neue Ordensregel und die ungewohnte Umgebung gewöhnen. Deshalb zogen einige Schwestern es vor, das Kloster zu verlassen. Nachdem die erbetene Pension bewilligt war, fanden sie Aufnahme bei einer Witwe in Villingen und verbrachten dort ihren Lebensabend. Sie befolgten auch weiterhin ihre gewohnte Ordensregel. Eine alte Schwester, die ehemalige Subpriorin M. Hildegardis Schuoin, kam nach St. Ursula „mit ihrem wenigen Gerümpel“ zurück, worunter auch ein „Prager Jesuskind“ war. (Vielleicht ist das im Seitenaltar der Klosterkirche sich befindende „Prager Jesuskind“ aus deren Besitz).

Die übrigen sechs Schwestern der ehemaligen Vetersammlung blieben in St. Ursula und legten nach einem Probejahr am 21. 10. 1783 mit 12 Klarissen die Gelübde auf die Ursulinenregel ab. Sie gehörten zu den angesehensten Schwestern der Gemeinschaft und zu den tüchtigsten Lehrerinnen der Schule. Als letzte Konventschwester der ehemaligen Vetersammlung starb im Jahr 1839 M. Dominica Winterin, die im Kloster St. Ursula eine neue Heimat gefunden hatte.¹⁰⁵

Nach der Übersiedlung der Dominikanerinnen kamen die Gebäude an die Stadt. Das alte Kloster war ziemlich auffällig, wurde aber trotzdem für verschiedene Zwecke verwendet. In den Kriegsjahren als Unterbringung der durchziehenden Soldaten und auch als Lazarett (1870/71). Nach einigen Jahren kam es in Privatbesitz. Im Jahr 1856 erwarb die damalige Superiorin von St. Ursula, Xaveria Ditz, das Haus der ehemaligen Vetersammlung von den neuen Eigentümern, um es der Stadt für einen Neubau einer Mädchenschule anzubieten. Zwei Jahre später, 1858, wurde das ehemalige Sammlungsgebäude abgebrochen und an der Stelle entstand eine Mädchenschule.

Zusammenfassung

Die Vetersammlung war einst eine vermögende Gemeinschaft, die durch die Gunst vieler Wohltäter einen bedeutenden Platz unter den Frauengemeinschaften einnahm. Sie stand viele Jahrhunderte unter der Augustinus-Regel, war bis 1730 der 3. dominikanischen Regel unterstellt und gehörte zu den Bußschwestern des hl. Dominicus. Durch kluge Verwaltung hatten sie Ländereien und Einnahmen durch Handarbeiten. Das eigentliche Postulat der Sammlung und später des Ordens war das tägliche Gebet für alle Menschen, was auch als Zeichen der Nächstenliebe gewertet werden muss.

Von dem einstmals sicher reichen Material an Urkunden, Chroniken und sonstigen Aufzeichnungen existieren außer den Urkunden nur noch wenige Zeugnisse. Ihre eigentliche Aufgabe war für die Menschen zu beten, wie es sehr deutlich aus den Aufzeichnungen des Jahrzeitenbuches hervorgeht.

Als großes Glück erwies sich die Zusammenlegung der beiden Orden und ihre, wenn auch zögerliche, Einwilligung dem Orden der Ursulinen beizutreten. Bis heute leben, beten und unterrichten die Schwestern von St. Ursula in dem letzten auf das Mittelalter zurückreichenden Kloster Villingens, das eine Jahrhundert lange Tradition auszeichnet.

Anmerkungen und Literatur beim Verfasser.

Die Verbindung ist geschaffen

Villinger Geschichts- und Heimatverein
eröffnet feierlich Naturlehrpfad

Sabine Streck



Umrahmt von Trachtenträgern spricht Oberbürgermeister Rupert Kubon zu den vielen Gästen, die zur Einweihung gekommen sind. Obendrauf gab es noch einen Spendenscheck von der Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen.

Das trennende Band zur Gemarkung Schwenningen ist zerschnitten, die erste Tafel des neuen Geschichts- und Naturlehrpfades des Villinger Geschichts- und Heimatvereins enthüllt.

Unter großer Anteilnahme der Mitglieder des Vereins wurde am 21. Mai die erste Station des Villinger Pfades in der Höhe des Hölzlekönigs mit der Anbindung an den bereits bestehenden Schwenninger Geschichts- und Naturlehrpfad eröffnet. Von Wildgarten aus ging es entweder zu Fuß oder mit Kleinbussen zum Ort des Geschehens.

Eine Abordnung der Villingen Stadt- und Bürgerwehrmusik spielte auf, zwei Trachtenpaare aus Villingen und Schwenningen gaben sich die Ehre.

Günter Rath, Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins, sprach von einem mutigen und großen Projekt. Immerhin entsteht mit Beendigung des Weges im nächsten Jahr eine 30 Kilometer lange Strecke mit 53 Stationen, die auf geschichtlich bedeutende Stellen hinweist. Dies sei nur mit Sponsoren und Spendern möglich gewesen und dem großen Engagement der Projektgruppe.

Nächstes Jahr soll eine gemeinsame Broschüre des Villingener und Schwenninger Pfades erscheinen.

Der Vorsitzende des Schwenninger Heimatvereins, Siegfried Heinzmann, sicherte eine finanzielle Beteiligung des Vereins zu.

Oberbürgermeister Rupert Kubon erinnerte an den Städtezusammenschluss vor fast 40 Jahren, als am Hölzlekönig die alten Ortsschilder entfernt worden waren und Villingen-Schwenningen aus der Taufe gehoben wurde. Bis so ein formaler Akt die Menschen erfasse, brauche es Zeit. Mit dem gemeinsamen Lehrpfad sei wieder etwas zusammengewachsen, was zusammen gehöre. Damit sei der Fehler Ottos des Dritten geheilt, der einst nur Villingen das Münz- und Zollrecht gegeben habe. „Schwenningen hätte es auch verdient gehabt.“ Immerhin sei jetzt ein weiterer geschichtlicher Brückenschlag erfolgt. Es sei ein ehrgeiziges Projekt, mit diesem Weg die gesamte Stadt zu umrunden.

In die Liste der vielen Spender und Sponsoren reihte sich auch die Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen ein. Der Vorsitzende der Stiftung, Rupert Kubon, überreichte Günter Rath einen Scheck in Höhe von 2500 Euro. Die Gesamtkosten des Vorhabens belaufen sich auf 10000 Euro.

Der Geschichts- und Naturlehrpfad soll ein Weg durch die Geschichte und die Natur Villingens sein. Dem Satzungszweck des Vereins entsprechend soll er die Entwicklung der Heimat aufzeigen und Wissen vermitteln. Der Geschichts- und Heimatverein sieht dieses Projekt als städteverbindenden Beitrag auch im Hinblick auf die in diesem Jahr stattfindende Landesgartenschau. Der Weg zweigt am Hölzlekönig vom Schwenninger Pfad ab und führt rund um Villingen wieder zum Lehrpfad Schwenningen an der Hohen Mark (neues Klinikum) zurück. Er verläuft zum überwiegenden Teil über Wander- und Waldwege. 20 der 53



Ute Schulze, Werner Echle und Günter Rath zeigen das Emblem des Geschichts- und Naturlehrpfades.

Stationen bestehen bereits. Die Arbeitsgruppe unter Federführung von Werner Echle und Eberhard Härle, die zu den Hauptinitiatoren gehören, hat zusammen mit Ute Schulze, Dr. Hans-Georg Enzenroß und Adolf Schleicher der Weg ausgearbeitet samt der Beschilderung.

Stationen des Pfades:

1. Abschnitt: Eingangstafel Geschichts- und Naturlehrpfad Villingen, Bertholdshöfe, Windschutzpflanzung, Aussichtsturm, Altstadtkirche, Altstadtquelle, Kreuzwegstele, Bickenkapelle.
2. Abschnitt: Brigach, Fischaufstieg, Ahornallee, Warenburg, Wiederaufforstung nach Windwurf, Laible, Wald, Bienenvolk, Baumarten, Spital-

fonds Villingen, Magdalenenbergeiche, Naturschutzgebiet Tannhörne, Sühnekreuz bei der Poleneiche.

3. Abschnitt: Schleifekapelle St. Wendelin, Burg Runstal, Sühnekreuz, Pfadfinderplatz, Waldtrauf aus Eichen, Naturdenkmal Eiche, Volkertsweiler, Ganterdenkmal, Römerweg, Tanne, Mühlsteinbruch, Hallstattzeitliche Wehranlage am Kapf, mittelalterliche Wehranlage, Feldner Mühle, Wasserkraftwerk Dold, St. Germanskloster.
4. Abschnitt: Russische Begräbnisstätte, Hochwasserrückhaltebecken, Vockenhausen, Bildstöcke Guggenbühl, Nordstetten, bei St. Jakob, ehemaliger Klosterwald St. Ursula, Anbindung an Schwenninger Geschichts- und Naturlehrpfad bei der Hohen Mark.



So sieht es an der Schnittstelle der beiden Geschichts- und Naturlehrpfade Villingen und Schwenningen aus.

Fotos: Streck

Der Geschichts- und Naturlehrpfad Villingen

Werner Echle

Von der Idee zur Realisierung

Die Idee für einen Geschichts- und Naturlehrpfad in Villingen-Schwenningen kam ursprünglich von Schwenninger Bürgern, die für ihren Stadtbezirk ein solches Projekt wünschten. Der Heimatverein Schwenningen nahm sich zusammen mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwarzwaldverein dieses Vorschlags an und plante mit dem damaligen Leiter des städtischen Forstamtes, Eberhard Härle, solch einen Pfad. Der Sturm Lothar verhinderte die baldige Umsetzung des Planes. Auf Initiative von Dr. Tobias Kühn, dem Nachfolger von Herrn Härle, wurde der Plan 2005 wieder aufgegriffen.

Die Arbeitsgemeinschaft Geschichts- und Naturlehrpfad Schwenningen hat mit Mitgliedern u. a.

aus dem Heimatverein Schwenningen, dem schwäbischen Albverein und dem Schwarzwaldverein unter der Leitung von Siegfried Heinzmann im Jahr 2006 den ersten und im Jahr 2009 den zweiten Teil des Geschichts- und Naturlehrpfades Schwenningen errichtet.

Bereits damals bestand der Wunsch des städtischen Forstamtes, des Oberbürgermeisters und der Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen, diesen Weg nach Villingen zu führen und somit ein „städteverbindendes Projekt“ zu verwirklichen.

Nachdem die Bürgerstiftung im Frühjahr 2009 einen erheblichen Zuschuss hierfür bewilligte, beschloss der Geschichts- und Heimatverein Villingen die Federführung für dieses Projekt zu übernehmen. Er bildete dazu eine Projektgruppe



Die Arbeitsgruppe von links: Eberhard Härle, Ute Schulze, Hansjörg Fehrenbach, Werner Echle, Dr. Hans-Georg Enzenroß.

mit Ute Schulze, Werner Echle, Dr. Hans-Georg Enzenroß und Eberhard Härle, die später durch Hansjörg Fehrenbach ergänzt wurde.

Herr Härle entwarf damals bereits den gesamten Weg vom Hölzlekönig nach Villingen, um die Stadt herum und wieder zurück bei der Hohen Mark zum Schwenninger Weg und plante gleichzeitig auch die möglichen Stationen ein. Dieses Konzept, das erstmals in der Mitgliederversammlung am 9. März 2010 vorgestellt wurde, war Grundlage für die Gestaltung des Weges und wurde im Laufe der weiteren Realisierung immer wieder geringfügig aktualisiert.

Finanzierung

Erfreulicherweise konnten Hauptsponsoren gefunden werden, die es mit großer Unterstützung ermöglichten, dass der Weg überhaupt finanziert und realisiert werden konnte. *Die Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen* hat durch ihren Zuschuss von 2.500 Euro den Weg für die Realisierung durch den Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. gegebnet.

Die *Wieland-Werke AG, Villingen* haben durch die großzügige Spende von 30 Messingtafeln und die *Firma wildigarten, Villingen-Schwenningen* durch enormen Arbeitseinsatz (Setzen von Pfosten u.ä.) und wichtige, äußerst hilfreiche Beratung einen großen Beitrag zur Realisierung geleistet.

Ohne die Hilfe des *städtischen Forstamtes* mit dem Leiter Dr. Tobias Kühn und seinen engagierten Mitarbeitern, die unser Projekt maßgebend unterstützt haben, wäre eine Verwirklichung nicht möglich geworden. Die überaus gute Kooperation und Übereinstimmung zwischen Dr. Kühn mit seinem Vorgänger und Mitglied der Arbeitsgruppe Herr Härle, war und ist eine sehr verlässliche Hilfe.

Im Namen des gesamten Geschichts- und Heimatvereins und seines Vorstandes möchten wir diesen Sponsoren, ohne die es diesen Weg nicht gäbe, sehr herzlich danken.

Es ist sehr erfreulich und entlastet den GHV finanziell sehr, dass außer den Hauptsponsoren viele Mitglieder des GHV sowie der Lions Club Villingen mit ihren Spenden zur Finanzierung der

neuen Tafeln beigetragen haben. Diese werden als Spender auf den Tafeln genannt.

Ziel des Projekts

Ziel des Projekts ist einerseits die Information über Geschichte, Heimatkunde, Landschaft und Natur in und um Villingen, andererseits die stadtbezirksübergreifende Verbindung zwischen den Stadtbezirken Villingen und Schwenningen mit einem gesamtstädtischen Lehrpfad zu verdeutlichen.

Durch dieses Projekt soll die historische und landschaftliche Entwicklung Villingens und Schwenningens, verbunden mit Natur und Wandern, weiter vermittelt werden an die Bürger von Villingen-Schwenningen, an Schulen aber auch an Besucher und Touristen.

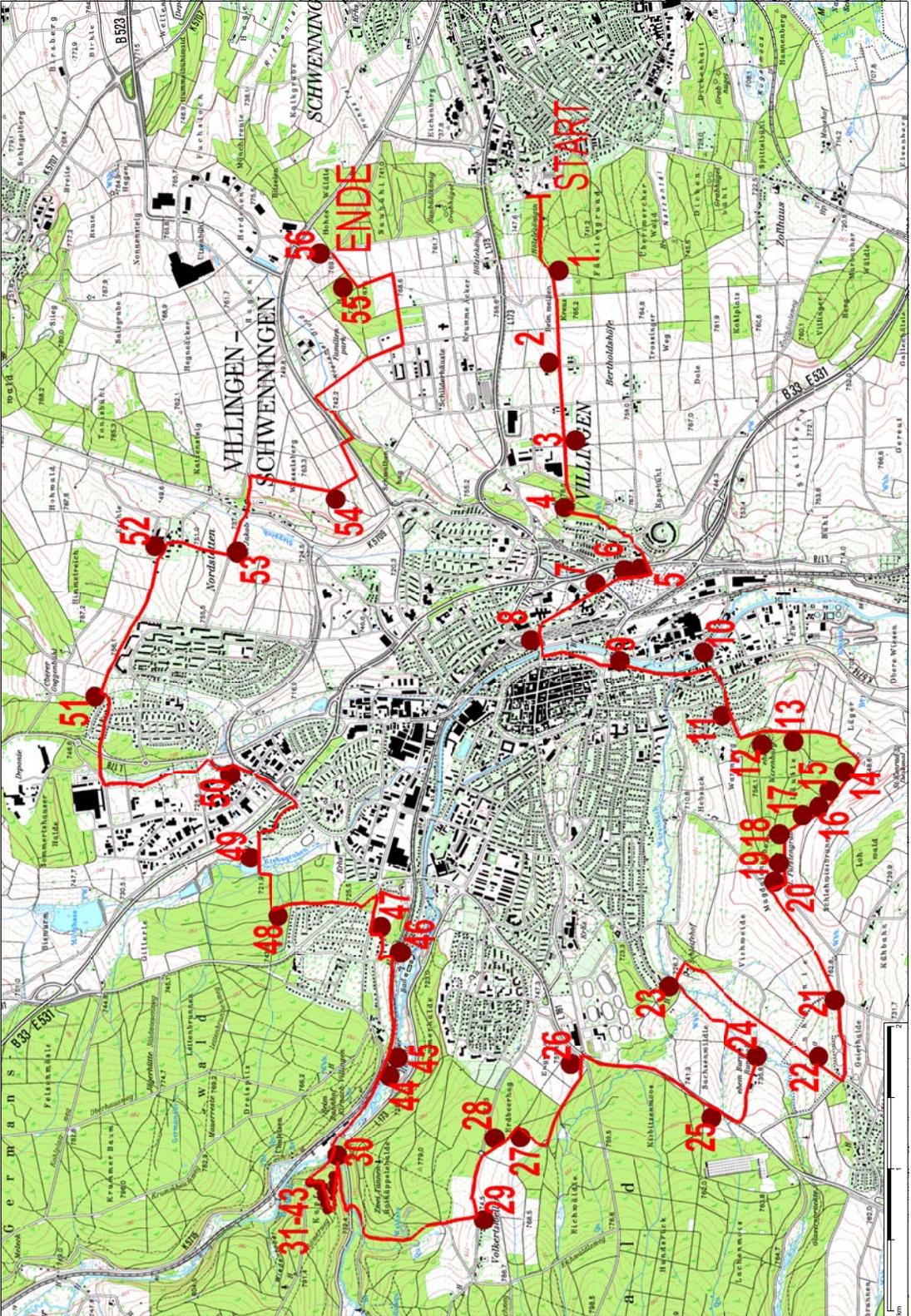
Projektbeschreibung

Der Geschichts- und Naturlehrpfad Villingen wird einen Weg durch die Geschichte und die Natur unseres Stadtbezirk Villingen darstellen. Durch die Anbindung an den bereits teilweise bestehenden Geschichts- und Naturlehrpfad Schwenningen handelt es sich auch um ein städteverbindendes Projekt, das am Hölzlekönig vom Schwenninger Pfad abzweigt und rund um Villingen wieder zum Lehrpfad Schwenningen an der Hohen Mark führt (*siehe Plan*).

Er verläuft weitgehend über Wander- und Waldwege und soll den Interessierten informieren über Geschichte und Natur unserer Heimat. Bereichert wird er durch bereits bestehende Pfade, wie Waldlehrpfad, Vogellehrpfad, Fischlehrpfad, land- und forstwirtschaftlichen Lehrpfad, durch Wegkreuze und sonstige Informationen.

Insgesamt ist der Pfad ca. 33 km lang mit 56 Stationen, von denen ca. 20 bereits bestanden und durch 36 neue Tafeln mit Beschreibungen ergänzt werden.

Der Weg ist so gestaltet, dass er von Wanderern und Spaziergängern auch in Etappen begangen werden kann und immer wieder Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr besteht. Der Weg kann sogar weitgehend mit dem Fahrrad erkundet werden.



Stationen des Geschichts- und Naturlehrpfades

1	Eingangstafel, Hölzlekönig	29	Volkertsweiler
2	Bertholdshöfe	30	Denkmal Oberförster Ganter
3	Windschutzstreifen Bertholdshöfe	31	Hainbuche, Lehrpfad Langmoos
4	Aussichtsturm	32	Römerweg, Lehrpfad Langmoos
5	Altstadtkirche, Friedhof	33	Tannenkrebs, Lehrpfad Langmoos
6	Altstadtquelle, Friedhof	34	Tanne, Lehrpfad Langmoos
7	Stele chem. Stationenweg	35	Waldboden, Lehrpfad Langmoos
8	Bickenkapelle	36	Mühlsteinbruch am Kapf
9	Brigach	37	Hallstattliche Wehranlage am Kapf
10	Fischaufstieg Brigach	38	Mischbestand mit Buche, Lehrpfad
11	Ahornallee, Feldbergweg	39	Fichte, Lehrpfad Langmoos
12	Ehemalige Warenburg	40	Mittelalterliche Wehranlage am Kapf
13	Laible, Aufforstung nach Lothar	41	Granit, Lehrpfad Langmoos
14	Laible, Der Name Laible	42	Roterle, Lehrpfad Langmoos
15	Laible, Walddefinition	43	Zusammenfluss Brigach u. Kirnach
16	Laible, Bienenvolk	44	Feldner Mühle
17	Laible, Baumarten	45	Wasserkraftwerk Feldner Mühle
18	Laible, Spitalfonds Villingen	46	Schwarzwaldbahn
19	Magdalenenberg	47	St. Germanskloster
20	Magdalenenbergeiche	48	Russische Gräber
21	Naturschutzgebiet Tannhörnl	49	Hochwasserrückhaltung Krebsgraben
22	Sühnekreuz Poleneiche	50	Vockenhausen
23	Schleifekapelle	51	Bild- und Zollstock Guggenbühl
24	Ehemalige Burg Runstal	52	Nordstetten
25	Kreuz am Geistmoosweg	53	St. Jakob, ehemalige Kapelle
26	Pfadfinderplatz	54	Bissely-Kreuz
27	Waldtrauf am Volkertsweiler Weg	55	Ehemaliger Klosterwald
28	Naturdenkmal Eiche	56	Hohe Mark

Für den gesamten Geschichts- und Naturlehrpfad wurde das Symbol Stamm mit Blatt gewählt. Der Villingener Teil ist durch das bis 1530 verwendete Villingener Balken-Wappen gekennzeichnet.



Links: das Villingener Balkenwappen (Symbol für Geschichte)
Rechts: Stamm mit Blatt (Symbol für Natur)

Die Texttafeln aus Messing werden überwiegend auf Lärchenholzbretter montiert und an Metallpfosten in Bodenhülsen befestigt.





Nach der Scheckübergabe durch die Bürgerstiftung wird symbolisch die Verbindung zwischen Villingen und Schwenningen hergestellt.

Am Freitag, dem 21. Mai 2010 war es soweit. Die Verbindung von Schwenningen nach Villingen war geschafft, der Villingener Geschichts- und Naturlehrpfad verbindet nun die beiden großen Stadtbezirke. Unter großer Anteilnahme der Vereinsmitglieder wurde der erste Teil des neuen Pfades feierlich bei der ersten Station an der ehemaligen Landesgrenze beim Hölzlekönig eröffnet. Nach den Ansprachen des 1. Vorsitzenden Günter Rath, des Oberbürgermeisters Dr. Rupert Kubon und Siegfried Heinzmann von der Arbeitsgemeinschaft für den Schwenninger Pfad, wurde mit dem Durchschneiden eines symbolischen Grenzbandes die Verbindung zwischen den beiden Geschichts- und Naturlehrpfaden hergestellt.

Trachtenpaare aus Villingen und Schwenningen sowie eine Abordnung der Stadtmusik Villingen trugen maßgeblich zu der gelungenen Feier bei. Anschließend lud der Verein alle Teilnehmer zu einem kleinen Empfang bei der Firma wildigarten ein.

Fertigstellung des Pfades

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe arbeiten intensiv an der Weiterführung und Fertigstellung des Geschichts- und Naturlehrpfades. Sie sind zuversichtlich, dass trotz immer wieder zu lösender Fragen und Schwierigkeiten, der Pfad noch im Jahr 2010 fertig gestellt werden kann.

Broschüre

Es ist geplant, nach der Fertigstellung des Villingener und des Schwenninger Pfades eine gemeinsame Broschüre mit Plan und Beschreibung des Weges sowie Erläuterungen zu den Stationen herauszugeben.

Dank an Unterstützer

Ein herzliches Dankeschön gilt allen Unterstützern, Helfern, Spendern und Beratern für die große Hilfe, die wir als Arbeitsgruppe erfahren durften und die uns immer wieder neu motiviert hat.

Dieser Dank gilt vor allem den Hauptsponsoren, den Spendern der Tafeln, den beteiligten städtischen Ämtern, dem Vorstand und Beirat des Geschichts- und Heimatvereins und allen die zum Gelingen unserer Arbeit beigetragen haben. Sehr unterstützt haben uns auch die örtlichen Medien, Südkurier, Schwarzwälder Bote, Südwestpresse und der Südwestrundfunk (SWR 4), die sehr umfangreich und wohlwollend über dieses Projekt berichtet haben.

Ein gemeinnütziger Verein stellt sich vor:
Palliativzentrum – VS e.V.

Verena Ströbele-Hoer

Hilfe!

Unterstützen auch Sie das
Palliativzentrum mit Ihrer Spende!



palliativ
ZENTRUM

www.palliativzentrum-vs.de

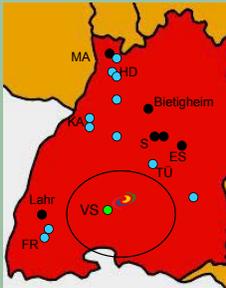
Spendenkonto:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
Konto-Nr: 1200 444 444

Unterstützt von: In das rechte Licht gerückt von **Ralf Ganter** - In Szene gesetzt von **Südpol. Die Agentur**. Gedruckt von **Hoffmann Siebdruck** - zusätzlich unterstützt von 

Im Spätjahr 2008 wurde von der Verena & Walter Hoer Stiftung, Angehörigen von Betroffenen sowie Ärzten und Pflegepersonal der onkologischen Station am Klinikum Villingen-Schwenningen unter der Leitung von Prof. Dr. Brugger ein „Aktionsbündnis Palliativzentrum – VS“ ins Leben gerufen, das am Patiententag 2009 in der Neuen Tonhalle erstmals seine Zielsetzung der Öffentlichkeit bekannt machte: den Bau eines eigenständigen Palliativzentrums am Neubau des Schwarzwald-Baar-Klinikums.

Die veranschlagten Baukosten für eine räumlich eigenständige Palliativstation mit 12 Betten am Neubau des Schwarzwald-Baar-Klinikums belaufen

sich auf ca. 2 Mio. EUR. In der vorliegenden Planung sind sechs Betten in der onkologischen Akutstation als sog. „Palliativbetten“ ausgeschrieben. Nach den Bedarfsberechnungen der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin besteht in einer Region mit unserer Bevölkerungsstruktur allerdings ein Bedarf von mindestens 25 Palliativbetten mit steigender Tendenz. Eine deutliche Verbesserung der stationären Palliativversorgung in unserer Region ist daher nur zu gewährleisten, wenn einerseits deutlich mehr als sechs Betten für Palliativpatienten am neuen Klinikum vorgesehen sind und wenn andererseits für die Betreuung dieser Patienten und ihrer Angehörigen mehr Raum, mehr



- 2005: 6 Palliativ-Stationen
- 2008: 17 Palliativ-Stationen
- 2009 - 2015: ????

**In Baden Württemberg zu wenig Palliativbetten
In unserer Region keine!**



Entwurf!

Architekturbüro Ketterer, Stand 21.07.2009

Personal mit mehr Zeit zur Verfügung stehen und ein an die Bedürfnisse dieser Patienten angepasster Tagesablauf ermöglicht wird.

Aus dem Kreis der Mitglieder dieses „Aktionsbündnisses“ heraus wurde dann am 11. November 2009 der gemeinnützige Verein „Palliativzentrum – VS e.V.“ mit einem Startkapital von 70.000 € gegründet. In dieser Höhe waren bereits bis zum Jahresende 2009 bei der Verena & Walter Hoer Stiftung Spenden für das geplante Palliativzentrum eingegangen, die dem neuen Verein überschrieben wurden.

Der Geschäftsführer des Klinikums, Herr Schmid, unterstützt die Initiative. Er stellt das Gelände für den Bau einer Palliativstation in unmittelbarer Nähe zum Klinikum zur Verfügung. Die Palliativstation kann dann – eingebettet in die Organisationsstruktur des Klinikums – betrieben werden. Die alternierenden Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Schwarzwald-Baar-Klinikum VS GmbH, Herr OB Dr. Kubon und Herr Landrat Heim unterstützen die Initiative ebenfalls. Dennoch ist es bislang wegen der sehr angespannten Haushaltslage in Stadt und Landkreis nicht gelungen, weitere öffentliche Mittel für den Bau der Palliativstation bereitzustellen oder entsprechende Subventionen vom Land Baden-Württemberg zu bekommen. Der Bau soll daher im wesentlichen aus Spendenmitteln finanziert werden.

Was bedeutet Palliativmedizin?

Schaffung und Erhaltung einer möglichst hohen Lebensqualität in der letzten Lebensphase

Für Menschen mit schwerer, nicht mehr heilbarer Erkrankung steht die Behandlung der oft quälenden Symptome im Vordergrund, belastend für den Betroffenen und seine Angehörigen ist aber auch die Auseinandersetzung mit der Erkenntnis einer verbleibenden begrenzten Lebenserwartung, mit dem Sterben und dem Abschied nehmen. Die meisten Patienten möchten diese Lebensphase zu Hause verbringen, daher spielt auch das Knüpfen eines verlässlichen sozialen und medizinischen Netzes für die weitere Versorgung zu Hause und die Unterstützung der Angehörigen eine ganz wichtige Rolle. Palliativpatienten benötigen häufig eine vorübergehende stationäre Behandlung (durchschnittlich 2 Wochen) zur Linderung ihrer die Lebensqualität belastenden Beschwerden wie Schmerzen, Übelkeit, Erbrechen, Atemnot und Angst. Diese Behandlung ist nur in einer Schutz und Halt gebenden Atmosphäre in einem spezialisierten eigenständigen Palliativzentrum zu verwirklichen. Hier können Patienten und deren Angehörige in jeder Hinsicht einfühlsam und professionell von in Palliativmedizin und Palliativpflege besonders ausgebildetem Fachpersonal durch diese schwere Lebensphase begleitet und unterstützt werden. Der Tagesablauf ist an die Bedürfnisse der Patienten und ihrer Angehörigen angepasst und muss sich nicht an den Erfordernissen einer durchrationalisierten Akutstation orientieren. Erst wenn die

schweren Beschwerden gelindert werden können, ist eine optimale Betreuung im häuslichen Umfeld über Wochen, Monate, manchmal Jahre oder auch – für die allerletzte Lebenszeit – z. B. in einem stationären Hospiz möglich.

Die Krankenkassen fördern Palliativstationen z. B. dadurch, dass von dort die Kosten für 1,4 Pflegekräfte pro Patient erstattet werden, auf der Akutstation sind derzeit 0,4 Pflegekräfte pro Patient Leistungsstandard. Eine gut ausgelastete Palliativstation kann daher kostendeckend auf hohem Qualitätsniveau betrieben werden.

Viele Mitbürger/innen sowie Unternehmen der Region haben in den letzten zwei Jahren den geplanten Bau eines Palliativzentrums durch Spenden unterstützt, Angehörige und verstorbene Patienten selbst haben das Projekt mit Zuwendungen bedacht, Künstler haben sich in den Dienst dieser guten Sache gestellt und Firmen aus der Region haben z. B. ihre Jahres- oder Weihnachtsspende dem gemeinnützigen Verein zur Verfügung gestellt. Einige Vereine haben zu Gunsten des Projekts kulturelle oder gesellige Veranstaltungen durchgeführt und den Erlös für das Projekt gespendet. Allen Unterstützern, Spendern und Förderern des Palliativzentrums sei an dieser Stelle herzlich gedankt! Dem Geschicht- und Heimatverein, ganz besonders seinem Vorsitzenden, Herrn Herrn Günter Rath, möchte ich hier meinen besonderer Dank dafür ausgesprochen, dass er dem Verein in diesem Jahresheft eine Plattform zur Darstellung des Projektes gegeben hat, nachdem er dem Verein bereits auf dem Stand des letztjährigen Weihnachtsmarktes einen Platz eingeräumt und bei der Spendensammlung unterstützt hatte!

Der Palliativzentrum-VS e.V. hat mit seiner ersten großen Eigenveranstaltung, der Benefiz Gala auf dem Gelände der Landesgartenschau im Juni 2010 beachtliche öffentliche Resonanz erzielt. Inzwischen weisen auch Großplakate im Stadt-

gebiet von Villingen-Schwenningen auf das Projekt hin.

Auf unserer Homepage www.palliativzentrum-vs.de erfahren Sie mehr und können unsere aktuellen Veranstaltungshinweise und Pressemeldungen nachlesen.

Neue Vereinsmitglieder fördern mit einem Jahresbeitrag ab 40,00 € unsere Arbeit und sind herzlich willkommen! Aufnahmeanträge können übers Internet heruntergeladen und/oder direkt bei unserer Geschäftsstelle gestellt werden.

Bis zur Eröffnung des Klinikneubaues bleiben noch etwas mehr als zwei Jahre. Es wäre ein wunderbarer Erfolg für die betroffenen Palliativpatienten aller Altersstufen, wenn auch die Palliativstation bereits im Jahre 2013 ihren Betrieb aufnehmen könnte!

Es ist ein soziales Projekt aus der Region für die Region, getragen von Menschen dieser Region, damit wir und unsere Angehörigen – denn es kann jeden von uns treffen – im Falle einer Schwersterkrankung eine optimale Versorgung in unserem Klinikum Villingen-Schwenningen bekommen.

Sie können den Bau des geplanten Palliativzentrums unterstützen mit einer Spende auf das **Spendenkonto „Palliativzentrum“**

Konto 1200 444 444,

Sparkasse Schwarzwald-Baar, BLZ 694 500 65

Kontaktadresse:

Palliativzentrum – VS e.V.
Geschäftsstelle Vöhrenbacher Straße 23
78050 Villingen-Schwenningen
Tel.: 07721 93 2603
Fax: 07721 93 4099
Email: info@palliativzentrum-vs.de
www.palliativzentrum-vs.de

Am Wochenende vom 25. bis 27. Juni 2010 feierte man in Villingen ein großes Stadtfest, das u.a. als Zähringerfest die Repräsentanten von zwölf sog. Zähringerstädten versammelte und in der symbolischen Übergabe des Wappens mit dem Zähringeradler einen seiner zahlreichen Höhepunkte hatte. Villingen war vom 10. Jahrhundert an mit den Zähringern verbunden, seine Stadtwerdung war um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert abgeschlossen, so dass dem Ort zu Recht das (wie auch immer zu interpretierende) Attribut einer „Zähringerstadt“ zuerkannt werden kann.

Das hochmittelalterliche Fürstenhaus der Zähringer, vielleicht in Verbindung stehend mit der alemannischen Familie der Bertholde bzw. Alaholfinger, tritt mit der Marktrechtsurkunde Kaiser Ottos III. (984-1002) für Villingen erstmals konkret in Erscheinung (999). Mit Grafschaftsrechten ausgestattet, sich benennend nach der Burg Zähringen bei Freiburg im Breisgau, gelang es Berthold II. (1078-1111) die Herzogswürde in Schwaben zu erlangen (1092, 1098). Im Mit- und Gegeneinander zu den staufischen Königen entstand im südwestlichen Schwaben und nordöstlichen Burgund ein fürstliches Territorium, das auch neu gegründete „Zähringerstädte“ mit einschloss. Nach dem Tod Herzog Bertholds V. (1186-1218), des Letzten der zähringischen Herzöge, teilten sich Staufer, die Grafen von Urach und Kiburg sowie die Herzöge von Teck das Zähringererbe.

Im Folgenden wird die Geschichte der Zähringer erzählt, geordnet nach den Zähringerherzögen Berthold I. (1024-1078), Berthold II., Berthold III. (1111-1122), Konrad (1122-1152), Berthold IV. (1152-1186) und Berthold V. Wir beginnen mit Bezelin von Villingen (991/96-1024) und der Villingen Markturkunde von 999, um am Ende auf die „Zähringerstädte“ und den Ort Villingen zurückzukommen.

I. Bezelin von Villingen

Das hochmittelalterliche Herzogsgeschlecht der Zähringer wird gerne mit den Alaholfingern oder Bertholden, einer mächtigen Adelsfamilie im Alemannien der ausgehenden Merowinger- und der Karolingerzeit (8./9. Jahrhundert) in Verbindung gebracht, ohne dass allerdings die historische Forschung bisher endgültige Beweise dafür beibringen konnte. Historischen Grund betreten wir mit dem zähringischen Vorfahren Bezelin (Berthold) von Villingen (991/96-1024) am Ende des 10. Jahrhunderts. In das Umfeld der erfolgreichen politischen Unternehmungen des Thurgaugrafen Bezelin auf der Ebene des sich ausbildenden deutschen Reiches ist die Kaiserurkunde zu stellen, die Berthold auf Grund seiner Königsnähe und seiner Verdienste für den deutschen Herrscher Otto III., aber auch wegen der schwäbischen Interessen des Kaisers am 29. März 999 erhielt. Mit Markt, Münze und Zoll erlangte der „Zähringer“ auch die weitgehende Verfügungsgewalt über den *merkatum* genannten Handelsplatz in Villingen. Münzen des 11. Jahrhunderts, Fernhandelsdenare vor allem aus dem Ostseeraum mit der Aufschrift „PERCTOLT“, die wir sehr wahrscheinlich mit der Villingen Münze in Verbindung bringen können, zeigen den wirtschaftlichen Aufstieg Villingens und den politischen der Zähringer in dieser Zeit an. Dazu passend findet sich zum Jahr 1153 als Eintrag im Briefbuch des Abtes und staufischen Gefolgsmannes Wibald von Stablo-Malmedy (1130-1158) die *Tabula consanguinitatis*, eine kombinierte Staufer- und Zähringergenealogie, in der an prominenter Stelle ein *Bezelinus de Vilingen*, eben Bezelin von Villingen, als Verwandter der Staufer und Ahnherr der Zähringer steht.

II. Berthold I.

Auch Berthold I. (1024-1078), der Sohn Bezelins von Villingen, besaß die für den weiteren

Aufstieg seiner Familie so wichtige Königsnähe. Im Auftrag der salischen Kaiser Konrad II. (1024-1039) und Heinrich III. (1039-1056) war Berthold in italienischen Reichsangelegenheiten engagiert. Der Zähringer war Graf im Alpgau (südöstlicher Schwarzwald) und im Thurgau (südlich des Bodensees). Nach dem Tod Herzog Ottos III. von Schweinfurt (1048-1057) forderte Berthold das schwäbische Herzogtum für sich, ging aber leer aus und erhielt nach dem Ableben Herzog Konrads III. von Kärnten (1056-1058) dessen Herzogtum (1061). Wie seine Vorgänger entfaltete Berthold I. in Kärnten gegen die mächtige Adelsfamilie der Eppensteiner aber kaum Wirkung. Er machte seinen Sohn Hermann (I. „von Baden“) zum Markgrafen von Verona und war 1066 im Gebiet von Vicenza in der Markgrafschaft Verona zu finden, übrigens der einzige konkrete Hinweis auf politische Aktivitäten des Zähringers im Südosten des deutschen Reiches. Mit der Ernennung Bertholds I. zum Herzog war immerhin eine Rangerhöhung verbunden, die dazu führte, dass Berthold als Graf in Schwaben aus der dortigen Adelshierarchie herausfiel, wahrscheinlich auch seine schwäbischen Amtgrafschaften aufgab. Bertholds Sohn Hermann übernahm die für die Zähringer so wichtige Grafschaft im Breisgau. Von Markgraf Hermann I. (1052-1074) sollten dann die badischen Markgrafen abstammen, die badische Adelsfamilie hat den (Veroneser) Markgrafentitel beibehalten.

Im Investiturstreit (1075-1122) stand Berthold auf der Seite der anderen süddeutschen Fürsten gegen den salischen König Heinrich IV. (1056-1106). Der Zähringer beteiligte sich an der Wahl und Krönung des schwäbischen Herzogs Rudolf von Rheinfelden (1057-1077) zum (Gegen-) König (1077-1080) und wurde dafür auf dem Hoftag Heinrichs IV. zu Ulm Anfang Juni 1077 zum Tode verurteilt und seiner Lehen und Ämter für verlustig erklärt. Es kam zu schweren kriegerischen Auseinandersetzungen; Anfang November 1078 verwüstete Heinrich IV. u.a. die zähringischen Besitzungen in Schwaben, so dass Berthold auf Grund der massiven Zerstörungen dem Wahnsinn verfallen sein soll. Berthold starb am 5. oder 6. November 1078 auf seiner Burg

Limburg (bei Weilheim a.d. Teck) und wurde im Schwarzwaldkloster Hirsau begraben.

III. Berthold II.

Berthold II., der Sohn Bertholds I., um 1050 geboren, rückte nach dem Tod seines Vaters in dessen Stellung ein. Als Markgraf von Verona beanspruchte er das Herzogtum Kärnten, als Gegner des Salierkönigs und als Repräsentant einer mächtigen Adelsfamilie in Schwaben gehörte er dem verwandtschaftlichen und politischen Netzwerk des sich damals im deutschen Südwesten formierenden Reformadels an, d.h. er war eng mit der gregorianischen Kirchenreform verbunden. Verwandtschaftliche Beziehungen wurden dabei durch Heiraten geknüpft. Nicht von ungefähr ehelichte Berthold II. im Frühjahr 1079 Agnes, die Tochter des (Gegen-) Königs Rudolf von Rheinfelden. Der Zähringer war ein wichtiger politischer Anhänger Rudolfs, er beteiligte sich an den kriegerischen Auseinandersetzungen gegen Gefolgsleute des Salierkönigs, etwa gegen die Abtei St. Gallen und das Bistum Konstanz (1079, 1084), und nahm wohl auch an der Erhebung Bertholds von Rheinfelden, des Sohnes König Rudolfs, zum schwäbischen (Gegen-) Herzog (1079-1090) teil. Damit reagierte die Partei des Reformadels auf die Vergabe des schwäbischen Herzogtums durch König Heinrich IV. an den Staufer Friedrich I. (1079-1105).

Nach dem Tod des (Gegen-) Herzogs Berthold von Rheinfelden (1090) beerbten die Zähringer die Rheinfeldener und erhielten zuvorderst die Besitzungen in und um Rheinfelden und einen umfangreichen Güterkomplex im burgundischen Königreich um Burgdorf (im Emmental). Der Zähringer Berthold II. wurde zudem (Gegen-) Herzog von Schwaben (vermutlich Mai 1092), nachdem vielleicht Pläne, ihn zum Gegenkönig zu machen, gescheitert waren (1091). Vererbt wurden schließlich auch die engen Beziehungen der Rheinfeldener zum Kloster St. Blasien im Südschwarzwald, so dass die Zähringer dort in der Folgezeit die wichtige Stellung von Klostervögten innehatten. Zähringische Klostervogteien gab es noch über die Schwarzwaldklöster Schuttern, Gengenbach und St. Georgen.

Auch in den 1090er-Jahren lief durch Schwaben der politische Riss zwischen den Anhängern Kaiser Heinrichs IV. und denen der kirchlichen Reformpartei. Berthold II. bezeichnete der Geschichtsschreiber Bernold von Konstanz († 1100) als *miles sancti Petri* („Krieger des heiligen Petrus“ (in Rom)) und hob damit ab auf die auch ausgleichende Rolle des Zähringers in Schwaben beim Aufbau einer neuen Ordnung und eines Landfriedens (1093). Dazu passt, dass sich Berthold – neben seinem jüngeren Bruder Bischof Gebhard III. von Konstanz (1084-1110) – in Sachen der Klosterreform engagierte. Die Gründung des Reformklosters St. Peter im Schwarzwald, das Hauskloster und Grablege der Zähringer wurde, gehört hierher (1091/93), ebenso die engen Beziehungen zu den Mönchsgemeinschaften in Allerheiligen, Hirsau oder Alpirsbach.

Parallel dazu konnte der 1084 nur unter Schwierigkeiten zum Konstanzer Bischof gewählt Gebhard III. – auch durch Unterstützung des Gegenkönigs Hermann von Salm (1081-1088) sowie durch regelmäßig stattfindende Diözesansynoden (so 1084, 1094, 1095) – seine bischöfliche Stellung in Schwaben und im Konstanzer Bistum festigen. Auf einer Synode vom Oktober 1105 konnte gar ein Gottesfrieden für Schwaben verkündet werden. Aktiv war Bischof Gebhard ebenfalls im Bereich von Klosterreform und Klostergründung. Die engen Beziehungen zum Kloster Hirsau und dessen Abt Wilhelm (1069-1091) sowie die Tatsache, dass der Zähringer auch Benediktinermönch war, begünstigten die gregorianische Kirchenreformbewegung, wie sie sich in der Gründung der benediktinischen Reformklöster und -priorate St. Georgen im Schwarzwald (1084), (Kloster-) Reichenbach (1085), Alpirsbach (1095) und Berau (n. 1108) offenbarte. Die bischöflichen Aktivitäten Gebhards geschahen dabei immer vor dem Hintergrund des durch die Kämpfe des Investiturstreits erschütterten Schwaben. So war Gebhard 1089 päpstlicher Legat geworden und konnte zusammen mit den Konstanzer Bürgern 1092 den Versuch des St. Galler Mönches Arnold vereiteln, sich als vom Kaiser eingesetzter (Gegen-) Bischof in Konstanz festzusetzen. Der gleich anzu-

sprechende Frieden von 1098 veränderte indes die politischen Rahmenbedingungen der Bischofs- und Legatentätigkeit Gebhards, der seinen Bischofssitz Konstanz zwischen 1102 und 1105 sogar verlassen musste.

Mit dem Aufenthalt Kaiser Heinrichs IV. in Straßburg Ende 1097 begannen die abschließenden Verhandlungen um einen Frieden zwischen der kaiserlichen Partei und der des Reformadels. Wesentliches Element dieser *pax* war der zähringisch-staufische Ausgleich von wohl 1098. Danach verzichtete Berthold II. auf das schwäbische Herzogtum, nicht jedoch auf den Titel eines Herzogs. Die Zähringer wurden damit zu „Herzögen ohne Herzogtum“, was ihnen z.B. von dem hochmittelalterlich-staufischen Geschichtsschreiber und Bischof Otto von Freising († 1158) den Vorwurf eines „leeren Titels“ (*vacuum nomen*) eintrug. Immerhin gelangte Berthold II. in den Besitz des schwäbischen Vororts Zürich, und auch der Übergang der namengebenden Burg Zähringen mit dem umliegenden Reichsgut an Berthold könnte damals stattgefunden haben bzw. anerkannt worden sein. Durch diese Reichslehen waren Bindungen an Königtum und Reich gegeben, die den Herzogstitel der Zähringer zweifelsohne aufwerteten. Nicht von ungefähr sollten sich im Verlauf des 12. Jahrhunderts die Zähringer eben nach der Burg Zähringen benennen (*dux Zaringie* u.ä.). Mit der *pax* von 1098 war indes die im Investiturstreit aufgekommene politische Zweiteilung der *provincia* Schwaben nicht aufgehoben. Neben dem staufisch-schwäbischen Herzogtum bildete sich innerhalb von Schwaben (und Burgund) ein Herzogtum der Zähringer aus, das mit dem *regnum Suevie* der Staufer konkurrierte. Damit setzte sich der politische Gegensatz zwischen Staufern und Zähringern aus der Anfangszeit des Investiturstreits nahtlos fort. Dieser Gegensatz, der zeitweise ein politisches Neben- und Miteinander nicht ausschloss, sollte bis zum Aussterben der Zähringer (1218) anhalten. Zweifellos waren die Zähringer politisch insofern im Nachteil, da sie die Anerkennung ihres Herzogstitels durch die Könige benötigten. Sie gerieten damit auch in Abhängigkeit von den Staufern, als diese ab 1138 die deutschen Herrscher stellten.

IV. Berthold III.

Als Berthold II. am 12. April 1111 starb und im zähringischen Hauskloster St. Peter begraben wurde, folgte ihm sein ältester Sohn Berthold III. (1111-1122) nach. Wie zuletzt sein Vater ist Berthold III. im Gefolge des salischen Königs Heinrich V. (1106-1125) nachweisbar und war an den Verhandlungen zwischen König und Papst um Bischofsinvestitur und Kaiserkrönung Anfang Februar 1111 in Sutri beteiligt. Beim niederrheinischen Aufstand gegen Heinrich V. geriet er nach der verlorenen Schlacht bei Andernach (Ende Oktober/Anfang November 1114) in Gefangenschaft Graf Dietrichs I. von Ahr, war aber 1115 schon wieder frei. Beim Abschluss des Wormser Konkordats (23. September 1122), das die Investitur von Bischöfen und Reichsäbten im deutschen Reich regelte, befand sich Berthold III. unter den Fürsten, die dem Vertrag Zustimmung erteilten.

Auf der machtpolitischen Bühne Schwabens standen Adelsfehden an, u.a. wegen der Grenzstreitigkeiten zwischen dem Zähringerkloster St. Peter und dem Augustinerchorherrenstift St. Märgen, einer „Gegenründung“ der im mittleren Neckarraum und im Breisgau begüterten Grafen von Haigerloch-Wiesneck. Im Winter 1122/23 unterstützte Berthold III. seinen Verwandten, den Grafen Hugo VIII. von Dagsburg, in einer Fehde gegen Aufrührer. Bei einem Angriff auf das unterelsässische Molsheim wurden Herzog und Graf gefangen genommen, der Herzog mit Billigung des Straßburger Bischofs Kuno (1100-1123) umgebracht (3. Dezember 1122).

V. Konrad

Nach der Ermordung seines kinderlosen Bruders Berthold III. übernahm Konrad, geboren um 1100, das zähringische Herzogtum (1122-1152). Konrad hatte 1120 das Kloster Allerheiligen und den Markt Schaffhausen überfallen, 1121/22 konnte er Manegold von Mammern als (Gegen-) Abt (1121-1133) in der St. Galler Mönchsgemeinschaft einsetzen. Während des *magnus conventus*, der „großen Zusammenkunft“ im November des Jahres 1123 in Konstanz anlässlich der

feierlichen Erhebung der Gebeine des heilig gesprochenen Bischofs Konrad I. von Konstanz (934-975) war Konrad als St. Georgener Klostervogt an einem Gütertausch zwischen dem Schwarzwaldkloster und der Abtei Reichenau beteiligt. Die „große Zusammenkunft“ in Konstanz war wohl der letzte der „gesamtschwäbischen“ Fürstentage. Der Wandel in der Verfassung Schwabens schritt im 12. Jahrhundert weiter voran, die Einheit der schwäbischen *provincia*, deren Anfänge wir im karolingischen Gesamtreich und im Ostfrankenreich des 9. Jahrhunderts erkennen können, ging nun vollends verloren. Der Stauferherzog Friedrich II. (1105-1147) repräsentierte das „alte“ schwäbische Herzogtum nördlich der Donau (einschließlich fränkischer Gebiete und des Elsass), der Zähringer Konrad die *terra ducis* („Land des Herzogs“) an Ober- und Hochrhein.

Unter Herzog Konrad blieb die politische Nähe zum deutschen Königtum auch und gerade unter Lothar von Supplinburg (1125-1137) erhalten. Für den König war es politisch nur folgerichtig, dass er im deutschen Südwesten die antistaufischen Kräfte stärkte, allen voran also die Zähringer. In diesem Zusammenhang ist die 1127 erfolgte Ernennung des Zähringerherzogs Konrad zum Rektor von Burgund zu sehen. Der König wies dem Zähringer die Aufgabe zu, in (Gesamt-) Burgund in Stellvertretung des deutschen Herrschers die Reichsrechte wahrzunehmen. Damit war die fürstliche Stellung der Zähringer, die bisher – wie gesehen – nur auf dem Titel eines Herzogs beruhte, erstmals reichsrechtlich abgesichert, gehörte Konrad doch nun (endgültig) zum *consortium principum*, zur „Gemeinschaft der Fürsten“. Das burgundische Amt des Rektors verband sich in der Folge mit dem Herzogstitel, so dass nun Nennungen wie *dux Burgundiae* („Herzog von Burgund“) oder *dux et rector Burgundiae* („Herzog und Rektor von Burgund“) neben den Titeln *dux de Zaringen* („Herzog von Zähringen“) oder *dux Zaringiae* („Herzog Zähringens“) möglich wurden. Konrad konnte die zähringische Machtstellung in Burgund sichern durch einen Sieg über den Grafen Amadeus von Genf († v.1152) beim Kloster Peterlingen (1132).

Mit dem Erwerb des deutschen Königtums durch den Staufer Konrad III. (1138-1152) sollte die politische Konkurrenz zwischen Zähringern und Staufern (im deutschen Südwesten und in Burgund) eine neue Qualität erlangen. So war die zähringische Herrschaft über den Vorort Zürich Ziel eines Überfalls des staufischen Herzogssohnes und nachmaligen Königs Friedrich I. Barbarossa (1152-1190) auf den Ort. Im Jahr 1146 drang Friedrich – wahrscheinlich zur Sicherung des schwäbisch-staufischen Herzogtums – nach Zürich vor, das er einnehmen konnte; es folgte daraufhin wohl die Eroberung von Rheinfelden und der dortigen Zähringerburg.

Das Beispiel des Zähringerherzogs Konrad liefert noch einen guten Einblick in die hochadligen Familienverhältnisse der Fürstenfamilie. Konrad war der Sohn Herzog Bertholds II. und der Agnes von Rheinfelden. Konrads Geschwister waren der älteste, aber früh verstorbene Sohn Bertholds II., ebenfalls Berthold genannt, dann die Brüder Herzog Berthold III. und Rudolf, der jung im Jahr 1111 starb. Dazu kamen die Schwestern Agnes, Petrisa, Luitgard und Judith/Judinta. Agnes war verheiratet mit dem Grafen Wilhelm III. dem Deutschen von Hochburgund († 1110) und Mutter des Grafen Wilhelm IV. des Kindes (ermordet im Kloster Peterlingen, 1127), Petrisa war Ehefrau des Grafen Friedrich I. von Mömpelgard-Pfirt († 1160), Luitgard Gattin des Grafen und rheinischen Pfalzgrafen Gottfried von Calw († 1131/33) und Mutter u.a. der Uta von Schauenburg († 1196/99), der Ehefrau Herzog Welfs VI. († 1191) und Gründerin des Prämonstratenserklusters Allerheiligen im Schwarzwald. Judith schließlich, vielleicht die jüngste Tochter Bertholds II., heiratete den Grafen Ulrich II. von Gammertingen-Achalm († v. 1150); Kinder aus dieser Ehe waren Graf Ulrich III. († ca. 1166), der St. Galler Kloostervogt, Graf Konrad I. († v. 1150) sowie Adelheid und Bertha. Herzog Konrad war standesgemäß (und seit etwa 1125) verheiratet mit der Gräfin Clementia von Namur und besaß ebenfalls eine Anzahl von Kindern. Nach dem Vater hatte man den wohl ältesten Sohn Konrad genannt, der aber spätestens 1140 tot war. Der Zweitälteste

Berthold (IV.) wurde der Nachfolger seines Vaters im Herzogtum, der Bruder Rudolf Bischof von Lüttich (1167-1191). Ein Sohn Konrads mit Namen Adalbert (I.) begründete die zähringische Seitenlinie der Herzöge von Teck, ein weiterer Sohn war Hugo († 1203), der Herzog von Ulmenburg (Ulmburg), der aber keine Nachkommen hatte. Schließlich ist noch mit Clementia eine Tochter Herzog Konrads zu nennen, die zeitweise mit dem sächsischen und bayerischen Herzog Heinrich dem Löwen (1142/56-1180) verheiratet war.

VI. Berthold IV.

Berthold IV. (1152-1186) folgte Herzog Konrad nach, als dieser am 8. Januar 1152 starb. Noch im selben Jahr kam es zwischen Berthold und dem neuen staufischen König Friedrich I. Barbarossa zu einer Übereinkunft hinsichtlich des burgundischen Rektorats des Zähringers (wahrscheinlich Anfang Mai 1152). Danach sollte Berthold für einen geplanten Burgundzug des Königs 1000 gepanzerte Reiter, für einen Italienzug 500 Ritter stellen. Der Vertrag kann als Ausgangspunkt für das Auf und Ab in den Beziehungen zwischen Herzog und König in den folgenden Jahrzehnten dienen. So konnte sich Berthold IV. bei burgundischen Erbangelegenheiten gegenüber dem König und Kaiser nicht durchsetzen, denn Friedrich Barbarossa war es, der durch seine Heirat mit Beatrix von Burgund († 1189) in den Besitz des umstrittenen Erbes gelangte (1156), während Berthold IV. zu einem Vergleich mit Friedrich gezwungen war. Der Vergleich beinhaltete den Verzicht des Zähringers auf das Erbe der Beatrix und auf das Rektorat im westlichen und südlichen Teil Burgunds. Im Gegenzug erhielt Berthold IV. das Recht der Regalieninvestitur in den drei Bistümern Genf, Lausanne und Sitten. Die Zähringer waren damit auf den nordöstlichen Teil Burgunds beschränkt. Hier entfalteten sie allerdings einiges an Aktivitäten, einmal in ihrer Eigenschaft als Rektoren, zum anderen beim herrschaftlichen Ausbau. Als Rektor war Berthold IV. an der Errichtung eines Landfriedens im Bistum Lausanne beteiligt (1165), unterstellte das Zisterzienserklaster Hautcrêt sei-

nem Schutz (1165) und stimmte der Schenkung von Reichsgut an das Augustinerchorherrenstift Interlaken durch den Kaiser zu (1183). Dabei konnten die Zähringer sowohl die geistliche Gemeinschaft in Interlaken als auch das Kloster Rüeggisberg, ein cluniazensisches Priorat, fester an sich binden und Kontakte der Kommunitäten zum Königtum zeitweise unterbinden. Gerade auf der Grundlage der (ehemals rheinfeldischen) Hausgüter gelang zudem Berthold IV. eine Intensivierung seiner Herrschaft im nordöstlichen Burgund, wie die Gründung der Stadt Freiburg im Üchtland (wohl 1157) zeigt. Dagegen verlor der Zähringer 1162 in einem Hofgerichtsurteil sein Recht auf Regalieninvestitur im Bistum Genf und sah sich in den 1170er-Jahren dem Ausbau staufischer Macht entlang der Italienroute des St. Bernhardpasses gegenüber.

Zähringische Positionen in Lothringen verteidigte Bischof Rudolf von Lüttich (1167-1191), der um 1130/35 geborene jüngere Bruder Herzog Bertholds IV. Er hatte seine geistliche Ausbildung u.a. in Mainz erhalten, wo er 1160 – nach dem Tod Erzbischof Arnolds (1153-1160) – erfolglos den erzbischöflichen Stuhl zu erlangen trachtete. Rudolf war dabei am Widerstand Kaiser Friedrichs I. gescheitert, der wiederum im Umfeld des kaiserlichen Romzuges (1166/67) sich den Zähringern politisch annäherte. Rudolf wurde so 1167 Lütticher Bischof, in den 1170er-Jahren begünstigte der Kaiser das zähringische Vordringen im Raum zwischen Maas und Mosel. Nach dem Sturz des Welfenherzogs Heinrich des Löwen im Jahr 1180 brauchte Friedrich Barbarossa allerdings weniger Rücksicht auf die Zähringer zu nehmen, und so gewann Graf Balduin V. von Hennegau (1171-1195) zunehmend politisch an Bedeutung. Die Anlehnung der Zähringer und Bischof Rudolfs an den Kaiser blieb trotz der staufischen Politik auch in den 1180er-Jahren fast alternativlos. So war Rudolf auf dem Mainzer Hoffest anwesend (1184), und beim Aufstand des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167-1191) gegen den Kaiser verhielt er sich weitgehend neutral (1184-1188). Zu finden war Rudolf auch auf dem von Friedrich Barbarossa initiierten 3. Kreuzzug (1189/92), 1191

kehrte er davon zurück und starb bald darauf (5. August 1191).

VII. Berthold V.

Berthold V. (1186-1218), der „letzte Zähringer“, geboren um 1160, übernahm beim Tod seines Vaters Berthold IV. am 8. September 1186 die zähringische Herzogsherrschaft. Wirksam war Berthold V. besonders im burgundischen Raum. Der Zähringer war 1184 mit der Gräfin Ida von Boulogne verlobt worden, doch wurde die Verlobung alsbald wieder rückgängig gemacht. Erst spät heiratete Berthold die Gräfin Clementia von Hochburgund. Vielleicht stammte aus dieser Verbindung Bertholds Sohn, der ebenfalls Berthold hieß, aber noch vor dem Vater starb. Berthold V. rückte als *dux Zaringie*, wie er sich offiziell nannte, die zähringische (Territorial-)Herrschaft in den Mittelpunkt seiner Politik. Dies betraf besonders die Inanspruchnahme der überkommenen Herrschaftsrechte seiner Vorfahren hinsichtlich der Allodialgüter, der Reichs- und Kirchenlehen sowie der Klostervogteien. Es sollte nach dem Willen Bertholds der *ducatu Zeringie*, das „Herzogtum Zähringen“, entstehen.

Im Königreich Burgund, im burgundischen Rektorat der Zähringer war Berthold insofern erfolgreich, als es ihm 1190/91 gelang, einen burgundischen Aufstand gegen seine Herrschaft und seine Herrschaftsbestrebungen niederzuschlagen. Der Sieg Bertholds im Grindelwald am 12. April 1191 entschied jedenfalls zu Gunsten des Zähringers. Die Gründung der „Zähringerstadt“ Bern (1191) gehört in diesem Zusammenhang, vielleicht auch die (angeblich freiwillige) Überlassung Thuns an den Herzog durch die Herren von Thun. Der Sieg im Grindelwald wurde zudem in Burgdorf, der burgundischen Residenz Bertholds, durch eine Inschrift verewigt. Noch einmal kam es zu Kriegshandlungen in Burgund, als Herzog Berthold V. in Hochburgund und im Wallis Graf Thomas I. von Savoyen (1188-1232) bekämpfte, allerdings gegen die Walliser eine schwere Niederlage hinnehmen musste (v.1211). Auch steht die (erzwungene) Resignation des Lausanner Bischofs Roger I. (1177-1212) im Jahr 1212 im Zusammenhang mit dem

stärker werdenden Einfluss der Zähringer auf das Bistum, hinsichtlich dessen die Rektoren ja die Regalieninvestitur ausübten. Zähringische Kirchenherrschaft offenbarte sich auch gegenüber dem 1131 gegründeten Zisterzienserkloster Frenisberg und dem Ursusstift in Solothurn.

Berthold V. hatte ein durchaus distanzierendes Verhältnis zu den staufischen Herrschern und zum deutschen Königtum. In Angelegenheiten des deutschen Reiches trat er kaum in Erscheinung. So hat er nicht am 3. Kreuzzug Kaiser Friedrich Barbarossas (1189/92) und an der Kaiserkrönung Heinrichs VI. (1190-1197) im Jahr 1191 teilgenommen, war aber auch kein dezidierter Parteigänger der Welfen und der gegen die Staufer gerichteten welfisch-niederrheinischen Opposition, der er gleichwohl angehörte. Nach dem überraschenden Tod Kaiser Heinrichs VI. (1197) suchten die Staufergegner nach einem geeigneten Kandidaten gegen den staufischen Thronbewerber und Herzog Philipp von Schwaben (1196/98-1208) und fanden ihn in Berthold V. Dieser wurde zunächst mit finanziellen Forderungen der Erzbischöfe von Köln und Trier konfrontiert, wurde in Köln zur Kandidatur überredet und musste seine zwei Neffen Konrad von Urach, Domherr in Lüttich, und Berthold von Urach, später Abt von Tennenbach, als Geiseln stellen. In Andernach sollte dann Berthold V. zum deutschen (Gegen-) König erhoben werden. Doch der Zähringer kam nicht, er hatte wohl kaum Hoffnung, einmütig von den Staufergegnern gewählt zu werden oder sich im Falle der Wahl als König durchzusetzen. Stattdessen verzichtete Berthold auf die Thronkandidatur, indem er sich mit dem inzwischen zum König gewählten Staufer Philipp verband (März 1198). Dies geschah gegen Überlassung von Schaffhausener Reichsgut und Klostervogtei sowie der Festung Breisach.

Für den „letzten Zähringer“ bzw. die Zähringer überhaupt ist noch deren literarisches Mäzenatentum im Rahmen der höfischen Kultur des Hochmittelalters überliefert. Ein Berthold von Herbolzheim soll einem „edelen Zäringaere“ einen (nicht auf uns gekommenen) „Alexanderroman“ gedichtet haben. Auftraggeberin einer (nur frag-

mentarisch erhaltenen) Margarethenlegende war Clementia von Hochburgund, die Ehefrau Herzog Bertholds V. Schließlich wird der bedeutende deutschsprachige Dichter und Ministeriale Hartmann von Aue (v.1180-n.1220; Au bei Freiburg im Breisgau?) mit den Zähringern in Verbindung gebracht. Jedoch nennt der Autor der Legende vom „Armen Heinrich“ und der Artusromane „Erec“ und „Iwein“ an keiner Stelle seine Mäzene, und seine genauere schwäbische Herkunft kann nur erschlossen werden, so dass Zusammenhänge zwischen Hartmann und den Zähringern doch mehr als fraglich erscheinen.

VIII. „Staat der Zähringer“

Den Herrschaftsbereich der Zähringer über das Schlagwort hinaus als „Staat“ zu bezeichnen ist sicher nicht angemessen, würde doch der herkömmliche, neuzeitliche Staatsbegriff diesem hochmittelalterlichen Herrschaftsgebilde eine Qualität zubilligen, die dieses bei Weitem nicht besaß. Die Zähringer übten ihre Herrschaft weitgehend personal aus; Lehnswesen und Vasallität bestimmten das „staatliche“ Gefüge der mittelalterlich-europäischen Reiche und Herrschaften. Schwerpunkte zähringischer Herrschaft waren zunächst der mittlere Neckarraum (Weilheim, Limburg, Teck), dann der Breisgau (Zähringen, Freiburg und St. Peter), die Ortenau (Offenburg, Gengenbach, Schuttern) und der Oberrhein (Neuenburg, Breisach), das Gebiet an oberer Donau und oberem Neckar (Baar), weiter – und gerade auch im Rahmen des hochmittelalterlichen Landesausbaus – der Schwarzwald (St. Blasien, St. Georgen), das Rheinfeldener Erbe an Hochrhein und im nordöstlichen Burgund, das Züricher Herzogsgut, das burgundische Rektorat (Bistum Lausanne). Daneben übten Zähringer als Bischöfe zeitweise ihre geistliche Herrschaft über die Bistümer Konstanz und Lüttich aus, besaßen die Herzöge Kirchenlehen z.B. der Mainzer und Trierer Erzbischöfe. Zähringerbesitz und -rechte hatten dabei eine unterschiedliche Rechtsqualität – vom Hausgut (Allod) über Grafschafts- und Rektorsrechte sowie Klostervogteien bis hin zu als Lehen ausgegebenem Kirchen- und Reichsgut.

Auf lokaler Ebene waren Dörfer und abgabepflichtige Bauern den Zähringerherzögen unterworfen. Grundherrschaft heißt ein den Grundherrn, d.h. hier den Herzog, versorgendes Wirtschaftssystem, das auf Großgrundbesitz, Frondiensten und Abgaben von und Rechten über abhängige Bauern beruht. Spätestens im Hochmittelalter werden innerhalb der Grundherrschaften Gruppen gehobener Höriger wie Zensuale (persönlich abhängige Zinsleute) und Ministeriale (Dienstleute mit Dienstlehen) sowie die Meier als Verwalter von Hofverbänden (Villikationen) erkennbar. Gerade die Ministerialität war eine Stütze der Zähringerherrschaft. Ministeriale stellten – neben den adligen Vasallen – als berittene Krieger (Ritter) das militärische Aufgebot der Herzöge bei Krieg und Fehde und waren in der Verwaltung unentbehrlich. Stützpunkte herzoglicher Herrschaft waren die Zähringerburgen als Burgen der Ministerialen und Vasallen sowie als Herzogsburgen.

Der bäuerlich-feudalen Welt des (hohen) Mittelalters stand die mittelalterliche Stadt gegenüber, die sich auszeichnete durch ihre Funktionen als Befestigung, Markt, Zentralort und Bürgergemeinde mit eigener Gerichtsbarkeit, Freizügigkeit und (relativer) politischer und wirtschaftlicher Autonomie. Die Zähringerherzöge förderten im Sinne eines Herrschaftsinstruments bewusst die Entstehung und Gründung von Städten innerhalb ihres Herrschaftsbereichs. Prägend für diese „Zähringerstädte“ war mitunter auch ein enger Zusammenhang zwischen Stadt und Zähringerburg.

IX. Zähringerstädte

Was blieb übrig vom „Staat der Zähringer“, als diese mit Herzog Berthold V. im Mannesstamm ausstarben? Die Wirkungen, die von der zähringischen Herzogsfamilie ausgingen, waren vielfältig, damals im 11., 12. und beginnenden 13. Jahrhundert (Zähringergeschichte) und danach (Zähringertradition). Rein biologisch betrachtet lebten die Zähringer – über die enge, agnatisch verstandene Dynastie der Herzöge hinaus – in bedeutenden Adelsfamilien des Mittelalters und der frühen Neuzeit fort. Zu nennen sind diesbezüglich die

Markgrafen von Baden, die Herzöge von Teck, die Grafen von Urach und die von Freiburg und Fürstenberg. Auch lassen sich bestimmte Erinnerungsorte wie der Zähringer Burgberg oder das Hauskloster St. Peter im Schwarzwald mit der Zähringertradition in Verbindung bringen. Schließlich gilt es noch, dem Mythos von den „Zähringerstädten“ nachzugehen.

Eine Reihe von Städten besaß im hohen Mittelalter Beziehungen zu den zähringischen Herzögen, die die Städte gründeten oder diesen als Stadtherren vorstanden. Zu den zähringischen Gründungsstädten gehörten Bern, Freiburg im Breisgau, Freiburg im Üchtland und Villingen. Nach der Niederlage der Burgunder gegen Herzog Berthold V. stiftete dieser an der Aareschlaufe die Stadt Bern (1191), vielleicht auf der Grundlage eines *burgus* (Befestigung, Siedlung) als Vorgängersiedlung, vielleicht benannt nach (Ort und Mark) Verona, jedenfalls in enger Verbindung stehend mit der Zähringerburg Nydegg und gelegen an einer wichtigen West-Ost-Verbindung durch das Schweizer Mittelland. Die berühmteste der „Zähringerstädte“ ist das im Breisgau gelegene Freiburg. An ältere Siedlungen anknüpfend, entstand seit dem 11. Jahrhundert ein Gewerbe- und Handelsplatz mit einer Ministerialensiedlung (*burgus*), die civitas erhielt 1120 durch Konrad von Zähringen einen Markt (*forum*), Ausgangspunkt für die Stadtwerdung Freiburgs, dessen Stadtrecht sich im 12./13. Jahrhundert ausformte (Freiburger Stadtrodel, ca.1218). Das heutige Freiburger Münster wurde noch unter dem Zähringerherzog Berthold V. begonnen, nachdem dessen Großvater Konrad das Gotteshaus gegründet hatte; der „letzte Zähringer“ ließ sich auch im Münster beerdigen. Wie Freiburg im Breisgau besaß auch das Freiburg im schweizerischen Üchtland (Fribourg) den mit „frei“ verbundenen programmatischen Ortsnamen. 1157 soll Herzog Berthold IV. das üchtländische Freiburg gegründet haben. Die Stadt entstand wohl auch zu einem Teil auf Besitz des Klosters Peterlingen, die Freiburger Handfeste von 1249 gilt als Überarbeitung des zähringischen Stadtrechts.

Burgdorf ist ein Beispiel für die enge Verflechtung von Stadt und Burg. Der ursprünglich rhein-

feldische Ort war ein Dorf, aus dem sich zur Zeit Herzog Bertholds V. eine Stadt entwickeln sollte, die im Schatten der damals ebenfalls entstandenen, bedeutenden Zähringerburg lag, einem Ensemble aus Vor- und Hauptburg, aus Türmen, Palas und Donjon. 1170/80 soll Herzog Berthold IV. auf Besitz des Klosters Tennenbach die Stadt Neuenburg am Rhein gegründet haben, doch könnte die diesbezügliche Notiz im Tennenbacher Güterbuch von 1317/41 auch eine Erfindung des Tennenbacher Abtes Johannes Zenlin (1336-1353) gewesen sein. Dann wäre auch die Vermutung, Neuenburg sei eine zähringische Stadt und habe als Sperre zwischen den staufischen Besitzungen am Oberrhein und im Elsass gedient, hinfällig. Der Ort erscheint jedenfalls nach 1218 als staufische Königsstadt. Ein städtisches Bräunlingen und dessen Ummauerung sollen in den Beginn des 13. Jahrhunderts und damit in die Zähringerzeit zurückreichen. Das zähringische Hauskloster St. Peter im Schwarzwald blieb in Mittelalter und früher Neuzeit eine mehr oder weniger bedeutsame Mönchsgemeinschaft, in der in der Barockzeit Zähringerbewusstsein und Zähringertradition aufkamen. Weilheim a.d. Teck mit der frühen Zähringerburg Limburg war auch Ort einer von Herzog Berthold I. gestifteten geistlichen Gemeinschaft, der Vorgängerkommunität des Klosters St. Peter.

Die Verschiedenartigkeit der Entstehung der „Zähringerstädte“ bzw. „Zähringerorte“ macht es nun wenig wahrscheinlich, dahinter eine einheitliche Planung zu erkennen, wie sie sich etwa topografisch in den angeblichen zähringischen Straßenkreuzen widerspiegeln soll. Auch wird man schon für die Zähringerzeit, also für die Zeit der Ausbildung und Gründung der Städte, nicht von einem Zusammenhalt zwischen den „Zähringerstädten“ ausgehen können. Zu ungleichartig war der „Staat der Zähringer“, und nach deren Aussterben (1218) gelangten die Zähringerorte an verschiedene Herrscher und Territorien. Mithin gründet die heutige Fiktion von den zwölf „Zähringerstädten“ Bräunlingen, Freiburg im Breisgau, Neuenburg, St. Peter im Schwarzwald, Villingen und Weilheim a.d. Teck (in Deutschland) sowie Bern, Burgdorf, Freiburg im Üchtland, Murten, Rheinfelden und Thun (in

der Schweiz) lediglich auf der (zufällig gemeinsamen) Entstehung der Orte in hohem Mittelalter und „Zähringerstaat“. Der heutzutage propagierte Mythos von den „Zähringerstädten“ ist also Ausfluss einer alles in allem beschönigenden und pauschalisierenden Zähringertradition, die so mit den historisch überlieferten Bedingungen der Orte seit dem hohen Mittelalter nicht übereinstimmen kann.

X. Zähringerstadt Villingen

Die Zähringer haben zweifelsohne das frühe Villingen bestimmt. Villingen wird erstmals im Jahr 817 in einer St. Galler Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen (814-840) erwähnt. Im Jahr 999 verlieh Kaiser Otto III. dem Zähringergrafen Berthold das Marktrecht am Ort. Im endenden 11. und im 12. Jahrhundert setzen für Villingen und Umgebung Nachrichten ein über Gütertransaktionen an die und Landbesitz der Benediktinerklöster St. Georgen, St. Peter im Schwarzwald und Gengenbach. Die Herzöge von Zähringen verfügten über die Baargrafschaft und eine auf Großgrundbesitz basierende Ortsherrschaft in Villingen mit dem Markt- und Münzrecht dort. Die archäologischen Funde weisen dabei auf wesentliche Veränderungen hin, die besonders den Bereich westlich der Brigach, einen Siedlungskomplex gegenüber der Siedlung in der Villingener Altstadt, betrafen. Offensichtlich lag im Villingener Münsterviertel das Zentrum zähringischen Besitzes, hierhin, zum Hofgut war der Markt verlegt worden, hier gab es seit Beginn des 12. Jahrhunderts den ersten Bau der Münsterkirche, einer Filiale der Altstadtkirche, hier kreuzten sich die beiden Hauptstraßen, die im Norden und Westen an zwei Motten endeten. Dass die neue Siedlung wichtige Vorortfunktionen herrschaftlicher und wirtschaftlicher Art wahrnahm, ergibt sich aus ihrer Größe und der Besiedlungsdichte in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Von daher waren die Voraussetzungen günstig für die sich besonders unter Herzog Berthold V., dem *fundator ville Vilingen* („Gründer des Ortes Villingen“) und Stadtherrn, vollziehende Entwicklung zur Stadt, gerade auch vor dem Hintergrund eines zunehmenden territorialen Gegensatzes zwischen

Zähringern und Staufern im Raum am oberen Neckar. An den Anfang des 13. Jahrhunderts setzen die Archäologen den Bau der Ringmauer und des Grabens, um dieselbe Zeit ist ein Neubau der Münsterkirche entstanden. Eine Reihe von Stein- und Fachwerkhäusern aus der Zeit um 1200 ist zudem in Villingen nachweisbar.

Das Ende der Zähringerherrschaft kam am 18. Februar 1218 mit dem Tod des letzten Zähringerherzogs Berthold V., der keine Nachkommen hinterließ. Auch für Villingen sollten sich die Herrschaftsverhältnisse ändern. Der „Staat der Zähringer“ war zerbrochen, der zähringische Herzogstitel erloschen, die unterschiedlichen Ansprüche der Erben beschäftigten die Politik im deutschen Südwesten noch über geraume Zeit.

Quellen und Literatur:

BOSHOF, E., Die Salier (= Urban Tb 387), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1987; BÜTTNER, H., Zähringerpolitik im Trierer Raum während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in: RhVjbl 33 (1969), S.47-59; BUHLMANN, M., Besitz, Grundherrschaft und Vogtei des Klosters St. Georgen im hohen Mittelalter (= Quellen zur mittelalterlichen Geschichte St. Georgens, Teil VI = VA 11), St. Georgen 2004; BUHLMANN, M., Die frühe schriftliche Überlieferung zum Ort Villingen (9.-13. Jahrhundert), in: GHV 28 (2005), S. 71-81; BUHLMANN, M., Mittelalterliche Geschichte im deutschen Südwesten, Tl.1: Frühes Mittelalter - Hohes Mittelalter, Tl.2: Spätes Mittelalter, Tl.3: Anhang (= VA 24/1-3), St. Georgen 2006; BUHLMANN, M., Die Zähringer – Herzöge im hochmittelalterlichen

Schwaben, St. Georgen 2009; BUHLMANN, M., Zähringer und Staufer – die politische Zweiteilung des deutschen Südwestens im hohen Mittelalter, in: Der Heimatbote 20 (2009), S. 1-11; BUHLMANN, M., Eine Urkundenfälschung für das Benediktinerpriorat Rüeggisberg auf Grund der Vorlage eines Diploms König Heinrichs V. für die Mönchsgemeinschaft St. Georgen im Schwarzwald vom 28. Januar 1108 (= VA 51), Essen 2010; ENGELS, O., Die Staufer (= Urban Tb 154), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 31984; GHV = Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen; Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, hg. v. M. SCHAAB u. H. SCHWARZMAIER i.A. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; Bd. 1: Allgemeine Geschichte: Tl.1: Von der Urzeit bis zum Ende der Staufer, Stuttgart 2001; HEYCK, E., Geschichte der Herzoge von Zähringen, Freiburg i.Br. 1891; Jenisch, B., Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (= Forschungen und Berichte der Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart 1999; MAULHARDT, H., ZOTZ, T. (Hg.), Villingen 999-1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich (= VerVS 27 = VAIF 70), Waldkirch 2003; PARLOW, U. (Hg.), Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (= VKGLBW A 50), Stuttgart 1999; RhVjbl = Rheinische Vierteljahresblätter; VA = Vertex Alemanniae. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen / Schriftenreihe zur südwestdeutschen Geschichte; VAIF = Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br.; VerVS = Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v.d. Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999 (= VerVS 15), Villingen-Schwenningen 1998; VKGLBW A = Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: Quellen; WOLF, J., Einführung in das Werk Hartmanns von Aue (= Einführungen Germanistik), Darmstadt 2007; www.michael-buhlmann.de.



Obwohl sich das Jahr 2010 bereits seinem Ende zuneigt, sei an dieser Stelle eines Dichters gedacht, der wie wohl kein anderer mit seiner badischen Heimat verbunden war und dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 250. Male jährt. Die Rede ist von Johann Peter Hebel, der 1760 in Basel geboren wurde. Schon ein Jahr später verstarb der Vater, und die Mutter zog mit ihrem Sohn in ihr Heimatdorf Hausen im Wiesental bei Lörrach. Als Hebel dreizehn Jahre alt war, verstarb auch die Mutter. Mit Hilfe von Förderern und einem schmalen Erbe konnte er das Gymnasium in Karlsruhe beenden und ein zweijähriges Theologiestudium aufnehmen. Vom Hauslehrer und Vikar brachte er es bis zum Professor und Hofdiakon. 1826 verstarb er. Obwohl Hebel den allergrößten Teil seines Lebens in Karlsruhe verbrachte, empfand er den südlichen Südwesen als seine eigentliche Heimat und bemühte sich immer wieder, dort eine Pfarrstelle zu erhalten, vergebens.

Hebel wurde von seinem Zeitgenossen Goethe über Hermann Hesse bis zu Elias Canetti hoch geschätzt. Neben seinen „Alemannischen Gedichten“ in Mundart zählen seine „Kalendergeschichten“ zu seinen bekanntesten Veröffentlichungen. „Man muß sich vergegenwärtigen, daß Kalender zur Zeit Hebels fast der einzige Lesestoff waren, der in alle Häuser kam. Kalender enthielten außer den obligaten Zeit- und Datumstafeln auch Informationen zur bäuerlichen Ökonomie, zum Hauswesen, zu gesundheitlichen Fragen, manchmal auch zu politischen Entwicklungen. Schon diese Mischung machte sie populär, mehr aber noch die Ergänzung durch spannende und vergnügliche Geschichten. Darin sah Hebel eine Chance, die Menschen zu vernünftigerem moralischen Handeln zu bewegen, ...“¹

Hebel schrieb mehr als 300 Erzählungen für den Kalender, der im neu entstandenen badischen Großherzogtum den Namen „Der Rheinische Hausfreund“ erhielt. Später traf Hebel eine Auswahl und gab diese 1811 unter dem Titel „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ heraus. Die Moral seiner Geschichten wird nie mit erhobenem Zeigefinger vorgebracht, sondern stets in einen heiteren Inhalt verpackt. Berühmt geworden ist seine Erzählung „Kannitverstan“, die noch heute, trotz ihrer uns etwas antiquitiert anmutenden Sprache Eingang in die Schulbücher findet. Sie dürfte zwar den meisten der Leser dieses Jahresheftes bekannt sein, wird aber sicher gerne noch einmal gelesen, ihr tieferer Sinn hat bis heute nichts von seiner Aktualität verloren.

Kannitverstan²

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtung über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der

Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Tür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?“ – Der Mann aber, der vermutlich Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade soviel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf Deutsch soviel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf Deutsch: Das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien ange- langt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Maudreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste

auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan“, war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter soviel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnet, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ – „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan“, rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine

Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwerfallen wollte, dass so viele Leute in der der Welt so reich seien und er so arm,

so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

¹ Hermann Bausinger, in: Johann Peter Hebel. Kalendergeschichten. Tübingen 2009, S. 14.

² Text entnommen: Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Bausinger, Tübingen 2009, S. 21 – 24.



Werden Sie Mitglied
im
Geschichts- und
Heimatverein Villingen e.V.



Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.

Unsere Mitglieder erhalten das Jahresheft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle, Kanzleigasse 30 in 78050 Villingen
(Telefon 0 7721 / 40 70 999, Telefax 0 7721 / 40 70 998, mail@ghv-villingen.de)
oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Homepage: www.ghv-villingen.de

Hohe Auszeichnung für Altdekan Kurt Müller

Hermann Colli



Der Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins, Günter Rath, würdigte die Leistungen des Ehrenmitglieds Kurt Müller, der als Beiratsmitglied aktiv am Vereinsgeschehen mitwirkt, in einer bemerkenswerten Rede.

Ein besonderes Ereignis im Jahre 2010 war für den Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV) die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Altdekan Kurt Müller, der seit vielen Jahren dem Beirat des GHV angehört und der durch seine aktive Mitarbeit und sein großes Fachwissen auf dem Gebiet der Stadt- und Kirchengeschichte das Leben des Vereins wesentlich mitgeprägt hat.

Über 300 Gäste nahmen an der festlich gestalteten Verleihungsfeier im Münsterzentrum teil. Der Freiburger Regierungspräsident, Julian Würtenberger, überreichte Kurt Müller die vom Bundespräsidenten Horst Köhler verliehene hohe Auszeichnung. Er würdigte damit Kurt Müllers außergewöhnliches Engagement im sozialen Bereich.

In seiner Laudatio sprach der Regierungspräsident die zahlreichen ehrenamtlichen Verdienste des im Ruhestand lebenden Pfarrers an, der aber auch heute noch auf vielen kirchlichen und



Mit einem herzlichen Händedruck gratulierte der Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, Günter Rath, Altdekan Kurt Müller zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande.

sozialen Feldern aktiv ist. Er bescheinigte dem Geehrten „eine hohe menschliche und soziale Kompetenz“. Diözesan Caritasdirektor Monsignore Bernhard Appel stellte Müllers zahlreichen Aktivitäten im Caritasverband heraus und sagte: „Sie haben durch ihr Engagement dazu beigetragen, dass viele Wünsche der Kirche Wirklichkeit werden konnten.“

Die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates der Seelsorgeeinheit Münster, Monika Storz, dankte dem Altdekan, der 27 Jahre als Münsterpfarrer in der Gemeinde segenreich wirkte, für seine Arbeit im Weinberg des Herrn: „Sie haben uns stets wichtige Werte vermittelt.“

Der Erste Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins, Günter Rath, freute sich, dass die Bemühungen des GHV um die hohe Auszeichnung für ihr Beirats- und Ehrenmitglied Kurt Müller von Erfolg gekrönt waren. In seiner Ansprache ging er auf das Wirken des Geehrten in



Regierungspräsident Julian Würtenberger heftete Altdekan Kurt Müller das Bundesverdienstkreuz am Bande ans Rivers.

Gesellschaft und Kirche ein und hob vor allem dessen Verdienste im GHV hervor. Er erklärte unter anderem: „Seit 1983 sind Sie Mitglied unseres Vereins, mehr als zwanzig Jahre gehören Sie als Beiratsmitglied unserem Vorstand an und 2008



Zahlreiche Glückwünsche konnte der Geehrte nach der Ordensverleihung beim Empfang für die geladenen Gäste entgegennehmen. Freudige Gesichter überall. Hier bestaunt Pfarrer i.R. Alfons Weißer, der ebenfalls aktiv am Leben des Geschichts- und Heimatvereins teilnimmt, den Orden an Kurt Müllers Brust.

durfte ich Ihnen für Ihre großen Verdienste um den Verein die Ehrenmitgliedschaft verleihen.“

Sein tägliches Handeln, so Rath, sei geprägt von Grundsätzen, aber auch von Lebensnähe und einem Pragmatismus, der aus diesem Realismus erwachse. Rath bezeichnet den Geehrten als einen exzellenten Kenner theologischer Fragen, aber sein Rat sei ebenso hoch geschätzt, wenn es um Geschichte und Kunst gehe. Das sei durch zahlreiche Beiträge in den Jahreshften des Geschichts- und Heimatvereins und andere Veröffentlichungen belegt.

„Mit Ihren Beiträgen zur Geschichte haben Sie immer eine Lektion vermittelt, aber diese kam immer fundiert mit Fakten aus der Geschichte, nie mit dem erhobenen Zeigefinger des kritisierenden Autors oder Predigers,“ erklärte der GHV-Vorsitzende. „Lieber Herr Pfarrer Müller“, so Rath am Schluss seiner mit Beifall aufgenommenen Ansprache, „Sie haben mit ihrer segensreichen Arbeit, die Stadt, den Geschichts- und Heimatverein, die Menschen bereichert, Sie sind eine Bereicherung für unsere Zeit“.



Eine große Festversammlung nahm an der feierlichen Verleihung des Bundesverdienstkreuzes im großen St. Georgsraum im Münsterzentrum teil. Hier der Geehrte in der ersten Reihe mit Oberbürgermeister Rupert Kubon und dessen Frau Petra Brenneisen-Kubon.

Einen alten Brauch mit Leben erfüllen

Dominik Schaaf

Das Fronleichnamsfest in Villingen



Maria mit Kind. Blumenteppeich vor dem Hochaltar auf dem Marktplatz an Fronleichnam 2010.

Einen schönen alten Brauch wieder mit Leben erfüllen. Dies war der Anspruch von Patrick Weigert und Dominik Schaaf, die nun zusammen mit einem großen Team schon zum zweiten Mal an dem Fronleichnamstrauch mitwirkten.

Nachdem Patrick Weigert die Jahre zuvor schon durch Blumenspenden aus seinem eigenen Blumenladen in der Färberstraße den Fronleichnamstrauch unterstützte, sah er mit Sorge, dass der Brauch von Blumenteppeichen und das Schmücken der Straßen und Häuser zum Fronleichnamstag immer weniger Unterstützer findet.

Das Münster bot Herrn Weigert an, einen eigenen Blumenteppeich zu gestalten und somit den Brauch noch aktiver zu unterstützen. Patrick

Weigert nahm spontan an und fand in Dominik Schaaf einen Mitstreiter der in früheren Jahren bereits Erfahrungen mit dem Legen von Blumenteppeichen durch St. Fidelis gesammelt hatte.

Für Monika Storz von der Münsterergemeinde kam die angebotene Hilfe wie gerufen.

Das Münster hat schon lange das Schmücken der Hochaltäre auf dem Münsterplatz sowie den Narrobrunnen inne und war froh, nun den Narrobrunnen an die beiden abgeben zu können und sich gemeinsam mit den Münsterfrauen auf den Hochaltar auf dem Münsterplatz zu konzentrieren.

Für Patrick Weigert und Dominik Schaaf begann nun eine lange und intensive Vorbereitung.

Alte Bilder von früheren Teppichen am Narrobrunnen wurden gesichtet, Pläne ausgearbeitet und ein anspruchsvolles Motiv wurde entworfen.

Man scheute auch den Weg nach Hüfingen nicht um dort in einem Gespräch mit Herren des Fronleichnamskomitees weitere Informationen und Tipps zu bekommen.

Der gelernte Florist Weigert fuhr die Region ab auf der Suche nach Blüten, die man für einen Teppich verwenden kann und erstellte einen genauen Arbeitsplan, wann und wo was gezipft werden kann.

Kleine Musterteppiche wurden gelegt um zu schauen wie und ob sich die Blüten für ein Blumenbild verwenden lassen. Dabei wurde schnell klar, nicht alles was auf den heimischen Wiesen wächst, lässt sich für den Blumenteppeich verwenden.

Gut geeignet sind vor allem; Bachnelkwurz, Margeriten, Flieder, Pfingstrosen, Farn, Tannenstöße, Klee oder Wiesensalbei. Sehr ergiebig sind vor allem Lupinenblüten.

Dominik Schaaf durchforstete alte christliche Bücher um das passende Motiv zu finden.



Fronleichnamsteppich in der Oberen Straße.

Das gefundene Motiv wurde auf eine Holzplatte im Format 160 x 130 cm mit Kreide freihändig übertragen. Dass er privat gerne Ölbilder malt und auch schon Bühnenbilder gestaltet hat, kam ihm hier sehr entgegen. Die aufgemalte Figur, in diesem Fall ein Jesus, konnten dann mit Blüten ausgefüllt werden.

Aber für solch einen Teppich braucht man hunderte von Blüten und viele fleißige Hände.

Durch die Mitgliedschaft in mehreren Vereinen waren schnell viele Helfer gefunden, die diese Aktion mit unterstützen wollten.

Im Jahre 2009 waren es immerhin schon stolze 15 Personen die nun eingeteilt in Gruppen ab Sonntag vor Fronleichnam die Wiesen und Wälder in der Region durchforsteten und eimerweise die Blüten oder Gräser sammelten.

Die gesammelten Blüten wurden in der kühlen Benediktinerkirche gelagert bis sie ihren Platz auf dem Teppich fanden.

Um 4 Uhr morgens, am sogenannten „Herrgottstag“, hieß es dann den Teppich an den Platz vor den



Mit eigens gefertigten Schablonen werden die Blumenmuster für den Prozessionsweg gelegt. Fotos: Dominik Schaaf

Narrobrunnen zu tragen und die restliche Dekoration vorzunehmen.

Das Fronleichnamfest 2009 war für alle Beteiligten ein voller Erfolg. Dies wurde auch durch das große positive Feedback nochmals deutlich. Manches kleine Dankeschreiben lag bei Patrick Weigert im Briefkasten.

Durch die positive Resonanz war beiden klar, hier wollen sie weiter anknüpfen. Ideen hatte man allein durch den Besuch in Hüfingen genug. Der in Hüfingen gelegte Prozessionsweg hat es beiden angetan und somit war die Idee geboren, dies auch in Villingen, wenn auch im kleinen Rahmen, umzusetzen und den Schmuck der Straßen somit noch zu erhöhen.

Um den Aufwand für so einen Weg kleiner zu halten wurden nach Vorbild aus Hüfingen aus Metall und Holz Schablonen gefertigt, die das Legen von Blumenmustern relativ einfach ermöglichen.

Schaut man sich solch eine Schablone genauer an, erinnert sie ein wenig an einen Bilderahmen.

Dieser wird auf die Straße gelegt und mit Blüten aufgefüllt. Durch Abtrennungen im Rahmen ergeben sich dann unterschiedliche Muster. Sind alle Felder aufgefüllt kann der Rahmen abgenommen werden und das Blütenbild ist fertig.

Durch mehrere unterschiedliche Schablonen, die allesamt von Helfern gesponsert wurden, konnte somit in relativ kurzer Zeit ein Prozessionsweg von immerhin 80 m gelegt werden.

Der Weg erstreckte sich vom Hochaltar bis auf die Höhe Cafe Raben und bot allen Besuchern ein herrliches Bild.

Der Start des Weges vom Hochaltar kam nicht von ungefähr. Die Bruder-Klaus-Gemeinde, die für das Schmücken des Hochaltars zuständig war, stand leider nicht mehr zur Verfügung und somit wurde auch dieser Altar von der Gruppe Weigert-Schaaf übernommen. Dies war nur dadurch möglich, dass sich die Gruppe von Helfern aus dem Vorjahr von 15 auf sage und schreibe 45 Personen gesteigert hatte.

Diese drei Projekte, Altar am Narrobrunnen, Prozessionsweg und Hochaltar zu organisieren und durchzuführen war für alle Beteiligten zwar eine körperliche und nervliche Herausforderung, aber das Endergebnis und die vielen Reaktionen hoben alle Anstrengungen auf.

Gemeinsam mit allen anderen Pfarreien, die an diesem hohen kirchlichen Feiertag mitwirken, bekommt unsere Stadt somit für einen Tag wieder ein wunderschönes Kleid, das an frühere Zeiten erinnert.

Und das ist genau das, was sich alle Beteiligten noch für die Zukunft wünschen – mehr Unterstützer: Bewohner aus der Innenstadt, die wieder ihre Fenster mit Fahnen oder Reisig schmücken; Menschen die sich vor ihren Häusern mit kleinen eigenen Hausaltären beteiligen und somit dem Fronleichnamstag wieder

zu dem verhelfen, was er in Villingen einmal war.

Um dies zu unterstreichen wurden bereits erste Gespräche geführt.

Es wird versucht, alle Beteiligten Pfarreien und Helfer in einem dafür zu gründenden Komitee zu bündeln um die anfallenden Arbeiten gemeinsam zu stemmen.

Viele Ideen stehen im Raum und die nächsten Treffen werden zeigen, was davon umgesetzt werden kann.

Am Schluss sei gesagt: Alle, die die Helfer unterstützen möchten, sind herzlich willkommen!

Dabei kann die Unterstützung vielseitig aussehen. Sei es durch Blumenspenden oder einfach durch das Schmücken der Häuser in der Innenstadt.



Auch 2010 gab es, trotz schlechten Wetters, in Villingen eine Fronleichnamsprozession. Sie war, gegenüber der gewohnten Wegstrecke, etwas verkürzt. Aber die fleißigen Helferinnen und Helfer, die in der Oberen Straße einen schönen Blumentepich gelegt hatten, haben ihre Arbeit nicht vergebens gemacht. Sabine Krümmer vom Schwarzwälder Bote hat uns diese Aufnahmen freundlicher Weise zur Verfügung gestellt.

Im zu Ende gehenden Vereinsjahr können wir wieder auf eine große Zahl von attraktiven Veranstaltungen zurückblicken.

Der Besinnliche Abend im Advent 2009 fand wie immer in festlicher Atmosphäre im Hotel Diegner statt. Musikalisch umrahmt von Josy Cimentepe, und einem Gedichtvortrag von Claudia Wildi erinnerte der Vorsitzende Günter Rath in seiner Ansprache unter anderem an die Gründung des Vereins vor 40 Jahren und zeichnete ein sinniges Bild der heutigen Gesellschaft mit Licht- und Schattenseiten. Er bedankte sich im Namen des Vereins bei einem Mitglied, das sich in besonderer Weise für den Verein eingesetzt hat: Hermann Schuhbauer wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Besonders beim kürzlich zu Ende gegangenen Weihnachtsmarkt habe er mit seiner Ehefrau wesentlich dazu beigetragen, dass diese von der Öffentlichkeit viel gelobte Aktion zu einem solchen großen Erfolg wurde.



Günter Rath ehrt Regina und Hermann Schubbauer

Das Veranstaltungsprogramm startete im neuen Jahr mit einem Besuch im Café Welvert. Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt erzählte in historischer Lokalität eindrucksvoll über **das Schicksal amerikanischer Kriegsgefangener in Villingen** auf

dem Kasernengelände Welvert im 1. Weltkrieg. Diese erste Veranstaltung im Jahr war ein so großer Erfolg, dass sie wiederholt werden musste.

Ebenfalls im Januar führte Frau Ute Schulze eine interessierte Gruppe durch das **Villinger Stadtarchiv**. Fachkundig und auf eine spannende Art erklärte sie den Besuchern den Sinn, die Aufgabe und die Arbeitsweise des Stadtarchivs. Es gelang ihr hervorragend, den Teilnehmern die Bedeutung des Archivs für die Geschichte der Stadt bewusst zu machen

Die **Firma Hess** öffnete ihre Firmentore und gewährte uns bei einer anschaulichen Betriebsführung Einblicke in ihre Betriebsabläufe. Unterhaltsam und informativ wurde das Unternehmen von der Vergangenheit bis zur Gegenwart erklärt. Anschließend wurde die Gruppe von Jürgen G. und Christoph Hess zu einem gemeinsamen Vesper eingeladen.

In einer harmonischen, zügig abgewickelten **Jahreshauptversammlung** machte der 1. Vorsitzende, Günter Rath, deutlich, dass der GHV das Jahr 2009 als ein erfolgreiches und arbeitsintensives Vereinsjahr verbuchen kann. Dieser Erfolg ist ohne die Mitglieder, vor allem die aktiven Mitglieder, nicht möglich, denen er für ihr Engagement dankte. Volle Zustimmung gab es auch für den Kassenbericht des Schatzmeisters Hasko Froese.

Bei den Wahlen wurde der bisherige 2. Vorsitzende, Dr. Helmut Kury, in seinem Amt bestätigt. Für die als Schriftführerin ausgeschiedene Frau Claudia Wildi, die das Amt 14 Jahre lang muster- gültig verwaltete, wurde als Nachfolgerin Frau Helga Echle gewählt. Frau Wildi wird als Beiratsmitglied weiterhin im Verein mitarbeiten.

In der ersten Vortragsveranstaltung nach der Jahreshauptversammlung zeigte Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon, der selbst Mitglied im GHV ist, mit seinem Vortrag **„Von öffentlichen Parks bis**

Gartenschauen“, dass er sich als Historiker auch mit der heimischen Geschichte intensiv beschäftigt hat. Sein Vortrag führte von Schlossparks über den Villingener Stadtgarten bis zu den seit vielen Jahren in Deutschland durchgeführten Bundes- und Landesgartenschauen und derer sich im Laufe der Zeit verändernden Ziele.

Im April konnten die **neuen Geschäftsräume** im Münsterzentrum bezogen werden.

Bei einem Tag der offenen Tür besichtigten viele Gäste die neuen Räumlichkeiten und zollten viel Lob und Anerkennung.



Von links: Günter Rath, Hasko Froese, Hermann Schubbauer, Helga Echle in der neuen Geschäftsstelle

Keine Unbekannte ist Ursula Köhler, die wieder einmal sach- und fachkundig in der Schwenninger Galerie durch die Ausstellung „**Erich Heckel – der stille Expressionist**“ führte. Die Mitglieder waren begeistert von den ausgestellten Werken, aber auch von der sehr kompetenten und lebendigen Präsentation durch die promovierte Kunsthistorikerin.

Klaus Humpert informierte ein aufmerksames Publikum aufschlussreich über **Mittelalterliche Stadtplanung** von Villingen und Bräunlingen

Ziel der ersten kleinen Jahresexkursion im Mai war die rund 1200-jährige westfälische Bischofs- und Hansestadt **Münster**, in der durch den „Westfälischen Frieden“ der Dreißigjährige Krieg, der auch die Villingener in Not und Elend stürzte, beendet wurde. Einen Einblick in Münsters Vergangenheit gewannen die Besucher im weltbe-

rühmten Festsaal des Historischen Rathauses. Bewundert wurde die original wieder aufgebaute Altstadt, die zu 92 % zerstört war, der großartige Paulus-Dom mit seinen zahlreichen Kunstschatzen und die darin um 1540 entstandene astronomische Uhr. Ein Ausflug ins Münsterland mit seinen Adelssitzen und Wasserburgen – hier besonders die Burg Vischering – gehörten ebenso dazu wie ein Besuch der Geburtsstätte der großen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, Burg Hülshoff.

Die in Zusammenarbeit mit dem Südkurier angebotene „**besondere Stadtführung – Wirtschaftshäuser in Villingen**“ mit Lambert Hermle und Klaus Richter musste aufgrund des großen Besucherinteresses wiederholt werden. Trotz Regen und Kälte gab es eine rege Teilnahme. Für den erkrankten Klaus Richter sprang kurzfristig Gunter Schwarz ein.

Auch die 2 Stunden dauernde **Klosterführung St. Ursula** mit Schwester Eva-Maria war wieder außergewöhnlich informativ und kurzweilig.

Der erste Abschnitt des Villingener **Geschichts- und Naturlehrpfades** konnte, begleitet durch reges Interesse von Mitgliedern, eröffnet werden. Mit einem Bläserquartett der Villingener Stadtmusik, Ansprachen von OB Dr. Kubon, dem Vorsitzenden Günter Rath und dem Vertreter des Schwenninger Heimatvereins, Herrn Heinzmann, wurde offiziell die Verbindung zum Schwenninger Geschichts- und Naturlehrpfad hergestellt. Anschließend wurden die Gäste auf dem Gelände der Familie Wildi bewirtet und konnten sich anhand von Schautafeln und Fotos über den Pfad informieren.

Unser Beiratsmitglied Adolf Schleicher führte in bewährter Weise wieder eine Gruppe Frühaufsteher bei der **Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg**.

Der Besuch der **Picasso-Ausstellung** im Rahmen der Landesgartenschau wurde für die kleine Gruppe zu einem außerordentlichen Kunst-Erlebnis.

Bei hochsommerlichen Temperaturen besuchten drei Dutzend Geschichtsfreunde eine der ältesten Städte Deutschlands: **Augsburg**, das durch die Kaufmannsfamilien der Fugger und Welser sowie unter anderem durch Reichstage der Kurfürsten und Entscheidungen über die Gleichstellung der



Die Villingen in Erwartung der Erklärungen zur Theologie, Architektur und Kunst der Wieskirche.

Religionen zu einem bedeutenden kulturellen mittelalterlichen Zentrum Mitteleuropas wurde. Die historische Altstadt mit stattlichen Patrizierhäusern, großartigen Kirchen und Klöstern begeisterten ebenso wie der Goldene Saal im Rathaus. Im malerischen Pfaffenwinkel erinnerte die mittelalterliche Altstadt von Schongau an die eigene Heimatstadt. Die Besichtigung der weltberühmten Kirche „Zum geißelten Heiland auf der Wies“ sowie Besuche der Klöster Fürstenfeld und Andechs hinterließen bei den Mitgliedern bleibende Eindrücke.

Eine der beliebten Halbtagesexkursionen führte in die alte fürstliche Residenzstadt der Zollerngrafen, nach **Hechingen**. Hier verrät ein in Bronze gegossener Marktbrunnen die Verwandtschaft zum Villingen Münsterbrunnen – beide durch Klaus Ringwald geschaffen. Das eigentliche Ziel, die alte **Klosterkirche St. Luzen**, erstmals 1318 erwähnt und dem heiligen Luzius geweiht, überraschte die

Teilnehmer mit zahlreichen sakralen Kunstwerken. So befindet sich dort eine Kanzel, die der Bildhauer Hans Amann, der in der Zähringerstadt zahlreiche hochkarätige Kunstwerke hinterlassen hat, 1589 schuf. Mit Altdekan Kurt Müller hatten die Villingen einen fachkundigen, kompetenten



In der Klosterkirche St. Luzen gab es ein Wiedersehen mit Pfarrer Koban aus Villingen.

Kirchenführer, der schon während der Fahrt im Bus unterhaltsam über das Geschlecht der Hohenzollern und das zu Erwartende informierte.

Mit einer Fülle neuer und überwältigender Eindrücke kamen die Mitglieder von der achttägigen Bildungsreise aus Paris zurück. Schon die Anreise mit dem komfortablen Hochgeschwindigkeitszug TGV war ein besonderes Erlebnis. In der französischen Hauptstadt hatten die rund 50 Teilnehmer einen aufwändigen und strapaziösen Tagesablauf zu bewältigen. Der GHV-Vorsitzende, Günter Rath und Rolf Wagner, Vereinsmitglied und ausgewiesener Pariskenner, hatten alle wichtigen Sehenswürdigkeiten in das Programm hineingepackt. Der Louvre, Arc de Triomphe, Montmartre, Sacré-Coeur, Notre Dame und vieles mehr. Auch ein Bummel über die Champs-Élysée, eine Schiffsfahrt auf der Seine und Ausflüge zu kulturgeschichtlichen Zielen in der Umgebung von Paris gehörten zum Ablauf der begeistert aufgenommenen Exkursion. Rolf Wagner verstand es ausgezeichnet, den Teilnehmern auch das Paris zu zeigen, das Touristen normalerweise weitgehend verborgen bleibt. Am Eiffelturm, dem Wahrzeichen der französischen Metropole, wurde das obligatorische Erinnerungsbild gemacht.



Die GHV-Reisegruppe vor dem Eiffelturm in Paris

Bei einer weiteren Halbtagesfahrt zum **Dominikanerinnenkloster Neudingen**, Auf Hof, bei Neudingen, verstand es Rüdiger Schell spannend und aufschlussreich durch Vortrag und Führung „den Wechsel zu den Zisterzienserinnen“ zu vermitteln.

Hoch hinauf stiegen Mitglieder des GHV auf den **Turm der Benediktinerkirche**, eine Veranstaltung in Kooperation mit dem Südkurier. Nach Erklärungen der Benediktinerkirche durch Pfr. i.R. Kurt Müller und der Silbermannorgel durch Ulrich Kolberg, führte Architekt Franz Blaser auf den Turm und den Dachstuhl. Unser Mitglied Hans-Peter Stoll begeisterte die Zuhörer mit zahlreichen Werken auf der Silbermannorgel.

Andere **Barockkirchen** und zwar Hausen vor Wald, Mundelfingen und Riedböhrungen waren ein lohnendes Ziel und wurden von Pfr. i.R. Alfons Weißer in gewohnt sach- und fachkundiger Weise erklärt.

Nach Redaktionsschluss wurde die Johanneskirche in Donaueschingen besucht.

Herr Pfr. i.R. Kurt Müller widmete sich in einem kurzweiligen Lichtbildervortrag den Engeln in der Kunstgeschichte und im täglichen Leben in Villingen mit dem Titel „**Gute Geister allerorten**“.

Der GHV beteiligte sich wieder mit großem Engagement am **Weihnachtsmarkt** auf dem Münsterplatz und bot neben einer reich bestückten und außerordentlich sehenswerten Krippenausstellung im Alten Rathaus in Kooperation mit den Städt. Museen und dem Verein Weihnachtsmarkt auch Münsterführungen, Krippenbasteln, eine Diashow über Villingen und den Verkauf von Weihnachtskarten und diverser „hausgemachter“ Artikel an.

Mit dem stimmungsvollen Besinnlichen Abend verabschiedete sich ein vielfältiges, gelungenes Vereinsjahr 2010.

JANUAR

15. 01. 2011

Barbara Eichholtz

Besuch des Augustiner Museums, Freiburg

FEBRUAR

09. 02. 2011

Henning Keune

Städtebauliche Denkmalpflege in Villingen –
individuelle Lösungsansätze am Beispiel
Haux- und Wiebelt-Areal

MÄRZ

10. 03. 2011

Jahreshauptversammlung

APRIL

06. 04. 2011

Kurt Müller

Kapellen in und um Villingen

12. 04. 2011

Bernhard Hoch

Handwerk und Zünfte (Gewerbeakademie)

15. 04. 2011

Werner Echle

Festakt, 725 Jahre Spitalfonds Villingen

13. bis 17. 04. 2011

Klaus Weiß, Günter Rath

Sonderexkursion Barcelona

MAI

04. 05. 2011

Eberhard Härle

Ein Stück auf dem
Geschichts- und Naturlehrpfad

07. 05. 2011

Andreas Flöß

Kraftwerk Leibstadt, Waldshut-Tiengen

19. 05. 2011, 18.00 Uhr

Lampert Hermle, Gunter Schwarz

Führung:

Das Alte Rathaus und der Fall Jakob Kraut

JULI

06. 07. bis 10. 07. 2011

Günter Rath

Kleine Jahresexkursion Köln und Aachen

27. 07. 2011

Kurt Müller

Tagesexkursion Heiligkreuzthal/Zwiefalten

AUGUST

27. 08. bis 03. 09. 2011

Günter Rath

Jahresexkursion Südpolen (Breslau und Krakau)

SEPTEMBER

14. 09. 2011

Barbara Eichholtz

Schaffhausen

OKTOBER

01. 10. 2011, 9.30 Uhr

Dieter Ehnes

Glockenspiel und Münsterspeicher

05. 10. 2011, 18.30 Uhr

Gedenkgottesdienst

für Verstorbene Mitglieder des GHV

12. 10. 2011

Michael Buhlmann

Geistliche Gemeinschaften

im mittelalterlich-neuzeitlichen Villingen

NOVEMBER

09. 11. 2011

Wolfgang Berweck

Der Spitalfonds in Villingen

25. 11. bis 4. 12. 2011

Teilnahme am Villingen Weihnachtsmarkt

DEZEMBER

09. 12. 2011

Besinnlicher Abend

Bitte beachten Sie die Hinweise in der Tagespresse und im Internet unter www.ghv-villingen.de.

Veranstaltungsort der Vorträge ist das Münsterzentrum. Beginn, wenn nicht anders angegeben: 20.00 Uhr.

Änderungen vorbehalten.

Bestandsliste über die noch erhältlichen Jahreshefte und Bücher – herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein e.V. Villingen

Folgende Jahreshefte und Bücher usw. können noch käuflich in der Geschäftsstelle des Vereins, Kanzleigasse 24, erworben werden. Öffnungszeiten jeweils Samstag von 10.30 bis 12.00 Uhr.

Jahresheft 1977

Jahresheft 1991/92

Jahresheft 1999/2000

Jahresheft 2007

Jahresheft 1978/79

Jahresheft 1992/93

Jahresheft 2001

Jahresheft 2008

Jahresheft 1986/87

Jahresheft 1993/94

Jahresheft 2002

Jahresheft 2009

Jahresheft 1987/88

Jahresheft 1995/96

Jahresheft 2004

Jahresheft 2010

Jahresheft 1988/89

Jahresheft 1996/97

Jahresheft 2005

Jahresheft 1990/91

Jahresheft 1997/98

Jahresheft 2006

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen – Alte Ratsprotokolle erzählen ... 1830–1930“. Das Buch wurde von Dr. Ulrich Rodenwaldt bearbeitet. Über 370 Seiten Villingen Stadtgeschichte. Preis: 8,- Euro.

Das Sonderheft zum Stadtjubiläum 1999 wird kostenlos abgegeben, solange Vorrat reicht.

Ebenfalls erhältlich ist eine Broschüre von Werner Huger mit dem Titel „300 Jahre –

Marschall Tallard belagert Villingen“.

Zum Thema „50 Jahre Bundesrepublik Deutschland – Die Entwicklung im Schwarzwald-Baar-Kreis“ sind Schülerarbeiten als Broschüre erschienen, die auch bei uns erhältlich ist.

Das neue Inhaltsverzeichnis und Autorenregister der Jahrgänge 1975 bis 2010 wird ebenfalls wieder angeboten. Der Preis für die Jahreshefte und das Inhaltsverzeichnis beträgt jeweils 4,- Euro.

Die Autoren

Dr. Edith Boewe-Koob, geboren in Frankfurt/Main, in Villingen aufgewachsen, studierte nach zwei Staatsexamen in Klavier und Gesang, an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, Lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte. Sie promovierte über eine liturgische Handschrift des frühen 10. Jahrhunderts. Im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen untersucht sie bisher unbeachtet gebliebene Fragmente. Sie ist Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Michael Buhlmann, Jahrgang 1957, Diplom-Mathematiker. Studium Mathematik, Wirtschaftswissenschaften, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit den Abschlüssen Diplom und Lehramt. Von 1989 bis 1997 Dozent für mittelalterliche Geschichte an der Universität Essen. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Boten. Seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter bei verschiedenen Medien. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein. Seit 2003 Ehrenmitglied.

Helga Echle, geboren 1944, geprüfte Sekretärin BDS, von 1974 bis 2004 Mitarbeiterin im Evang. Dekanat Villingen, seit 2010 Schriftführerin im GHV.

Werner Echle, geboren 1944 in Villingen, Verwaltungswirt FH, 48 Jahre bei der Stadt Villingen-Schwenningen beschäftigt, zuletzt Stadtkämmerer und Leiter des Amtes für Haupt- und Finanzverwaltung. Im Ruhestand seit 2008. Beiratsmitglied im GHV, Geschäftsführer des Spitalfonds Villingen und der Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen.

Barbara Eichholtz, geboren 1943 in Berlin, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft u.a. in München, Göttingen und Freiburg.

Andreas Flöß, Jahrgang 1975, Abitur am Wirtschaftsgymnasium in Villingen. Ausbildung zum Zimmermann bis 1999. Architekturstudium in Biberach an der Riß. Mitglied der Studienstiftung des Dt. Volkes in Bonn. Stipendium 2001. Diplom 2003. Seit 2005 Freier Architekt. Beirat im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Stadtführer, Ehrenratsherr der Historischen Narrenzunft Villingen. Mitglied im GHV.

Claudia Hoffmann wurde am 8.6.1966 in Villingen geboren. Nach einer Ausbildung als Verlagskauffrau arbeitete sie drei Jahre in der Marketingabteilung eines Verlages. Anschließend volontierte sie beim SÜDKURIER Medienhaus. Claudia Hoffmann arbeitet seit 1995 in der Lokalredaktion Villingen. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Dr. Michael Hütt, geboren 1959 in Wuppertal, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie in Marburg und Berlin. Seit 1992 am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen, seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Anita Auer, seit 2004 Abteilungsleiter der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des GHV, seit 1993 Ehrenmitglied.

Ursula Köhler (geb. 1958 in Haan/Rhld.) studierte in Marburg und London Kunstgeschichte, Literaturwissenschaften und Philosophie. Sie lebt und arbeitet seit 1990 in Stuttgart und Villingen-Schwenningen. Schwerpunkte ihrer kunsthistorischen Arbeit liegen im Bereich der Kunstvermittlung sowie der frühneuzeitlichen Theater- und Festforschung.

Dr. Rupert Kubon (Jahrgang 1957) arbeitete nach seinem Studium der Germanistik und Geschichtstudium als wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Bundestagsabgeordneten und als Abteilungsleiter Kultur der Stadt Dessau. Er ist seit 1. Januar 2003 Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen und wurde im Oktober 2010 in seinem Amt bestätigt.

Dr. Heinrich Maulhardt, Stadtarchivar, Leiter der Stabsstelle Archiv und Dokumentenmanagement der Stadt Villingen-Schwenningen

Christina Nack (Jahrgang 1958) ist gebürtige Königsfelderin und studierte in Konstanz Latein, Philosophie, Germanistik, bevor sie von 1983 bis 1985 ein Volontariat beim „Donaukurier“ im bayerischen Ingolstadt absolvierte. Von 1985 bis 1995 war sie Redakteurin in der Lokalredaktion der Badischen Zeitung in VS-Villingen und bis 1998 Herausgeberin des Kulturmagazins „Tangente“. Seit 1999 arbeitet sie als freiberufliche Journalistin vorwiegend im Schwarzwald-Baar-Kreis.

Dominik Schaaf, geb. 6. 11. 1979, Marketing-Mitarbeiter bei Hess AG, seit 2010 Mitglied im GHV, Organisationsleitung Weihnachtsmarkt Villingen.

Rüdiger Schell, Jahrgang 1939, Studiendirektor i. R., studierte seit 1959 Geschichte, Wiss. Politik, Deutsch und Philosophie in Freiburg, München und Heidelberg. Nach dem Staatsexamen 1966 war er bis 2003 als Gymnasiallehrer am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen tätig. Daneben engagierte er sich in der Kommunalpolitik: Er war über drei Jahrzehnte Stadtrat in Donaueschingen

und 38 Jahre lang Kreisrat im Schwarzwald-Baar-Kreis. Nach seiner Pensionierung promovierte er 2008 an der Universität Konstanz zum Dr. phil. Der Titel seiner Dissertation lautet: „Das Dominikanerinnenkloster Auf Hof bei Neudingen als Hauskloster der Grafen von Fürstenberg“. Derzeit arbeitet er an der Fortsetzung dieser Klostermonographie, nämlich über die Zeit der Zisterzienserinnen im Neudinger Kloster von 1584 bis 1802/03.

Sabine Streck ist in der Villingen Innenstadt aufgewachsen, studierte nach dem Abitur in Freiburg Rechtswissenschaften, dann volontierte sie beim Schwarzwälder Boten und arbeitet heute als Redakteurin in der Lokalredaktion Schwenningen. Sie hat mit ihrem Buch „Hennenfang, heile Welt und andere Heimatgefühle“ einen Beitrag zur Geschichte der Stadt geleistet.

Verena Ströbele-Hoer, geb. 1957 in Stuttgart, studierte Publizistik, Politikwissenschaft und Jura in München und Freiburg, lebt seit 25 Jahren in Villingen-Schwenningen und ist als Rechtsanwältin tätig. Sie ist Vorsitzende der Verena & Walter Hoer Stiftung.

Ihr Partner für:

- *Mehrtagesfahrten*
- *Tagesfahrten*
- *Halbtagesfahrten*
- *Betriebsausflüge*
- *Jahrgangsausflüge*
- *Vereinsausflüge*



- **interessant**
- **vielgestaltig**
- **leistungsstark**
- **erfahren**
- **zuverlässig**

Reiseverkehr
H. Luschin GmbH & Co.

Huberstraße 32
78073 Bad Dürkheim
Telefon (07726) 9225-0
Telefax (07726) 9225-25

LUSCHIN
LUSCHIN
LUSCHIN
LUSCHIN
LUSCHIN

BLUMEN & AMBIENTE

*Dinge,
die das Leben
schöner machen*

- Individuelle Sträuße
- Brautfloristik
- Trauerfloristik
- Wohnambiente
- Grabpflege

PATRICK WEIGERT • FÄRBERSTRASSE 1 • VS-VILLINGEN
DI - FR 9.00 - 18.00 UHR • SA 8.30 - 14.00 UHR

Tel.: (0 77 21) 8 78 71 36 • Fax: (0 77 21) 8 78 68 94



Ein Stück Heimat



Im SÜDKURIER lesen Sie, was Villingen-Schwenningen und die Region bewegt!

Bestellen Sie jetzt den SÜDKURIER und Sie erhalten als **Dankeschön die ersten zwei Wochen gratis geliefert**. Danach lesen Sie weiter, solange Sie möchten – ganz **ohne Mindestbezugsdauer!**



Gleich gebührenfrei anrufen und bestellen unter:

 **0800/880-8000**
(Bestellnummer: TN592)

SÜDKURIER



Mein Garten – ein Ort, an dem ich ewig jung bleibe.



In seinen besten Jahren hat man sich Entspannung verdient. Ein Traum, der im eigenen Grün Wirklichkeit wird. Der Garten ist ein Jungbrunnen, ein Ort, an dem man mehr Ruhe und Glück findet als auf den meisten exotischen Reisen. Ein pflegeleichter Garten schafft ganzheitliches Wohlbefinden und innere Balance. Wir Landschaftsgärtner liefern Ihnen Ideen für Gärten mit hohem Komfort. Wir übernehmen die Ausführung und Pflege zu einem exzellenten Preis-Leistungs-Verhältnis. Achten Sie auf unser Zeichen.



wildigarten
garten- und landschaftsbau



Das Experten für
Garten & Landschaft

Bertholdshöfe 3 | 78052 VS-Villingen
Fon 0 77 21-2 54 76 | Fax 0 77 21-36 13
info@wildigarten.de | www.wildigarten.de

HIGHLIGHTS

... ins rechte Licht gerückt.

Sportliche Highlights und Beleuchtung im öffentlichen Raum schaffen Atmosphäre.

Hess Form + Licht sorgt seit Jahrzehnten mit innovativen Entwicklungen für außergewöhnliche Licht-Atmosphären. Vielleicht hat uns diese Sicht der Dinge zu einem international führenden Hersteller in der Licht- und Leuchtengestaltung gemacht...



Hess AG
Form + Licht
Lantwattenstraße 22
D 78050 Villingen-Schwenningen
Tel. 07721 / 920-0
Fax 07721 / 920-250
E-Mail: info@hess.eu

hess

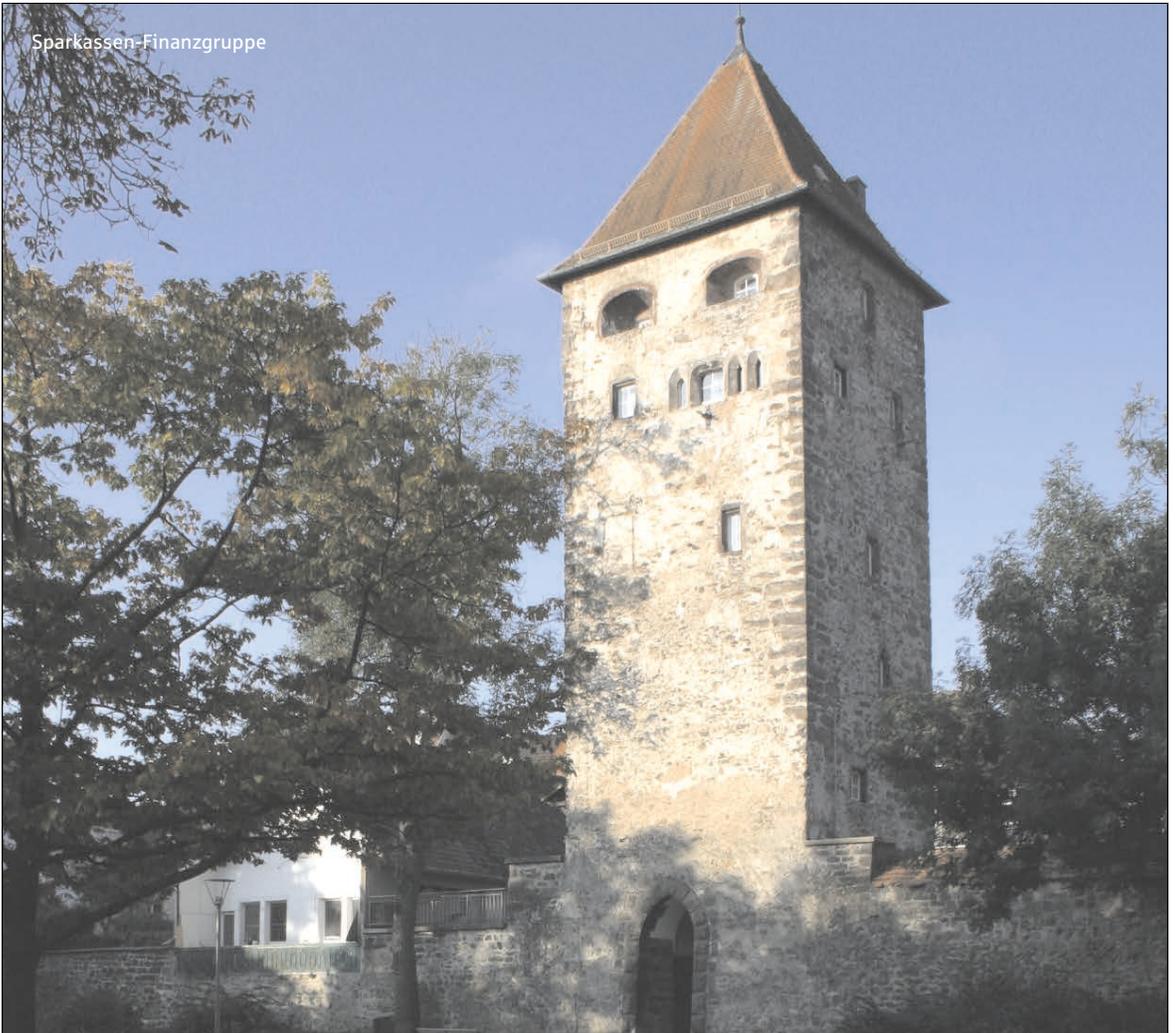
Was überhaupt
wert ist, getan zu
werden, ist es auch
wert, ordentlich
getan zu werden.

L O R D C H E S T E R F I E L D , 1 6 9 4 - 1 7 7 3



Druckerei Leute GmbH
Wehrstraße 3
78050 VS-Villingen
Tel. 07721/84 56-0
Fax 07721/5 68 60
info@druckerei-leute.de

I H R P A R T N E R F Ü R G U T E N D R U C K



Partner der Kultur

Tel. 07721 291-0
www.spk-swb.de

 Sparkasse
Schwarzwald-Baar

... da bin ich mir sicher ✓

Wir engagieren uns für die Region, wenn es um Soziales, Sport, Kunst und Kultur geht. Zum Beispiel auch bei den Projekten des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Denn unser Standort ist hier: **Wenn´s um Geld geht - Sparkasse Schwarzwald-Baar.**